BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

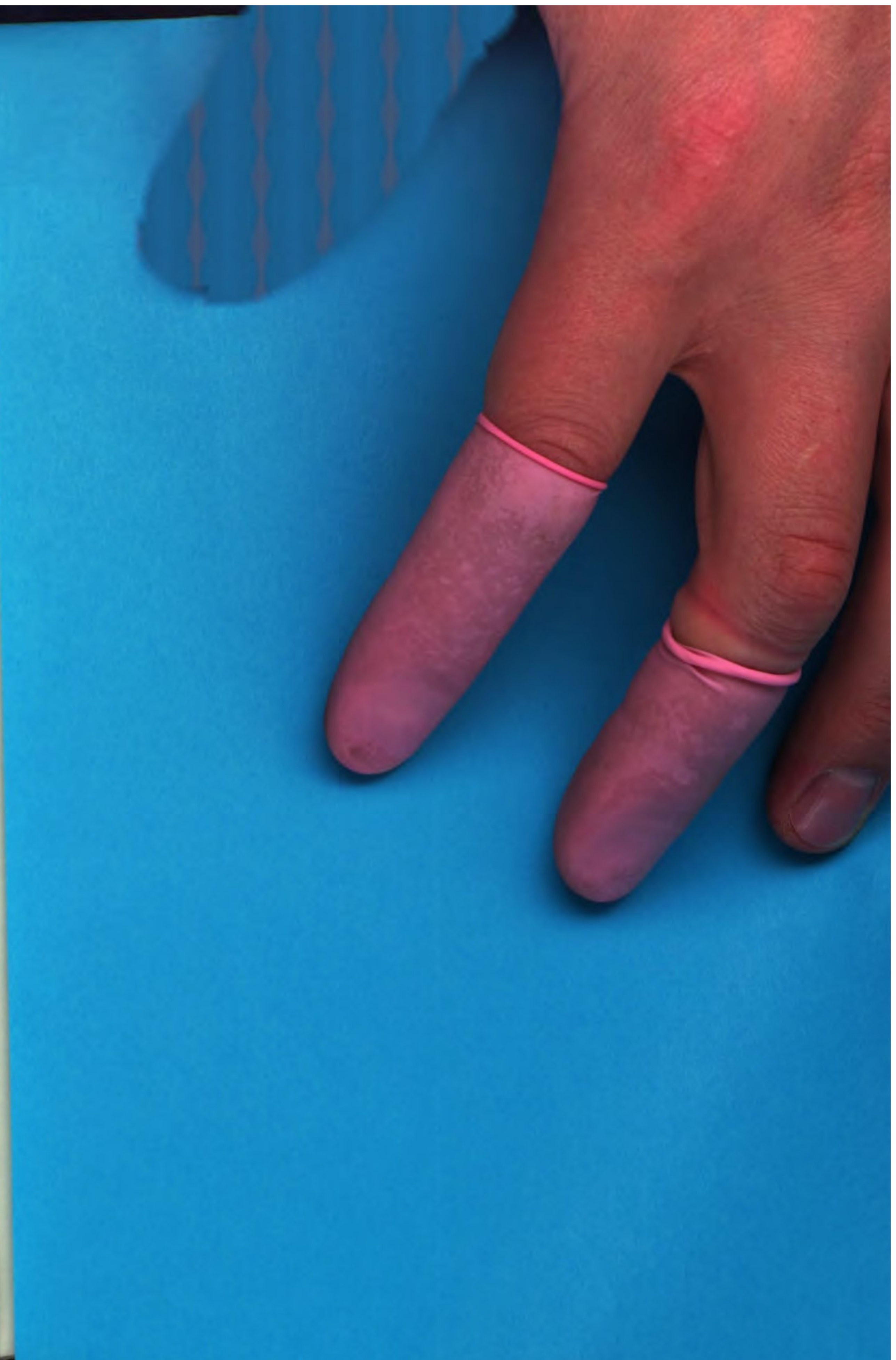
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Historische Bibliothek

interessanter Memoiren und politischer Denkschriften

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Dr. Ferd. Philippi.

I.

Jenseit der Pyrenäen.

Erster Band.

Grimma und **Leipzig**,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1850.

142 D

81 G

Jenseit der Pyrenäen.

Von

T. M. Houghes, Esqu.,
Verfasser der „Enthüllungen über Spanien“ ꝛc.

Erster Band.

Grimma und **Leipzig,**
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1850.

H. misc. 33 uf / 1-3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel: Der James Watt und König Hudson. — Benennung der Schiffe. — Anstoß an den Themse-Tunnel. — Die Douane in Havre. — Weibertracht. — Der Obstmarkt. — Bürgerliche und ländliche Schönheiten. — Fielding und die Reise nach Lissabon . . . 3

Zweites Kapitel: Das Leben im Freien auf dem Kontinent. — Die Place Louis XVI. in Havre. — Das große Bassin. — Das „laisser aller" des Volkes. — Seine Höflichkeit. — Französische Demoiselles und ihre Waden. — Ueberfluß an Militair. — Der Marktplatz und das Obst der Normandie. — Leben und Treiben auf den Quais. — Uebertriebene Höhe der Hafengebühren. — Thiers, Dumas, Horace Vernet und Alfonse Karr. — Die Regatta 6

Drittes Kapitel: Die Gärten Frascati bei Havre. — Die einzige französische Luftcisenbahn. — Der große philosophische Hexenmeister Monsieur de Bourbon. — Lösung des Geheimnisses. — Das neue Museum. — Die Befestigungen an der Küste. — Table d'hote. — Ein durchgebranntes, provisorisches, in flagranti ertapptes Comité-Mitglied. — Analyse der Gäste. — Das Theater; ein „Stern" von Paris; Hoffmann. Anglais en Voyage. — Belustigende Verspottung der Engländer . . 14

Viertes Kapitel: Caen. — Ausstellung eines Räubers an den Pranger. — Sein Benehmen. — Anekdoten und Charakterzüge aus seinem Leben. — Wohlthun trägt bei Räubern hundert Prozent Zinsen. — Beschreibung von Caen. Jagd und Jagddilettanten in Frankreich. — Ihr Kostüm. — Jagdanekdoten 22

Seite

Fünftes Kapitel: Rouen und seine Monumente. Die Promenaden. — Normánnische Gesichter und normánnische Aepfel. — Die Koketterie beschränkt sich hier auf den Kopf. — Ein fourieristischer Vortrag. — Das normánnische Tivoli. — Ein Austernkeller an den Ufern der Seine. — Seltene Mäßigung eines Geistlichen. — La belle Normandie. — Unpassende Anwendung des Namens La Seine inférieure . . . 27

Sechstes Kapitel: Eisenbahn von Rouen nach Paris. — Eigenthümliche Vorzüge des Eisenbahnreisens auf dem Kontinent. — Das Kostüm der Pari'er und Pariserinnen. — Gegenwärtiges Aussehen französischer Hauptstädte. — Verbesserungen der Architektur — Aenderungen in den Vorstädten. — Mannigfaltigkeit der öffentlichen Vergnügungen. — Vierzehn Theater während der „stillen" Jahreszeit geöffnet. — Die Königliche Familie. — Politische Triumphe. — Der Königsmörder Henry. — Mr. Cobden. — Anglomanie 33

Siebentes Kapitel: Die große Oper und Madame Rossi-Caccia. — Sammelplatz der notabilités artistiques et littéraires. — Proben ihrer causeries, bon-mots und calembourgs. — Bedeutende Consumtion von Eis in Folge der großen Hitze. — Die Cafés auf den Boulevards. — Eigenthümliche Lufterscheinung. — Pariser Puffs. — Die Nebenbuhler Lob und Rob. — Oeffentliche Heirathsgesuche. — Der Teufel unter den Doctoren. — Jeder Mann sein eigener Arzt; Raspail 39

Achtes Kapitel: Der Herzog von Montpensier kehrt von Straßburg zurück. — Seine Vermählung mit der spanischen Infantin. — Die zwei B., Butter und Bresson. — Vergrößerung der Pariser Journale; die Eleganz wird dem Umfange geopfert. — Das „junge Irland" und wie man sich in Frankreich darüber lustig macht. — Unterschied in der Behandlung der Soldaten in Frankreich und in England. — Conferenz mit Mr. de L'Obus, einem Mitgliede der Kriegspartei. — Quacksalber und Monstruosität der von ihnen erfundenen Namen 46

Neuntes Kapitel: Der Königsmörder Henry. — Die Heirath Montpensier „ce resplendissant conjungo." — Der Tiger Narvaez losgelassen. — Fortschritt der Freihandelsprincipien in Frankreich. — Die Weinlese. — Lord Normanby. — Pariser Journalisten; ihr Einfluß, ihre Käuflichkeit; die ungeheure Verbreitung ihrer Schriften. — Anekdote von Thiers. — Ein Witz von Guizot. — Die Pariser Karrikaturenjournalistik, der Charivari, der Corsaire-Satan, ihre Künstler, Gavarni, Daumier und Cham. — Die Illustration. — Die Guêpes. — Ansicht der Pariser Toilette aus der Vogelperspective. — Plan zu einer Kolonisation durch Militairmusik. — Anekdote über Ingres den Maler. — Kriegerische Sperlinge und der magnetische Telegraph . 53

Seit

Zehntes Kapitel: Die Eisenbahn nach Orleans. — Résumé der Reise nach den Pyrenäen. — Beschreibung von Orleans. — Dampfschifffahrt auf der Loire. — Beginn der Weinlese. — Die Hotels und Lebensweise. — Ein französischer Extravagant. — Uebertriebene Berichte von Getreideunruhen und Brandstiftungen. — Beschreibung von Blois, Amboise und Tours. — Französische Eisenbahn-Verwaltung. — Recontre mit einer Anzahl „chasseurs". — Beschreibung von Poitiers. — Die Ernte in Frankreich. — Angoulême. — Tumult bei den Wahlen. — Damen werden für die Politik ihrer Eheherren bestraft . . . 60

Eilftes Kapitel: Bordeaux; Ansehen der Stadt. — Die Weinlese nach Quantität und Qualität. — Französische und englische Claret-Bauern. — Wieder ein provisorisches Comité-Mitglied. — Davon gelaufene englische Bankerottirer an den Ufern der Garonne. — Der Freihandel in Bordeaux. — **Les libres-échangistes** sind ein wenig in ein ihnen gehörendes Monopol verliebt. — Mr. Cobden's Empfang in Bordeaux. — Seine erfolgreiche Propaganda sowohl öffentlich als privatim. — Abenteuer eines dem letzten Blutbad in Algier entronnenen französischen Soldaten 69

Zwölftes Kapitel: Verschönerungen in Bordeaux. — Ausgezeichnete Dampfschifffahrt auf dem Papier. — Die Eisenbahn nach La Teste. — Zu niedrig angeschlagene Bevölkerung. — Gute Weinlese. — Unterdrückung des Reformbanquets; französische „Freiheit". — Pyroscaphen. — Lächerliches Aushängeschild. — Bayonne. — Eine moderne Gascognade. — Das Schloß in Bayonne. — Das Schloß Marrac. — Zunahme der Räuber in den Pyrenäen. — Der Telegraph. — Frankreich und Spanien stehen im Begriff, in ein „compactes Königreich" formirt zu werden 79

Dreizehntes Kapitel: Reise von Bayonne nach Irun. — Saint-Jean-de-Luz. — Die Gerechtigkeit der Militairherrschaft des Herzogs von Wellington lebt jetzt noch hier im Andenken. — Anhoue. — Urugne. — Irun. — Spanische Zollhaus-Scheerereien. — Uebergang über den Bidassoa. — Fuénterrabia; dessen irrthümliche Verwechselung mit Roncesvalles durch Milton und andere Dichter. — Reise von Irun nach San Sebastian. — Linien der Carlisten und Christinos. — Hölzerne Bilder. — Beschreibung von San Sebastian. — Erinnerungen an die Belagerung im Jahre 1813. — Zunehmende Wichtigkeit der Stadt in Folge des vortrefflichen Seebads. — Ein Bordeauxer; seltsamer Charakter. — Gräber der Engländer, die vor der Stadt fielen 86

Vierzehntes Kapitel: Promenade zu San Sebastian. — Die St. Vincent-Kirche. — Die Kathedrale. —Der Hafen; seine Verödung. — Die

Seite

Plaza Nueva. — Eine improvisirte Arena zu einem Stiergefecht. — Kostüm der Bäuerinnen. — Der Obstmarkt. — Ueberfluß an Obstgärten in der Umgegend. — **Chacolin** — Mannigfaltigkeit der **pimientos** oder des rothen Pfeffers. — Zungenfertigkeit des Landvolks in seinem baskischen Dialekt und scheinbarer (aber nur scheinbarer) Hang zum Streit. — **Table d'hôte** und Originale an derselben. — Ein seltsames Paar englischer Reisender. — Ein spanisches Gericht, die Olla. — Britisches Französisch. — Die zwei Krücken oder Stelzen der Conversation eines Franzosen. — Vorzüge der Stadt San Sebastian als Seebadort für eine englische Familie. — Billiger Preis der Lebensmittel. — Fortwährende Besuche der Königin und ersten Familien Spaniens in San Sebastian während der Sommermonate 94

Funfzehntes Kapitel: Baskische Namen. — Glückliche Unwissenheit der spanischen Frauen. — Gang durch die **Alamedas** (öffentliche Spaziergänge). — Die Mantilla. — Tracht der Bauern und andern Volksklassen. — **Contrabandistas;** Tabakschmuggelei. — Die Bootmädchen zu San Sebastian. — Ansicht der Festungswerke in der Dämmerung. — Gegenwärtiges Aussehen des Orts, wo die Stürmenden eindrangen. — Thorheit, die Festungswerke noch länger zu unterhalten. — Wie leicht diese Stadt bombardirt werden kann. — Strenge Bestimmungen. — Prachtvolle Aussicht von dem alten Kloster des heiligen Bartholomäus, der Stadt gegenüber. — Neues Amüsement von Seiten meines **Bordelais;** das Entsetzen eines Franzosen vor dem Dickwerden. — Neue Straßen. — Enthusiastischer Erguß zum Lobe des Claret. — Prachtvolles Panorama des Hafens und der Umgegend 104

Sechzehntes Kapitel: Die große Straße von Bayonne nach Madrid über San Sebastian. — Skizze der vorgeschlagenen neuen Linie. — Topographie des angrenzenden Landes. — Vortrefflichkeit und Menge der Fische. — Das Thal Loyola mit seiner Erinnerung an den Gründer des Ordens der Jesuiten. — Ansehen von San Sebastian seit dem Wiederaufbau. — Die öffentlichen Kirchhöfe; Begräbnisse. — Die verfallenen Mönchsklöster und das noch bestehende Nonnenkloster. — Einfuhr- und Ausfuhrhandel. — Erinnerung an die Dienste der Legion in San Sebastian. — Dolores del Arco, eine einfache Geschichte . . . 113

Siebzehntes Kapitel: Reise von San Sebastian nach Tolosa. — Die neue sehr gut macadamisirte Straße. — Kostüm des baskischen Landvolkes. — Einfache Lebensweise. — Allgemeine Erscheinung des Volkes und seiner Wohnungen. — Die fueros. — Befreiung von der Abgabe auf Tabak. — Diese Provinzen das Paradies der Raucher. — Das Geheimniß der Unpopularität Espartero's bei den Basken. — Andoain. —

Seite

Villabona. — Erzeugnisse der Umgegend und die in diesen beiden Städten geborenen Notabilitäten. — Ueberblick über die baskischen Provinzen im Allgemeinen. — Der Carlismus des Landvolkes ist die Folge der Aufhebung ihrer fueros. — Der schwarze Prinz wird um die Herrschaft von Biscaya beschwindelt. — „Christianos viejos y rancios.“ — Charakter des Volkes. — Stand des Ackerbaues. — Musik und Tanz. — Sprache. — Der Eingang nach Tolosa 121

Achtzehntes Kapitel: Ein hungriger Franzose. — Der Teufel unter den Kellnerinnen. — Ein spanischer Parador und seine Muchachas. — Essen por vinganza. — Politische Ansichten eines französischen Musterreiters. — Der Popanz der Repeal. — Louis Philipp und die Königin Victoria. — Der Pariser Jokeiclub und die Wettrennen auf dem Champ de Mars. — Der Schneider und der Bandit in den Cevennen 128

Neunzehntes Kapitel: Beschreibung von Tolosa; die Kirche; die Fabriken. — Blokade der Diligencen. — In dieser Stadt geborene Notabilitäten. — Verhalten der Einwohner gegen die britische Armee während des Halbinselkrieges. — Sieg der Tolosaner über die Franzosen. — Reiseroute von Tolosa nach Bergara, Alegria, Legorreta, Villa-Franca, Brasain, Ormastegui, Zumarraga, Villa-Real, Anzuola, Bergara. — Das Laster des Lotteriespielens. — Die denkwürdige Convention von Bergara. — Umstände, welche dazu führten. — Blosstellung der französischen Gleichgültigkeit gegen die constitutionelle Freiheit Spaniens 135

Zwanzigstes Kapitel: Reise von Bergara nach Vitoria. — Das Feld, auf welchem die Convention vollzogen ward. — Mondragon. — Arechavaleta. — Escoriaza. — Castañares. — Salinas de Leniz. — Ullibarri. Betona. — Ankunft in Victoria. — Die Diligence macht Halt. — Neue Methode die Dielen zu bohnen; eine nützliche Cachucha. — Beschreibung von Vitoria. — Klima. — Die alte und neue Stadt. — Die Plaza Nueva und Municipalität. — Das Hospital. — Die öffentlichen Spaziergänge. — Die Florida, der Prado. — Alte Geschichte der Stadt. — Erzeugnisse. — Die Kirche von Santa Maria. — San Miguel. — San Francisko. — Die verfallenen Klöster. — Kleidertracht 146

Einundzwanzigstes Kapitel: Don Carlos Luis, der gegenwärtige Prätendent der spanischen Krone. — Aussichten für eine carlistische Invasion. — Abriß der Lebensgeschichte Cabrera's. — Er beginnt als verdorbener Priester. — Die erste carlistische Insurrektion. — Die Bergfestung Morella. — Sein Auftreten als Guerilleros. — Er erhält den Oberstenrang. — Nachrichten über die Hinrichtung seiner Mutter. — Seine schreckliche Vergeltung. — Er wird zu dem Range eines General-Majors befördert. — Er entledigt sich seiner Nebenbuhler auf ziemlich unumständliche Weise.

Seite

— Don Carlos Niederlage vor Madrid. — Außerordentliche Einnahme von Morella. — Die Belagerung. — Die brennende Bresche. — Er wird zum Kommandanten von Morella gemacht. — Sein Einfall in die huerta von Valencia. — Sein Sieg bei Maella. — Seine furchtbare Grausamkeit. — Zweite Belagerung von Morella. — Cabrera wird krank. — Espartero zieht ohne Schwertstreich in die Festung ein. — Er nimmt Berga. — Cabrera zieht sich nach Frankreich zurück. — Allgemeine Schilderung seines Charakters. — Balmaseda 154

Zweiundzwanzigstes Kapitel: Französische Sympathieen der Behörden zu Vitoria. — Anstalten zum Empfang der französischen Prinzen. — Außerordentliche Entfaltung von Militair auf der Straße. — Erster Anblick des Schlachtfeldes von Vitoria. — Ergebniß dieser großen Waffenthat. — Ariñez. — La Puebla de Arganzon. — El Bastillo, wo die Schlacht von Vitoria begann. Stellung der beiden Armeen. — Ein herrliches Weib. — Arminon. — Miranda de Ebro. — Zollhausplackereien. — Wie man ihnen entgehen kann. — Spanische Ehrerbietung für den Hut, und wie man sich dessen allgemein bedient, um Cigarren einzuschmuggeln. — Der Ebro als geographische Grenze. — Contrast zwischen den baskischen Provinzen und Castilien. — Ameyugo. — Der letzte Mais. — Pancorbo. — Der Paß. — Das gothische Schloß. Die von unserem französischen Freund Angoulême zerstörte Festung. — Rivaredonda. — Die Diligence; der Mayoral; der Zagal und der Postillon. — Bubo. — Bribieska. — Abschied. — Das Kloster. — Prellereien gegen Reisende. — Der Telegraph und Quintanapalla 181

Dreiundzwanzigstes Kapitel: Burgos; seine vielfachen Annehmlichkeiten. — Lage; Bevölkerung; Klima. — Geschichte dieser Stadt. — Einnahme derselben durch die Franzosen. — Die Kathedrale. — Anblick der Thürme. — Das Portal. — Die Puerta Alta. — Die Pellegeria. — Der Cimborio oder Dom. — Der Chor. — Der Hochaltar. — Statuen. — Bemalte Holzbilder. — Die plateria oder Kirchengefäße. — Die frühere ungeheuere Anzahl und Plünderung derselben durch die Franzosen. — Gespräch mit dem Uavero und einem alten Canonicus. — Die Kapelle des Condestable. — Die der Santa Maria; die Madonna von Andrea del Sarto; die Magdalene mit dem braunen Haar, von Leonardo da Vinci. — Die Kapelle von Santiago 192

Vierundzwanzigstes Kapitel: Zwei bewaffnete Schuhmacher ertappen mich bei dem Aufschreiben von Notizen und beschuldigen mich eines Dinges, was mir nicht in den Sinn gekommen. Man stellt mich unter Aufsicht. — Ich werde genöthigt politische Propaganda zu machen. — Die noch übrigen Sehenswürdigkeiten von Burgos. — Die Plaza Mayor; die Asche des Cid. — Verschiedene Trachten hier und auf dem Espolon,

Seite

oder ersten öffentlichen Spazierganges. — Die Señoras und Señoritas. — Auffallende Körpergröße der Männer. — Das Café Suizo. — Militärisches Leben. — Geckenhaftigkeit der jungen Offiziere. — Das Thor der heiligen Maria. — Ich besteige eine Rosinante und reite in sehr excentrischem Kostüm durch die Vorstädte, überzeuge aber die Einwohner nur desto mehr, daß ich ein heimlicher politischer Agent bin. — Die Cartuja oder das Kloster von Miraflores. — Die Alabastergrabmäler. Verstümmelungen und von den Franzosen hier während der Invasion verübte Gräuelthaten. — Ich bitte um Zutritt in die Citadelle von Burgos und werde zurückgewiesen. — Ich „umzingele" zur Rache die Citadelle auf meiner Rosinante. — Schreckliche Bewegung im Innern; man glaubt, daß ich sie einnehmen wolle — eine Aufgabe, welche selbst dem Herzog von Wellington mißlang. — Prachtvolle Aussicht von den Anhöhen des Schlosses. — Das Haus des Cid. — Ich befreie die Garnison von ihrer Angst und nehme die Citadelle nicht ein . . . 201

Fünfundzwanzigstes Kapitel: Man hält mich für den Sekretair der britischen Gesandtschaft in Madrid. — Unbequemlichkeiten meiner neuen Würde. — Ich gerathe in einen politischen Disput mit einem spanischen Oberst und halte endlich eine propagandistische Rede 209

Sechsundzwanzigstes Kapitel: Ich kann keine Postpferde bekommen, und daher auch nicht nach Valladolid weiter reisen. — Ich sehe mich genöthigt zu einer Intrigue Zuflucht zu nehmen. — Die Muchacha Franzisca steht mir freundlich bei. — Wir verabreden unsere Pläne, die durch die Faulheit eines Holgazans fast vereitelt werden. — Sie gelingen durch den Witz eines Weibes. — Noch Einiges über die Beaufsichtigung, der ich in Burgos unterworfen. — Ein Saragossaner. — Ein Afrancesado. — Werth der französischen Reisehandbücher. — Ein unzufriedener Engländer. — Der Hausknecht im Parador. — Rath für Reisende. — Abreise nach Madrid 217

Siebenundzwanzigstes Kapitel: Lerma. — Anblick von Castilien. — Prachtvoller unangebauter Boden. — Dechesas und despololados. — Gumiel de Izan. — Wir fahren die Somosierra hinauf. — Die Stadt. — Das Abendessen. — Thee und Eier. — Erinnerungen an die Schlacht. — Buitiago. — San Sebastian de los Reyes. — Fuencarral. — Das Thor von Bilbao. — Wir erreichen Madrid 224

Achtundzwanzigstes Kapitel: Madrid; die Puerta del Sol. — Die Plaza del Oriente. — Der königliche Palast. — Graf Bresson hält um die Hand der Infantin Luisa an. — Er steigt dieselbe Treppe hinauf, welche Diego Leon stürmte. — Sein brillanter Empfang. — Reden des Grafen Bresson, der Königin Christine, der Königin Isabella. — Wider-

Seite

legung des Premierministers Isturiz, durch den englischen Gesandten in Madrid. — Brief des Generals Serrano; Mr. Bulwers Antwort . 231

Neunundzwanzigstes Kapitel: Straßensperre in Madrid. — Entstellung der öffentlichen Gebäude. — Umwandlung des Prado und der Plaza Mayor. — Militairische Paraden zum Zweck der Einschüchterung. — General Bretons Verfahren in Catalonien. — Bedrückung der Presse zu Madrid. — Schattenrisse der spanischen Minister: Isturiz, Mon, Pidal, Caneja, Sanz, Armero. — Das fremde diplomatische Corps: Graf Bresson, Fürst Carini, der Herzog von Glücksberg, Baron Rendorffe. — Die weiblichen Mitglieder der Camarilla: die Marquise von Santa Cruz, die Marquise von Valverde. — Jagd in Lerida. — Die Petition der Progressisten gegen die Heirath Montpensier. — Gespräch auf der Puerta del Sol 239

Dreißigstes Kapitel: Die königliche Kapelle in Madrid. — Die königliche Familie bei ihrer Andacht. — Die Königin Isabella. — Die Infantin Luisa. — Die Königin Christine. — Don Francisco de Paula. — Don Francisco de Asis. — Seine Schwestern. — Sein Bruder Don Enrique. — Der Herzog von Montpensier. — Der Herzog von Aumale. — Die unglücklichen Candidaten, Prinz Leopold von Sachsen Coburg und Graf Trapani. — Ob es wahrscheinlich ist, daß die Königin Isabella Kinder bekommt. — Ihr Kostüm bei militairischen Musterungen. — Die Fräulein Munoz. — Ludwig Philipps Kuppelei. — Anekdote über den Herzog von Montpensier 251

Einunddreißigstes Kapitel: Differenzen zwischen den ärztlichen Rathgebern der Königin Isabella. — Wirkung der exklusiven Erziehung in königlichen und andern vornehmen Familien. Der Herzog von Medina Celi, der Herzog von Abrantes, der Herzog von Ossuña, der Herzog von Montemar, Granden von Spanien und Portugal. — Uneinigkeit zwischen Don Francisco de Asis und Don Enrique. — Muñoz, Herzog von Rianzares. — Narvaez, Herzog von Valencia. — Auftritt zwischen ihm und Salamanca. — Carasco's Wette. — Das Stiergefecht. — Politische Kleinigkeiten. — Erklärung der progressistischen Presse . . . 263

Erstes Kapitel.

Der James Watt und König Hudson. — Benennung der Schiffe. — Anstoß an den Themse-Tunnel. — Die Douane in Havre. — Originelle Personen daselbst. — Spaziergang durch Havre. — Weibertracht. — Der Obstmarkt. — Bürgerliche und ländliche Schönheiten. — Fielding und die Reise nach Lissabon.

Die Themse hinunter. 3. Sept.

Um neun Uhr Vormittags brachen wir auf — eine Stunde nach der im Reglement bestimmten — ein bewundernswürdiges Beispiel von Eisenbahn- und Dampfbootpünktlichkeit. Es fragt sich: Ist König Hudson sowohl ein Neptun, als ein Vulkan? Herrscht er über das Reich des Wassers eben so, wie über das des Feuers? Ein Wink für die General-Dampfschifffahrts-Compagnie, seinen Namen sowohl als Vertreter ihres Direktoriums zu nennen, als der östlichen Grafschaften, damit sie dadurch Jemanden gewinnen, der ihre Regelmäßigkeit ausposaunt.

Unser Dampfer heißt der James Watt — ein Glück verkündender Name — und schien seinen Dampf zu Ehren dieses großen Geistes nur um so eifriger loszulassen. In den Namen der Schiffe liegt ein merkwürdiger und größtentheils sehr richtiger Schlüssel zum Nationalcharakter. Wir Engländer haben für unsere Schiffe nicht wenig alberne Namen, sie sind aber im Ganzen genommen kurz, handlich und praktisch. Man vergleiche den James Watt mit La Prise de la Bastille, Le Vingt-sept Juillet oder mit den noch hochtrabenderen Ausgeburten des spanischen Aberglaubens La Purissima Conceptia oder Nuestra Sennora de

la Gloria! Ein junger Violinspieler, den ich vor drei Jahren in Sevilla hörte, ward El Nino Jesus, „das Kind Jesus“ genannt! Ist dies der richtige Weg, die Menschen religiös zu machen?

Bums! stieß der Kiel des James Watt gegen die Ausmündung des Themsetunnels an [eine positive Thatsache — denn, lieber Leser, ich habe mir fest vorgenommen, Dir nichts mitzutheilen, als Thatsachen]. Ich fürchte nicht, daß wir das ungeheuere Werk einer architektonischen Grille ernstlich gefährdet haben, aber wahrscheinlich sind wir schuld, daß einige Kannen Wasser mehr durch das Mauerwerk sickern und in Folge vermehrter Lungenkrankheiten die Entfernung jener nach Six pence lüsternen Märtyrer beschleunigt wird, welche an diesem schauerlichen Orte — den einsamen Katakomben von London — ihre Talente entfalten. Nur erst gestern schenkte ich einer bleichen, vor Frost und Nässe zitternden Künstlerin eine halbe Krone für die Silhouette einer Dame, mit welcher ich dieses unterirdische Wunder besuchte. Die Wange der Künstlerin war eben so farblos als das Papier, aus welchem sie das Profil schnitt. Ich las in ihrem Gesicht die wachsenden Spuren einer freiwillig herbeigeführten Schwindsucht. Wollte der Himmel, dieses Anstoßen des James Watt hätte den Tunnel auf ewige Zeiten in Trümmern geworfen! Hätte ich etwas zu befehlen, so ließe ich dieses Loch unbedingt zumauern.

Eine Viertelstunde lang blieben wir auf dem Sande sitzen mit der angenehmen Aussicht auf Wapping von der einen Seite und die Kirche von Rotherhithe auf der andern — in der Ferne die flachen Dächer von Bermondsey mit dem Geruche der Lohgerbereien — ein Londoner Surrogat für die Wohlgerüche des glücklichen Arabiens. Dieses Sitzenbleiben ist die Folge des Mangels an Pünktlichkeit beim Absegeln. Wären wir um Acht aufgebrochen, wie das Reglement bestimmt, so hätten wir Wasser vollauf gehabt. Die kleinen Dampfboote, die an uns vorüberkommen, scheinen uns auszulachen. „Regenbogen“ ziehen vorüber und „Diamanten“ blitzen vorbei. Der „Falke“ ist uns so eben mit einer vollen Ladung Passagieren nach Margate vorangeschossen, welches in diesem Monat seine Ernte hält. „Große Leute bewegen sich langsam.“ Nur Schade, daß für den Augenblick unser Schiff nicht ein kleines Spielzeug ist, für welches der Theekessel der kleinen Königin Mab genug Dampfkraft entwickeln würde.

„Jetzt, hebt er sich!“

„Er schwimmt wie ein Fisch.“

„Prachtvoll!“

So lautete das tröstliche Gespräch zwischen dem Steuermann und seinem Gehülfen, welches verkündete, daß unser Schiff sich wieder in Bewegung gesetzt hatte.

Havre den 4. Sept.

Wenn ich bei den Vorfällen meiner Seereise von London nach Havre verweilen wollte, während mir nur ein Uebergang über die Pyrenäen bevorstand, so würde ich damit blos den würdigen deutschen Philologen nachahmen, der sich vornahm einen Kommentar über die Iliade zu schreiben und gleich der ersten Zeile einen halben Folioband widmete. Ich werde daher meine Seekrankheit und meine alltäglichen Erfahrungen am Bord des Schiffes bei Seite lassen und die ängstlichen Londoner Spießbürger weiter nicht lächerlich machen, welche die Mehrzahl meiner Reisegefährten bildeten und jetzt zum ersten Mal den Fuß auf den Kontinent setzten, ohne nur das Mindeste von fremden Sprachen und fremden Sitten zu wissen. Ihr spaßhafter Schrecken über das Zusammenschmelzen von Fünffrankstücken bei der Bezahlung der Bootsleute, der Besichtigung des Gepäcks, des Transports desselben, der Zollhausgebühren und der Paßquälerei, war an und für sich eine hinreichende Strafe für die Kühnheit, mit der sie so ganz ohne alle Vorbereitung die terra incognita von Europa besuchten. Entsetzlich war der stiere Blick eines gewissen kleinen Mannes in einem blauen Rock mit blanken Knöpfen, der offenbar jetzt zum ersten Mal seine Person hinter dem Ladentisch hervor in's Ausland versetzte, als ich auf seine erschreckte leise gelispelte Frage: „Entschuldigt, Sir, könnt Ihr mir vielleicht sagen, wie viel man den Bootsleuten für das Ueberfahren bezahlt?“ mit der Kaltblütigkeit eines alten Praktikus antwortete:

„Ich weiß es wirklich nicht — vermuthlich so viel sie verlangen.“

Die Forderung war in der That eine billige — ein Franc für jeden Passagier, und hätte sie drei Francs betragen, so hätten wir natürlich auch weiter nichts thun können, als bezahlen. Es ist so zu sagen das A B C des Reisens, gegen keine Forderung etwas einzuwenden, die nicht offenbar ganz übertrieben ist. Der Verlust der Gemüthsruhe wird durch das Ersparniß eines Sixpenny schwerlich aufgewogen — selbst vorausgesetzt, daß diese Ersparniß bewirkt würde. So ein echter Spießbürger aber kann sich niemals von der Idee des Handelns und Mäkelns losmachen.

Seitdem ich zum ersten Male Frankreich betreten — es sind nun gerade 10 Jahre her — ist es bei mir fixe Idee gewesen, daß man sich nicht zehn Schritte weit in irgend einer Richtung bewegen kann, ohne auf ein Original zu stoßen. Die Circulation, welche an andern Orten die Ungleichheiten ebnet, greift vergeblich die Eigenliebe eines echten Franzosen an, die sich gewöhnlich in irgend einer phantastischen Gestalt vordrängt, welche dem Beobachter, wo nicht ein interessantes, doch ein belustigendes Bild darbietet. So war ich kaum aus dem Zollhause zu Havre herausgetreten, als auch schon ein Paar Originale sich zeigten. Das eine war ein ungeheuerliches Weib, welches mit dem delikaten Amt betraut war, die weiblichen Passagiere zu durchsuchen, wenn man bei ihnen Contrebande vermuthete. Ein pergamentenes Gesicht vom dauerhaftesten Braun, große Züge in Verbindung mit einer robusten Gestalt und einer groben heiseren Stimme gaben ihr einen so männlichen Anstrich, daß ich, besonders als ich noch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen und die Länge ihrer Schritte beobachtete, starken Verdacht zu hegen begann, daß sie ein verkleideter Mann sei. Der Scherz wäre ein wenig stark, aber vortrefflich, da diese Offiziantin ermächtigt ist, die weiblichen Reisenden zur Ablegung jedes beliebigen Kleidungsstücks zu nöthigen, um sich zu überzeugen, daß sie nichts einschmuggeln. Wirklich, meine schönen Landsmänninnen sollten eine derartige Inspektion ablehnen, so lange nicht das Geschlecht dieser brüsken Inspectorin gehörig ermittelt und beglaubigt ist. Welch eine Randglosse zu dem abgeschmakten System, Zölle zu erheben, um die Staatseinkünfte zu vermehren, was in England wenigstens noch vor Ablauf von zehn Jahren nicht mehr der Fall sein wird.

Das zweite Original, welches meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war der Mann, der die Kosten für jede Besichtigung des Gepäckes bestimmt und an der andern Thür der Douane das Geld in Empfang nimmt — eine grand gros goguenard, der nach Art eines französischen Ragouts, alle Sprachen durch einander hackt und eine Fertigkeit, Pakete und Beträge zu summiren, zu besitzen scheint, welche Babbage's Rechenmaschine weit in den Hintergrund stellt. Wenn die Passagiere Gegenvorstellungen machen, so liegt in dem Ton seiner Stimme und in seinem Auge eine Ironie, welche für Jeden, der die Welt ein wenig kennt, unwiderstehlich überzeugend sein muß. Sie sagt so deutlich wie Worte es sagen können: „Alter Junge, Du bist in meinen Händen und mußt bezahlen, wenn Du Dein Gepäck wieder haben willst.“ Er hat eine sehr sinnreiche und wie ich glaube ihm eigenthümliche Weise, die Prozente zu berechnen. Er weis't auf einen

sehr komplizirten Tarif an der Wand, der wie der Talmud nach Belieben ausgelegt werden kann, und appellirt, indem er mit einer kunstgeübten polternden Leichtigkeit, die niemals ihren ruhigen, ironischen Ton verliert, aus einer Sprache in die andere fährt, in Bezug auf die Richtigkeit seiner Rechnung, an das vorbemeldete ungeheuerliche Weib, welche sie natürlich kategorisch bestätigt. Dann steckt er die Francs ein, giebt seinen weiten langen Hosen einen Ruck, blinzelt mit einer Art Bauchrednergelächter, von welchem sein Falstaff'scher Wanst erzittert, seine Collegin an und scheint ein Priemchen auf die andere Seite des Mundes zu schieben. Denn ich glaube, er kaut Tabak.

Havre ist der direkte Gegenfüßler von Boulogne in Ansehen und Ausdruck, und für die Reisenden, welche wirklich Franzosen zu sehen wünschen, der beste Platz, damit den Anfang zu machen. In Havre ist Alles durch und durch französisch — die Stadt, die Straßen, die Leute, während Boulogne in so hohem Grade englisirt ist, daß es für einen Engländer schwer hält sich im Auslande zu glauben. Die Quais sind in Havre ungemein lebhaft und die Bassins mit Schiffen angefüllt. Es ist ein ächter wimmelnder Hafenplatz und bewahrt doch alle Eigenthümlichkeiten der Provinz, zu der er gehört.

Ich schlenderte die Quais entlang bis zu dem Platz Ludwigs des Sechszehnten und empfand ganz denselben Eindruck, wie vor zehn Jahren, indem ich in der Stadt einen alten Freund entdeckte, nicht mit einem neuen Antlitz, aber ohne daß sich eine einzige Runzel in seinem alten Gesicht geändert hätte. Es war noch dieselbe eigenthümliche Mannigfaltigkeit kleiner Kaufläden, dieselbe Anhäufung ihres Inhalts vor Thüren und Fenstern, dasselbe Gekreisch von Vögeln und dasselbe Gewimmel auf den Quais, dieselbe reichliche Beimischung von Kaffeehäusern, Wein- und Grogschenken, dieselbe Menge normännischer Einwohner in und aus der Umgegend in den Straßen, dieselben blauen Blousen der Männer, dieselbe malerische und anscheinend unendliche Mannigfaltigkeit in den Hauben der Frauen. Der westliche Theil des Landvolks der Normandie zeichnet sich mehr durch kräftige Frische, als durch einnehmende Gesichtszüge aus, doch soll es im Innern der Provinz wirklich reizende Frauen geben. Da ich jedoch nur meine wirklichen Beobachtungen auf dieser Reise niederschreiben will, so muß ich erklären, daß ich in den Straßen vor Havre nur wenig Schönheiten angetroffen habe, obschon die koketten, wunderlichen Formen mancher Hauben und die kleinen knappen Spencer dem jüngeren Frauenzimmer ein nettes Ansehen geben, und ich hatte das Vergnügen, vielen hübschen Gesichtern zu begegnen.

Die Alten sind größtentheils häßlich und hager, ich spreche hauptsächlich von den niederen Klassen. Die weibliche Tracht, die man in den Straßen, in den Kaufläden und den öffentlichen Orten sieht, ist größtentheils dunkel; — Schwarz scheint die allgemeine Lieblingsfarbe zu sein. Unter der weniger günstigen Sonne Englands sind die Farben, welche das schöne Geschlecht zu dieser Jahreszeit trägt, weit bunter. Dies ist auch in Paris allgemein der Fall, in der Provinz aber weiß man wenig davon — so vollständig concentrirt und monopolisirt Paris Alles, was das Land an Mode und Eleganz aufzuweisen hat. In jeder nur einigermaßen bedeutenden Provinzialstadt Englands wird die Eleganz der weiblichen Toilette beachtet, und es läßt sich nicht leugnen, daß meine schönen Landsmänninnen in diesem Punkte seit einigen Jahren bedeutende Fortschritte gemacht haben. London lastet in dieser Hinsicht nicht wie ein Alp auf dem Lande, wie mit Paris der Fall ist. Wir haben Dutzende von Provinzialstädten, die zu klein London anwachsen, und auch außerhalb der Metropole findet man Eleganz in Fülle.

Die Witterung ist hier so köstlich als man sich nur denken kann. „Ce beau soleil de Normandie“ erzeugt genug Wärme, um zu erheitern und zu beleben, ohne die Trägheit und den Druck südlicher Klimate. Und doch findet man im Vergleich mit dem energischen England die Spuren beginnender Trägheit schon hier. Die Wirkungen des Klima's machen sich in regelmäßiger Stufenfolge fühlbar, so wie man südwärts nach den Alpen oder Pyrenäen und von da in die italienische oder spanische Halbinsel und über das mittelländische Meer nach Afrika kommt.

Ich spazierte so eben die Rue de Paris, die Hauptstraße von Havre, hinauf, schaute in die Notre-Dame, Kirche mit ihren bunten hellen Draperieen und nicht unliebenswürdigen Besucherinnen hinein und brachte eine gute halbe Stunde auf dem unvergleichlichen Schauplatze des Nationalcharakters in allen Ländern — dem Markte zu. Hier laden Obst, Fische, Gemüße und Eßwaaren aller Art zum Beschauen und Genießen ein, Blumen von den köstlichsten und prachtvollsten Farben ruhen neben Birnen und Aepfeln, wie nur die Normandie sie erzeugen kann. Mandeln, Wallnüsse und Melonen liegen aufgehäuft neben schönen, weißen und schwarzen Trauben, welche jedoch nicht mit denen zu vergleichen sind, die ich seit Jahren in Cadix, Sevilla und Lissabon gegessen habe.

Ich habe mir vorgenommen, in meinen Mittheilungen so bunt und unmethodisch zu verfahren, als möglich. Es ist mein Ehrgeiz, Dich zu unterhalten,

lieber Leser, eben so wie ich genöthigt bin, mich selbst in der Absicht zu amüsiren, um mir die Qualen einer schweren organischen Krankheit zu erleichtern. Nur wer in meiner Umgebung gewesen ist, weiß, wie viel ich an einem Lungenübel zu leiden habe, gegen welches ziemlich jedes erdenkliche Mittel vergeblich erprobt worden ist. Es ist nur noch eines übrig — Geduld, von der ich einen leidlichen Vorrath zu besitzen glaube, da eine sechsjährige, ununterbrochene Krankheit mir sie gelehrt hat. Ich bemühe mich, durch Beobachtung der Außenwelt und der Menschen dem natürlichen Hange, über meinem Unglück zu brüten, zu entgehen, und suche in der Beschäftigung jene Heiterkeit zu finden, die bei einem müssigen Leben und dem Verweilen bei Phasen meiner Krankheit unvermeidlich verloren gehen würde. Um die Ketten, in welche die Krankheit mich geschlagen, möchte ich die Blumen winden, die ich noch auf meinem Leidenswege pflücken kann.

Es sind nun gerade hundert Jahre her, seitdem der unvergleichliche Fielding dieselbe Reise machte, die ich jetzt antrete. Er reis'te aber zur See anstatt zu Lande, und zeichnete seine Wahrnehmungen in einem bewunderungswürdigen Werke auf, nach dessen Vollendung nur wenige Monate verflossen waren, als er in dem Orte seiner Pilgerfahrt starb. Raben lieben es, sich mit Adlern zu vergleichen, und deshalb möchte ich sagen, daß ich in demselben Geiste wie Fielding genau und umfassend die Wahrnehmungen einer weit mühsameren, aber auch eben so weit interessanteren Reise aufzuzeichnen und vielleicht einige Schwierigkeiten für Die zu beseitigen suche, welche ebenfalls diesen bis jetzt verhältnißmäßig unbekannten Weg einschlagen. Eben so werde ich mich in dem Eifer, mit welchem ich meine Aufgabe zu vollführen gedenke, nicht durch die sehr starke Wahrscheinlichkeit abschrecken lassen, daß ich ebenso wie Fielding die Reise nicht lange überleben werde.

Zweites Kapitel.

Das Leben im Freien auf dem Kontinent. — Die Place Louis XVI. in Havre. — Das große Bassin. — Das „laisser aller“ des Volkes. — Seine Höflichkeit. — Französische Demoiselles und ihre Waden. — Ueberfluß an Militair. — Der Marktplatz und das Obst der Normandie. — Leben und Treiben auf den Quais. — Uebertriebene Höhe der Hafengebühren. — Thiers, Dumas, Horace Vernet und Alphonse Karr. — Die Regatta.

Havre, den 4. September.

Jenes Leben unter freiem Himmel, welches einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Kontinent und England ausmacht, sieht man gleich hier beginnen. Hier ist das erste Stadium jenes laisser aller und jener insouciance, welche, wenn man Europa durchreis't hat, in dem gänzlichen abandon des Lazzaroni enden. Wir sind jetzt auf der Place Louis XVI. oder wie sie auch genannt wird, der Place du Théâtre, dem Hauptplatze der Stadt. In dem mittlern und offnern Theile desselben, zwischen den Ulmengruppen sind die Kaufleute und wohlhabenden Bürger in bedeutender Anzahl versammelt — sie rauchen, schlendern umher, unterhalten sich, beäugeln oder kritisiren die Passagiere, oder machen gar Nichts — ganz so wie in dem Palais Royal zu Paris. Einige sitzen auf gemietheten Stühlen — zu zwei Sous — die Meisten aber stehen. Auf den Bänken, in den Nebenalleen liegen eine Menge Individuen aus der arbeitenden Klasse, die hier der Mittagshitze in einer Art Siesta zu entgehen suchen. Unter dieser Klasse ist bei den Männern die blaue Blouse und bei den Frauen die weißleinene Haube fast allgemein. Aber Viele sieht man auch ohne Rock oder Blouse, und dort gehen zwei gamins Arm in Arm mit

jener Traulichkeit, die man so oft bei französischen Jünglingen sieht und bewundert, und die nichts anhaben als Hemd und Hosen. In der That, Frankreich ist das Land, wo man es sich bequem zu machen versteht. Dort gehen wieder ein paar junge Leute in Hemd und Pantalons, und so würde man sie an einem schwülen Tage, wie der heutige, in ganz Frankreich zu Hunderten antreffen.

Das große Bassin wimmelt von Fahrzeugen und darunter Schiffen von den größten Dimensionen. Es ist keine Uebertreibung, wenn man Havre das Liverpool Frankreichs nennt, obschon es hinter dem englischen Liverpool noch weit zurücksteht. Die Bevölkerung betrug nach dem letzten Census **30,000**, étrangers compris, aber mit Ausschluß der Vorstädte. Jetzt beläuft sie sich, Ingouville und die andern Vorstädte eingeschlossen, auf volle **60,000**. Die Quais und Bassins sind schön und groß, und obschon der Handel mit dem von Liverpool keinen Vergleich aushält, so ist er doch sehr beträchtlich. Am Fuße der Place Louis XVI., wo ich stehe, gerade vor dem Theater, liegt ein prachtvolles neues Kauffartheischiff. Es ist in Honfleur gebaut und vom Stapel gelassen, heißt der „General Testé," trägt **660** Tonnen Last und ist zum Wallfischfang bestimmt. Es werden soeben die Masten eingesetzt, während eine dreifarbige Fahne von der Größe eines Bramsegels, ihre breiten Falten über das Deck flattern läßt.

Der Reisende, der zum ersten Male England verläßt und nach Frankreich kommt, wird hauptsächlich von zwei Dingen betroffen — der Höflichkeit der untern Volksklassen, und dem Mangel unserer anerkannten Begriffe von Bequemlichkeit und Reinlichkeit. Alles dies ist schon früher und wiederholt bemerkt worden, aber ein paar Worte über den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich in dieser Hinsicht, werden nicht am unrechten Orte sein. Alle Unverschämtheit der commis-voyageurs, verkappten Politiker und des abgeschmacktesten Parteikampfes hat es unmöglich gefunden, die angeborene Höflichkeit des Nationalcharakters zu verdrängen. Hauptsächlich aber sind es die niedrigsten und die höchsten Volksklassen, in welchen man sie suchen muß; unter vielen der Mittelklasse Angehörigen findet man eine Geschwätzigkeit, eine übertriebene Eitelkeit, und eine unerträgliche, abstoßende Selbstgenügsamkeit und Dreistigkeit; ganz besonders ist dies bei allen Parisern der Fall, die nur ein sehr guter Magen verdauen kann, und ich für meinen Theil verkehre lieber mit den hommes du peuple, dem Landvolke, den Handwerkern, dem echten

gentilhomme der vornehmsten Klasse, wenn es möglich ist und allen honnêtes gens. Hier findet man wahre, ächte, angeborene Höflichkeit und Rücksicht für Alle, sowohl Einheimische als Fremde. Was Comfort und Reinlichkeit betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Entscheidung jedes unparteiischen und wirklich gereif'ten Mannes dahin geht, daß diese Eigenschaften zu verschwinden beginnen, wenn man über den britischen Kanal hinüber ist, daß sie selbst in Paris, ungeachtet einiger krampfhaften Versuche, sie einzuführen, mit dem Genius des Volkes nicht sehr vereinbar scheinen, und demgemäß in häuslichen Einrichtungen kein großer Fortschritt gemacht worden ist, während bei jedem Schritte, den man weiter südwärts thut, die Elemente der Behaglichkeit und Reinlichkeit allmählig mit dem Wechsel des Klima's verschwinden, bis der Fremde, wenn er an die äußerste Spitze der Halbinsel gelangt, die häuslichen Einrichtungen nicht blos von unsern gewöhnlichen Begriffen abweichen, sondern sogar oft dem gesunden Menschenverstande zuwiderlaufen sieht. Doch sind dies Dinge, die nur alte Weiber von dem Besuche und dem Ausbeuten dieser herrlichen Länder zurückschrecken können. Die Entschädigung dafür ist reichlich und unendlich. Der wolkenlose Himmel, die prachtvolle Sonne — die im Sommer allerdings ein wenig zu heiß ist, die schönen Landschaften, die herrlichen Naturerzeugnisse, die klassischen Umgebungen, die von der Zeit geheiligten Erinnerungen, das Studium der Menschen, die in diesen südlichen Ländern das Herz auf der Zunge tragen, die beinahe allgemeine Höflichkeit, das offene, biedere Wesen, der schöne männliche Charakter der pyrenäischen und spanischen Völkerstämme — alles Dies zusammengenommen gewährt einen Reiz, der dieser Tour ein überwiegendes Interesse gewährt, in Vergleich zu welchem die wenigen Schattenseiten, auf welche wir hingedeutet haben, nur kleine unbedeutende Uebelstände sind.

Ein anderer Punkt, der den Reisenden überzeugen wird, daß er nicht mehr in England ist, beruht in der größern Koketterie der Frauen. Ich will nicht sagen, daß ihre Augen heller sind, aber es liegt mehr Bedeutsamkeit in ihren beredten Blicken — eine Bedeutsamkeit, die noch dazu nicht immer die angenehmste ist. Sehr junge Mädchen scheinen schon zum Bewußtsein ihrer Bestimmung gelangt zu sein, und lachen oft gerade aus, wenn man sie nur zufällig ansieht, und jede Frau, wäre sie auch so alt wie Methusalem, erwartet, daß man sie noch bewundere. Auch ist es seltsam, welch einen Abscheu sie vor dem Staub oder Koth oder dem Nichtstaub und Nichtkoth, wie es nun gerade

trifft, auf den Straßen haben, wenigstens ist es mit denen der Fall, welche wissen, daß ihr Fuß nicht zu den häßlichen gehört. Es ist prachtvolles Wetter und auf diesem Trottoir fast kein Stäubchen zu sehen, und doch geht ein sehr elegant und prächtig gekleidetes Mädchen mit ihrer Mama und ihrer ältesten Schwester auf demselben, und nimmt das Kleid dann und wann fast bis an's Strumpfband hinauf. Und sie ist kaum siebenzehn Jahr alt und ihr Antlitz strahlt von Unschuld und Einfalt, wie das der meisten unverheiratheten jungen Französinnen — nach ihrer Vermählung verfallen sie gewöhnlich in's entgegengesetzte Extrem. Die Mama, die Gattin eines normännischen Gutsbesitzers, weiß recht wohl, was hinter ihr vorgeht, aber sie thut, als bemerkte sie es nicht. Sie wünscht ihre Tochter zu verheirathen und weiß, daß dieser Fuß schon an und für sich eine Ausstattung ist.

Von allen Verschiedenheiten zwischen Frankreich und England, die einem Fremden bei seiner ersten Ankunft auffallen, ist die charakteristischste vielleicht das Vorherrschen des Militairs in dem erstern Lande. Es liegt in dieser Bemerkung allerdings nichts sehr Originelles, aber es möchte fast unmöglich sein, durch Frankreich zu reisen, ohne zu dieser Wahrnehmung gedrängt zu werden. Viele Franzosen, mit denen ich auf dieser Reise verkehrt habe, sind, während sie schnell bei der Hand waren, auf englische Gebrechen aufmerksam zu machen und Frankreich die Palme zuzuerkennen, in Bezug auf die Nutzlosigkeit und den ungeheuren Aufwand dieses Instituts derselben Ansicht gewesen, wie ich. Algier ist immer noch ein sehr schwieriger Punkt und wird — wenn dies durch irgend etwas geschehen kann — den gallus bellicosus oder Kampfhahn umbringen, der das Symbol der französischen Kriegswuth ist. Ein sehr intelligenter Franzose, der soeben aus England zurückgekehrt war, wo er nur wenige Tage verweilt hatte, war von der Vorzüglichkeit unserer Polizeiverwaltung durch Civilisten anstatt durch Soldaten so betroffen, daß er seinen Entschluß bekannte, überall, wo er in Frankreich hin käme, zu Gunsten unseres Systemes und der Verminderung der französischen Armee Propaganda zu machen. Und wenn man aus einem Luftballon auf irgend einen Theil des französischen Gebietes herabfiele, so könnte man darauf rechnen, zuerst den häßlichen Czacko und die rothen Hosen eines Soldaten zu erblicken und nichts ist wahrer, als die Worte der Marseillaise:

„Tout est soldat pour vous combattre.“

Ich habe soeben einen Spaziergang durch den Marktplatz beendet und einige

der Früchte der „belle Normandie“ gekostet. Ich finde, daß die Jahreszeit dem Obste in Frankreich nur wenig günstiger gewesen ist, als in England. „Ah ma foi, c'est toute abimée“ lautete die Antwort einer Hökerin, der ich einige Fragen über diesen Punkt vorlegte. Sie bewog mich nichts destoweniger einige vortreffliche Exemplare von Birnen, Aepfeln und Pfirsichen auszuwählen, wofür sie mir die folgenden (für die Normandie) Hungerpreise abverlangte: gute Aepfel, drei Sous das Stück; ditto Birnen 4 Sous, ditto Pfirsiche 8 Sous, eine kleinere Sorte 5 Sous. Als ich meine Fragen weiter fortsetzte, erfuhr ich, daß das Anführen eines Mangels kein bloßer Handelskniff, und die Mißernte, sowohl an Obst, als an Kartoffeln, dieses Jahr im ganzen nördlichen Frankreich gewesen sei. Es ist seit vielen Jahren ein solcher Mangel in den Obstgärten der Normandie nicht vorgekommen. Die Pflaumen sind ebenso, wie in England ganz besonders dürftig ausgefallen, und ich sah auf dem ganzen Markte nur zwei Körbe mit dieser Frucht. Die ausgewählten Pfirsiche und Birnen jedoch, die ich zu solchen wahrhaft ausgewählten Preisen kaufte, waren vortrefflich — mürbe, zerfließend und wohlschmeckend. Es ist sonderbar, wie die Aehnlichkeit des Gewerbes, auch eine Aehnlichkeit des Benehmens und selbst des Aussehens erzeugt. Wenn man blos die Gesichter dieser Marktweiber betrachtet, ohne auf ihre hohen weißen Hauben und durchgebohrten halbmondförmigen Ohrringe zu sehen, so könnte man sich nach Liverpool oder Dublin versetzt glauben. — Es ist dasselbe dreiste Benehmen, dieselbe gemeine Verschmitztheit des Auges.

Zwischen Havre und den kleinen benachbarten Ortschaften Ingouville, Honfleur und Caen, wird ebenso wie mit Rouen eine sehr lebhafte Verbindung durch Dampf unterhalten. Ich sehe in diesem Augenblicke von dem Fenster meines Hotels aus nicht weniger als funfzehn Dampfschiffe in dem Bassin vor dem großen Quai. Das eine wird sogleich nach Rouen, das andere nach Ingouville, ein drittes nach Honfleur abgehen. Das Geräusch und Leben ist groß — größer als englische Seeleute bei solchen Gelegenheiten entfalten. Die Franzosen scheinen meistens bei ihrem Handeln dem augenblicklichen Impuls zu folgen — sie sind Enthusiasten von Natur — très-passionnés; der phlegmatische Engländer handelt systematisch und methodisch.

Soeben bot sich mir ein charakteristisches Schauspiel dar. — Vier englische Pferde sollten an Bord des nach Rouen bestimmten Dampfschiffes gebracht und dann weiter, nach Paris befördert werden. Es wurden große Anstalten

getroffen — eine breite Laufplanke herübergelegt — ein Pferdekasten herausgezogen und ich weiß nicht wie viele Seile und Flaschenzüge in Bereitschaft gesetzt. Die Pferde kamen, jedes mit einem englischen Reitknecht, und wurden zum großen Erstaunen der Franzosen binnen drei Minuten über die Laufplanke hinübergeführt. Der Pferdekasten, die Seile und die Flaschenzüge waren alle nicht nöthig und wurden schleunigst auf das Deck zurückgeworfen und die Matrosen machten etwas alberne Gesichter.

Die Hafengebühren zu Havre sind ungeheuer — fast selbstmörderisch — nämlich vier Schillinge sechs Pence pr. Tonne von jedem einfahrenden Schiffe. Die englischen Dampfschiffe, die nur zwei oder drei Tage verweilen, haben daher durchschnittlich fünfzig Guineen bei jeder Fahrt zu bezahlen! Dieser monströse Uebelstand sollte abgeschafft werden, ebenso wie der Aufenthalt beim Declariren des Gepäcks der Passagiere, wodurch man auf dem Wege nach Paris fast alle Mal einen Tag lang aufgehalten wird.

Die Seehäfen des nördlichen Frankreich sind in dieser Saison sehr belebt, denn die Wuth pour les bains de mer ist niemals größer gewesen als jetzt. Da die Franzosen das empfänglichste und erregbarste Volk der Welt sind (nicht einmal meine so leicht erregbaren Landsleute in Irland ausgenommen), so werden die Vorschriften des guten Tons hier strenger beobachtet als in irgend einem andern Lande. Der Stab der Göttin des guten Tons ist dieses Jahr seewärts gerichtet, Paris hat seine Bevölkerung in dieser Richtung ausgeströmt und die außerordentliche Hitze des Sommers natürlich der nördlichen Küste den Vorzug gegeben. In diesem Augenblick sind die Hôtels von Havre voll von diesen Gesundheitsuchenden Pilgrimen, und die verschiedenen tables d'hôte in Folge ihrer Anwesenheit und ihres Geschwätzes belebter als je. Sowohl Männer als Frauen sind in sogenannte costumes de Havre gekleidet — Anzüge von dem leichtesten und gewöhnlich auch wohlfeilsten Stoffe, aber von geschmackvollem Schnitt. Es ist noch nicht einen Monat her, als Havre mit der Anwesenheit einer sehr distinguirten Gesellschaft beehrt ward, die aus dem wahrhaften ächten Thiers selbst, Alexander Dumas, Horace Vernet und Alphonse Karr bestand. Sie wohnten zusammen in dem Hôtel des Bains Frascati, an der Seeküste in kurzer Entfernung von der Stadt. Die Person Thiers', den man jetzt zum ersten Mal sah, setzte die Einwohnerschaft in nicht geringes Erstaunen, indem er allgemein für den kleinsten Mann in Havre erklärt ward, während sein funkelndes, intelligentes Auge der einzige Zug war, der seine Person nicht

ganz ordinair erscheinen ließ. Während ihres Verweilens fand eine Regatta statt, bei welcher die Bootsleute von Havre mit englischen Bootsleuten von Portsmouth und Jersey um die Preise kämpften. Zu Ehren der vornehmen Gäste hieß eins der französischen Boote der „Horace Vernet," und ein anderes der „Alphonse Karr." Der „Horace Vernet" ward geschlagen, aber der „Alphonse Karr" war siegreicher. Von den vier Prämien jedoch trugen die Engländer drei davon. Thiers und seine Gesellschaft reis'ten vor etwa drei Wochen nach Paris zurück, außerhalb dessen sie eben so wenig mit Behaglichkeit existiren können, als ein Lamb oder Hazlitt außerhalb London. Die Centralisation der französischen Administrativregierung ist nicht vollständiger als die gesellige Centralisation, welche Paris zum A und O des Daseins macht — einem großen unersättlichen Ungeheuer, welches das ganze übrige Frankreich verschlingt. Und doch giebt es für Die, die es finden können, mehr wirkliches Leben ebenso wie mehr Natur in den meisten Provinzen wie auch weit mehr Schönheit. Ich lobe mir die Mädchen von Montmorency, Caen und Orleans. Die ächte Pariser Bevölkerung ist, im Ganzen genommen, glaube ich, die häßlichste in Frankreich.

Drittes Kapitel.

Die Gärten Frascati bei Havre. — Die einzige französische Lufteisenbahn. — Der große philosophische Hexenmeister Monsieur de Bourbon. — Lösung des Geheimnisses. — Das neue Museum. — Die Befestigungen an der Küste. — Table d'hote. — Ein durchgebranntes, provisorisches in flagranti ertapptes Comité-Mitglied. — Analyse der Gäste. — Das Theater; ein „Stern" von Paris; Hoffmann. — Les Anglais en Voyage. — Belustigende Verspottung der Engländer.

Havre, den 4. September.

Ich bin selber in den nahgelegenen Gärten von Frascati gewesen, in welche das Publikum durch an allen Ecken angeklebte Zettel eingeladen ward, um „les grandes expériences sur le chemin de fer aërien" anzusehen. Der Eigenthümer des Materials und Leiter dieser Experimente kündet sich mit dem pomphaften Namen eines Monsieur de Bourbon an, was schon an und für sich eine verdächtige Bezeichnung ist und nach Marktschreierei riecht. Das Unternehmen ward als die einzige jetzt vorhandene Lufteisenbahn Frankreichs und als durch Mr. Dumon, Minister der öffentlichen Arbeiten, der kürzlich die Experimente in Havre mit angesehen, geprüft — ausposaunt. Der Unternehmer ließ sich ferner herab, zu erklären, daß er es deshalb eine Lufteisenbahn nenne, weil der Wagen von einem dreißig Metres über der Gartenfläche gelegenen Punkte abfährt, dann einen Abhang von 44 g herab und in einen 4 Metres hohen Zirkel hinein fährt, die er mit einer „rapidité incroyable" beschreibt und sich sodann zu einer Höhe von 18 Metres über den Boden erhebt. Es ist unmöglich, ein interessanteres oder seltsameres

Schauspiel mit anzusehen. Um eine größere Anzahl Zuschauer anzuziehen, sollte nun die „clôture définitive“ zu Havre stattfinden, und wenn Mr. de Bourbon dem Publikums ses adieux gemacht und nach eben so vielen als mannigfaltigen Exercitien auf einem seiner Wagen heruntergefahren und alle Zweifel an der Sicherheit dieser raschen Reisen beseitigt haben würde, sollte die Eisenbahn auseinandergenommen und nach Paris zur ferneren Schaustellung in dem Hippodrome aufgestellt werden.

Die Gelegenheit war eine vortreffliche, die Mannigfaltigkeiten der normänischen Frauentracht zu sehen — denn es war eine Menge Volks aus den umliegenden Dörfern herbeigelaufen, und wenn ich nicht anderswie für eine Reise von beträchtlicher Länge entschädigt ward, so hatte ich wenigstens Gelegenheit, eine sehr heitere Versammlung zu sehen und zahlreiche Eigenthümlichkeiten des Kostümes und Charakters zu studiren. Von dem ganzen weiblichen Kopfputze in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit kam mir keiner graziöser vor als eine Art platten Helmes von Pappe mit himmelblauem gros de Naples überzogen und schöner breiter Spitze besetzt, während zwei funkelnde, halbmondförmige, goldene Ohrringe darunter baumelten. Ein aus sechs Musikanten bestehendes Orchester gab der Scene noch mehr Leben, und die Sonne schien heiter auf diese schönen und geschmackvoll eingerichteten Gärten, wo eine der angenehmsten Promenaden, die man sich denken kann, während der halben Stunde stattfand, welche den großartigen Experimenten voranging.

Endlich erschien der philosophische Hexenmeister und setzte sich in den Wagen, welcher blitzschnell die schiefe Ebene herabrasselte, und dann den Kreis beschrieb, ohne daß der Darinsitzende das Gleichgewicht verlor, obschon einmal sein Kopf da war, wo die Ferse sein sollten und am Ende der Bahn angelangt, so ruhig stehen blieb, wie ein Lamm unter den Fenstern des Hotels der Madame Aguado. Das Publikum brach in den begeistertsten Beifallruf aus, und der berühmte Ingenieur ward von allen Seiten mit Complimenten überschüttet. Ich lachte mir still ins Fäustchen und wollte das Vergnügen der guten Leute nicht weiter stören, aber ich hatte in der Egyptian Hall zu Piccadilly für meine sechs Pence schon eine solche Fahrt gemacht, denn das ganze Ding war weiter nichts, als Mr. Roberts Spielzeug, die „Centrifugal-Eisenbahn.“

Nach der Rückkehr aus dem Jardin Frascati machte ich einen zweiten trajet durch Havre. Die Bassins und Quais sind wirklich schön, und gewinnen, je öfter man sie beschaut. Das Hauptbassin steht dem schönsten der Docks zu Liver-

pool wenig nach. Wie würde ein Franzose meine Vorurtheile belächeln, daß ich diesem Bauwerke hier nicht den Vorrang einräume. Aber ich glaube, ich bin zu sehr Weltbürger und habe auch in der That zu lange im Auslande gelebt, daß ich nicht über solche Vorurtheile hinweg sein sollte. Ich halte mich für unparteiisch und es ist ganz gewiß mein eifrigster Wunsch es zu sein. Es findet hier viel Geräusch und Leben statt, aber noch lange nicht der ruhige und unermeßliche Verkehr, den man in den großen Handelshäfen von England antrifft. Alles dies wird vielleicht noch werden, aber die Zeit ist noch nicht gekommen. Ein sehr schönes Gebäude ist kürzlich an dem Eingange zur Stadt nächst der Küste vollendet worden, das in rein italienisch-griechischem Style erbaute Museum, und der Anblick eines solchen Gebäudes in einer französischen Provinzialstadt bewog mich, bei dem Gedanken an unsere Nationalgallerie à la française die Achsel zu zucken. Die neuen Küstenbefestigungen zu Havre machen bedeutende Fortschritte und es werden längs der ganzen Seefront Batterieen errichtet. Eine von Thiers' Absichten, als er hierher kam, war, diese Festungswerke zu inspiciren, und sie wurden auch ebenso von Mr. Dumon, Minister der öffentlichen Arbeiten, in Augenschein genommen, als er sich auf dem Wege nach England befand, wo er jetzt unser Eisenbahnsystem durch persönliche Anschauung kennen lernt.

Table d'hôte fünf — die Mahlzeit in jeder Hinsicht ausgewählt und vortrefflich — die Gesellschaft nach Belieben gekleidet; die Damen beinahe alle in Hüten, die Herren in Röcken und Palletots von allen Arten. In einer Gesellschaft von ungefähr vier und zwanzig Personen, befanden sich acht oder zehn Engländer, einige davon — es thut mir leid, es sagen zu müssen — mit steifen, hölzernen Mienen und anscheinend unbeweglichen, stereotypen Gesichtern. Es ist sonderbar, daß die Franzosen die Engländer schüchtern nennen, da dieselben doch im Auslande mehr noch eine Nation Quäker zu sein oder vielmehr so in das Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit versunken zu sein scheinen, daß sie nur sprechen, wann und mit wem es ihnen gefällt. Dies ist natürlich keine allgemeine Charakteristik, doch fürchte ich, daß sie auf die Mehrzahl Anwendung erleidet. Die Franzosen deuten diese unvernünftige Zurückhaltung — diesen Stolz, der im Grunde genommen mit der „mauvaise honte" verwandt ist — als einen untrüglichen Beweis, daß der Besitzer „un véritable Albionnais" ist und nur mit der Spitze einer goldenen oder silbernen Gabel berührt werden darf. Sie verspotten und hassen ihn daher größtentheils, so wie jedes andere von seinen spitzigen chevaux de frise umgebene Stachelschwein natürlich dem Hasse ausgesetzt ist.

Und noch mehr, sie nennen ihn zuweilen nicht bloß einen Abgeschmackten, sondern obendrein „perfide Albionnais.“ Wirklich, dies sollte anders werden, und die stolzen Insulaner, wofür die Franzosen uns ausgeben, lernen, wenn sie auf den Kontinent heraustreten, sich bei Tische weniger zu isoliren.

Ha, wer ist das? Bei Allem was speculativ ist, es ist der Doctor N. selbst! Dasselbe provisorische Komitémitglied, welches mich um **160** Pf. für **80** Actien der *** Eisenbahn betrog. Es war dies das einzige derartige Projekt, auf welches ich mich jemals einließ, da mir der Doctor wiederholt und eindringlichst vorstellte, daß dieses Unternehmen wenigstens unfehlbar sei. Ich ließ mich beschwatzen, mein Agent bezahlte, die Actien wurden ausgegeben und erhielten sofort einen bedeutenden Cours. Gleich darauf aber flog das ganze Projekt in die Luft — es war die allgemeine Calamität im November **1845**. Der gelehrte Doctor hatte sich und seine Freunde mit hunderten solcher Actien betheiligt, ohne zu bezahlen — es war kein Fonds da, und ich und die Uebrigen, die bezahlt hatten, mußten bluten. Der Doctor und seine Collegen gingen nach dem nördlichen Frankreich und unser Geld ging, Gott weiß, wohin. Dies ist das einzige Actiengeschäft, das ich in meinem Leben gemacht — das Ergebniß war nicht allzuhart, aber ich bekam dadurch einen Geschmack von der ganzen Sache, und ich wünschte mir später von Herzen Glück, daß ich mich nicht in mehr derartige Geschichten eingelassen hatte.

Ich sehe einen Schatten über das Gesicht des Doctors fliegen. Er hat mich erkannt und sichtbar die Fassung verloren. Ich suche ihn wieder zu beruhigen, indem ich ihm mein Glas Wasser zutrinke, auf welches ich in Folge des betrübenden Zustandes meiner Augen eben so streng angewiesen bin, als der eingefleischteste Nichts-als-Theetrinker. Der Doctor scheint sich über das Wasser zu ärgern und glaubt, ich wolle ihn damit beleidigen. Ich beschwichtige ihn jedoch — und seine angeborne Bescheidenheit bedarf keiner großen Nachhülfe — durch die Erklärung, daß mir der Wein so streng untersagt ist, als dem gewissenhaftesten Schüler des Koran. Er schlürft seinen Burgunder mit einem Wohlgefallen, der seine Zufriedenheit mit dieser Erklärung verräth — und dieser Claret ist das Produkt der mir und einigen hundert andern leichtgläubigen Schlachtopfern abgenommenen Guineen. Der Doctor scheint nicht böse zu sein, daß wir durch die Hälfte des Zimmers von einander getrennt sind. Der arme Mann! ich habe nicht die geringste Absicht ihm beschwerlich zu fallen. Er ist in seinen Fragen nach dem Zustande meiner Gesundheit so besorgt, als ob er mir

einen Theil Geldes in ärztlichen Rathschlägen zurückbezahlen wollte. Aber ich mag von Medicamenten eben so wenig wissen, als von Eisenbahnen, und gebe ihm das auf harmlose Weise zu verstehen.

Neben ihm sitzen noch zwei andere provisorische Komitémitglieder; ihr gezwungener Aufenthalt in Frankreich während der letzten zehn Monate hat ihre Bildung bedeutend vermehrt. Sie beginnen mit beträchtlicher Geläufigkeit französisch zu schwatzen und sind mit Allem was zur französischen Küche gehört, bestens vertraut.

Jeder setzt sich hier **sans façon** nieder — die Männer zum größten Theile in hellfarbigen Sommerröcken, die Frauen im Hut oder in Kleidern, die sich wenig von Morgenüberröcken unterscheiden. Mir gegenüber sitzt ein Knabe in einer groben normännischen Blouse neben seinem Vater, der ihn heute an der **table d'hôte** tractirt, und beide hauen mit einer Rüstigkeit ein, die einer Mahlzeit auf dem Theater Ehre machen würde. Von allen den unendlichen herumgereichten Gerichten wird kein einziges vorbeigelassen, ohne den gebührenden Tribut zu bezahlen, und meinen provisorischen Doctor und seine Freunde finde ich eben so **empressé**. Auf dem Essen lastet in diesem Lande keine Abgabe.

Dicht neben mir hat sich eine ganze Familie **en costumes des bains** aufgepflanzt — d. h. in den gröbsten flüchtig zusammengesetzten Stoffen. Die Mamma und ein halbes Dutzend Mädchen sind Alle mit den schäbigsten, nach der jetzt vorherrschenden Mode bis an den Hals hinauf zugeknöpften blauen Kattunkleidern angethan und ihre Gesichter von so gleichförmiger Häßlichkeit, daß man mit Gewißheit in ihnen Pariser vermuthen kann. An einem runden Tisch in der Mitte des Zimmers sitzen drei Geistliche **en soutane** bei Tische und halten die Tonsur unter kleinen, dicht anliegenden Käppchen verborgen. Der Wirth läßt jedes Gericht in unendlich kleinen Portionen auftragen, und das Dessert ist in Folge der unergiebigen Ernte sehr armselig — in der Normandie eine Seltenheit.

Da ich an allen Ecken „**les Anglais en Voyage**“ angekündigt sah, so ging ich Abends in's Theater und lachte mit dem ganzen übrigen Hause über die Possen eines Schauspielers von Paris, Namens Hoffmann, der die „**excentricités Britanniques**“ mit bedeutendem Humor nachäffte und dessen Accent, obschon nicht der reinste, keine schlechte Copie der englischen Art und Weise zu sprechen war. Das ganze Stück besteht aus einer Reihenfolge der lächerlichen Sonderbarkeiten einer auf einer Reise auf dem Kontinent begriffenen englischen Familie, die natürlich aus einem Lord und einem Sohn und einer Tochter besteht, welche alle drei

außer einer vierten Person nothwendig durch Hoffmann dargestellt werden. Der Lord ist ein sehr mürrischer Grübelkopf, der Alles tadelt und mit seinen brittischen Ideen von Bequemlichkeit und Comfort vergleicht. Es gelingt ihm, durch seine unvernünftige Tadelsucht sich und seine ganze Umgebung in eine etwas lächerliche Unbehaglichkeit zu versetzen und der Spott ist wohl verdient und mit gutem Humor angebracht. Natürlich ist der Lord ungeheuer aristokratisch und hochmüthig und seine verfeinerten Riechwerkzeuge und sein Schicklichkeitsgefühl werden bei jedem Schritte beleidigt. Die Ausfälle sind im Ganzen genommen gut und wirksam angebracht. Aber die jungen Leute sind zu übertriebene Karrikaturen. Die Miss Honourable ist très-passionnée pour les lions, les tigres etc. und führt einige dieser leibhaften Thiere überall mit sich herum. Der junge Gentleman ist so ungeleckt wie ein Junges der vorgenannten wilden Bestien, trägt, obschon er ein vollkommen erwachsener Mann ist, ein kurzes Jäckchen und umgeschlagenen Hemdkragen und seine derben Gliedmaßen in einem so kindischen Kostüm und mit so kindischen Manieren und schaafigem Aussehen zur Schau, daß er in der That ein ungemein lächerliches Bild gewährt. Der Typus dieser Rolle ist unbestreitbar noch jetzt dann und wann unter uns zu finden, verschwindet aber immer mehr und mehr. Vielleicht ist jetzt mehr das entgegengesetzte Laster vorherrschend, daß Knaben vor der Zeit als Männer figuriren, und in Frankreich ist dies Letztere unter den Eingebornen fast allgemein der Fall. Die englische Familie kommt in einer Herberge an, wo sie einkehrt und wo die Gier des Wirths nach Guineen sehr wahr und richtig entfaltet wird, während ihn die Exzentricitäten der Miss Honourable fast um den Verstand bringen, indem er fest glaubt, sie sei gewohnt dann und wann ihren blutdürstigen Schooßthierchen einen Gastwirth zur Mahlzeit vorzuwerfen — eine Voraussetzung, die durch das brüske Benehmen der jungen Lady sehr begünstigt wird. Hoffmann, der mit fast zauberhafter Schnelligkeit abwechselnd, diese sämmtlichen vier Person darstellte, erhielt das Haus von Anfang bis Ende des Stücks in ununterbrochenem Gelächter, und die in beträchtlicher Anzahl anwesenden Engländer stimmten sehr klüglich und vernünftig in die allgemeine Heiterkeit mit ein und forderten sogar den Direktor auf, das Stück binnen wenigen Tagen wiederholen zu lassen. Hoffmann ist ein sehr gewandter Schauspieler von dem Théâtre des Variétés zu Paris und glänzt jetzt im Norden, als Nachfolger von Hyacinthe und Alcide Toussez. Er ist wegen seiner „Engländer“ in ganz Frankreich berühmt und singt gut, ganz besonders eine komische chansonnette unter dem Titel: „Le Touriste Anglais.“

Die englischen Namen in „Les Anglais au Voyage“ sind nicht allzugut gewählt. Das Haupt der Familie ist „Lord Archibald“ und die junge britische Lionne heißt „Lady Sennlope“. Das, worin Hoffmann ganz besonders excellirt, ist seine Nachahmung des „baragouinage Britannique“ oder der entsetzlichen Versuche der Engländer, französich zu sprechen, wobei Geschlecht und Numerus der Wörter unbarmherzig verstümmelt wird. Es wird in den pariser Cafés von dem Herzoge von Wellington erzählt, er habe ein Mal auf einem Ball in den Tuilerieen zu Talleyrand bei einem Gespräch über ihr beiderseitiges Lebensalter gesagt: „Je suis plus long né (z) que vous“, und ich hörte einmal einen britischen Billardspieler in Paris, der sich durch die Rundung seiner Gestalt auszeichnete, zu seinem Gegner sagen: „Monsieur, mon cue n'est pas si grand que le vôtre.“ Mit Hülfe derartiger Späße erfüllte Hoffmann das Haus den ganzen Abend lang mit einem tollen Gelächter. Eine gute Stelle in dem Stück war die erheuchelte britische Wuth, mit welcher Hoffmann das volksthümliche Lied von Malbrouck analysirte und über die schändliche französische Aussprache dieses geehrten Namens in den größten Zorn gerieth, während er selbst ungleich unglücklichere Versuche machte, die Sprache auszusprechen, in welcher er diese Zurechtweisung zu geben versuchte.

Viertes Kapitel.

Caen. — Ausstellung eines Räubers an den Pranger. — Sein Benehmen. — Anekdoten und Charakterzüge aus seinem Leben. — Wohlthun trägt bei Räubern hundert Prozent Zinsen. — Beschreibung von Caen. — Jagd und Jagddilettanten in Frankreich. — Ihr Kostüm. — Jagdanekdoten.

Caen, den 5. September.

Ich fuhr mit dem Dampfboot heute nach Caen hinüber, um den berüchtigten Räuber Londais am Pranger stehen zu sehen. Mein Freund Victor begleitete mich im Jagdkostüm und versprach, mir ein wenig französische Kurzweil zu zeigen. Große Massen Landvolkes begaben sich nach der Stadt, um das Schauspiel mit anzusehen, so daß der Ort aussah, wie ein Jahrmarkt. Der Verbrecher, einer der berüchtigtsten im nördlichen Frankreich, war auf dem Markte mitten in der Stadt mit mehren andern auf einem Gerüst aufgestellt, das die Köpfe der Zuschauer um ein Bedeutendes überragte. Seinen Hauptruhm erwarb sich Londais durch seine zahlreichen und eigenthümlichen Echappaden, in deren einigen er es fast unserem Jack Sheppard gleich that. Die Anzahl von Verurtheilungen, die über ihn ausgesprochen worden sind, betragen zusammen siebenzig Jahre travaux forcés oder schwere Arbeit auf den Galeeren. Diese ungeheuere Strafzeit schien ihm nicht die mindeste Unruhe zu machen. Das brutale Werfen der Opfer des Prangers mit faulen Eiern und andern derartigen Dingen, welches früher in England zu geschehen pflegte, fand hier durchaus nicht statt, und Londais blieb in der Entfaltung eines höchst unverschämten Benehmens vollkommen ungestört. Als sich an den nahegelegenen Fenstern einige

wohlgekleidete Damen zeigten, zog ihnen Londais Gesichter, und bediente sich dann einiger Redensarten, welche diese Zuschauerinnen zum schleunigsten Rückzuge bewogen. Die Menge lachte mehr über diesen Cynismus (wie die Franzosen es nennen) des Missethäters, als daß sie darüber entrüstet gewesen wäre. Neben Londais stand ebenfalls am Pranger ein junges Mädchen, deren natürliches und besseres Gefühl sie Anfangs bewog, in heftige Thränen auszubrechen. „Ne pleure pas ainsi," sagte Londais, indem er das Mädchen mit etwas weniger brutalem Tone, als in welchem er zeither gesprochen, anredete: „Ne pleure pas p'tite; t' m'intresse beaucoup — beaucoup. Je te ferai évader avec moi, je suis sûr de mon coup!" Und auf diese Weise fuhr er von Zeit zu Zeit fort, ihr zuzureden, bis die Thränen des schwachen verbrecherischen Mädchens trockneten, und sie bald eben so frech ward, wie Londais selbst, indem sie in seinen spottenden Ton gegen die Zuschauer einstimmte und den anwesenden Polizeiagenten und Soldaten Gesichter schnitt. Dabei blieben sie nicht stehen, sondern gaben auch mehre obscöne Ausdrücke zum Besten, über welche mehre anwesende Gamins unter der Menge lachten und einen hinreichenden Beleg zu der Abgeschmacktheit solcher Schaustellungen gaben.

Aus einer Anzahl außerordentlicher Anekdoten in Bezug auf Londais Heldenthaten, wähle ich die folgende, die den Leser an ähnliche von unsern berüchtigtsten Dieben erzählte Züge erinnern wird. — Während der Blüthenzeit seiner Laufbahn kehrte er eines Abends in einem armseligen Dorfwirthshause ein. Verwundert über die Trauer und Niedergeschlagenheit, die auf dem Gesichte des Wirthes und der Wirthin zu lesen waren, fragte er sie nach der Ursache. — „Wir sind ruinirt und am Rande der Verzweiflung," war die Antwort. „Der Huissier wird morgen kommen und uns unsere ganze Habe wegnehmen und zwar wegen einer Schuld von 400 Franks, von der wir nur einen Theil bezahlen können."

„Wie viel fehlt Euch denn noch?" fragte Londais.

„Zweihundert Franks."

„N'est que cela?" sagte der Räuber. „Das ist ja nur eine Bagatelle — Hier habt Ihr sie. Ihr werdet mir sie schon einmal wiederbezahlen."

Londais zählte als großmüthiger Schurke das Geld baar auf den Tisch und that bloß eine einzige Frage, — zu welcher Stunde der Huissier kommen werde, um die angedrohte Beschlagnahme in's Werk zu setzen. Nachdem er darüber Auskunft erhalten, verließ er am folgenden Morgen vor Tagesanbruch

das Wirthshaus und versteckte sich in einem Hohlwege, den der Huissier auf dem Rückwege von seiner Expedition zu passiren hatte. Als der Bandit den Mann des Gesetzes erblickte, trat er hervor und befahl ihm, die **400** Franks herauszugeben, die er soeben von den Besitzern des kleinen Wirthshauses in Empfang genommen. Widerstand war unmöglich, denn Londais war ein Mann von athletischem Wuchse und ungeheurer Körperstärke, und der Huissier gab zitternd die **400** Franks heraus. Der Räuber hatte auf diese Weise sein Geld auf kurze Zeit zu guten Zinsen angelegt. Er unterstützte die Bedürftigen und gewann bei dem Geschäft auch **100** Prozent für sich.

Caen ist in vieler Hinsicht eine interessante Stadt. Sie ist der Geburtsort Malesherbe's, und die berühmte Jungfrau von Orleans brachte einen Theil ihrer Kindheit hier zu. Die Stadt hat die Form eines Hufeisens, und ein französischer Biograph der Johanne von Arc hat davon Gelegenheit genommen, zu sagen, diese Form sei eine sehr angemessene, weil Caen in Verbindung mit seiner Huldin England im funfzehnten Jahrhundert mehre „coups de pied de cheval" gegeben habe. Das Schloß und die Festungswerke sind bemerkenswerth, ebenso die St. Peterskirche, die sich durch ihre schöne Decke mit einer Krone und einem umgekehrten Pfeil auszeichnet. Der Thurm dieser Kirche ist ein im Jahre **1300** von einem Architekten, Namens Hunt, errichtetes seltsames Bauwerk. Der Fremde muß auch das Haus Malesherb's, die Promenade **Cours-la-Reine** und den Hafen besuchen, der wegen des Baues von Kauffartheischiffen einige Berühmtheit in Frankreich genießt, und dann wird er auch einige recht hübsche normännische Mädchen sehen. Die alte **Abbaye aux hommes** bewahrt noch Spuren ihrer früheren Pracht und wird für mehre wohlthätige öffentliche Institute benutzt. Caen zählt **39,000** Einwohner.

Mein Freund Victor gestattete mir in seiner Begeisterung **pour la chasse** nicht lange, die Merkwürdigkeiten von Caen in Augenschein zu nehmen, und nachdem wir verabredeter Maaßen mit noch zwei andern Chasseurs zusammengetroffen waren, begab ich mich mit ihm eine Strecke weit in das nahe Jagdrevier hinein, um einen Begriff von der Art und Weise zu bekommen, wie man der Jagd in Frankreich obliegt. Was mir zuerst auffiel, war ihr Kostüm, bei dessen Zusammensetzung offenbar mehr auf Effekt als auf Zweckmäßigkeit Rücksicht genommen war. Die Jäger waren in der That gekleidet, als wenn sie auf dem Theater auftreten wollten. Das Kostüm eines jeden der drei Jäger wich etwas von dem des andern ab. Der Eine hatte Stulpenstiefel an, die entschieden nicht

zweckdienlich waren, sondern mehr die Bestimmung hatten, dem Auge die anmuthige Form des Beins hervorzuheben. Der Zweite trug Stiefeln wie ein Leibgardist, nur von feinerem und geschmeidigerem Leder, die gerade bis ans Knie heraufreichten und ebenfalls auf den Effekt berechnet waren. Der Dritte trug an den Schenkeln heraufgeknöpfte Lederüberhosen, während das Muster der Knöpfe, wie mir schien, durchaus kein jägermäßiges war. Die Röcke waren größtentheils von grauer Farbe und von jenem enganliegenden Schnitt, der in der französischen Toilette vorherrscht und vor allen Dingen bei einem Jagdkostüm am unrechten Orte ist. Der eine war ein Frack mit militairischen Schößen, an dem zweiten reichten diese weit über die Hüften herauf und der dritte sah mehr aus wie ein Ballfrack, als sonst etwas dem Aehnliches, und Alle trugen so festgeschnallte Lederriemen um den Leib, daß man deutlich sah, wie sie mit ihrer schlanken Taille Parade zu machen wünschten.

Das Kostüm Victors und seiner beiden jagdlustigen Freunde ward durch eine über die Schultern geworfene Jagdtasche vervollständigt, während einige nicht sonderliche Hunde nebenher marschirten. Ich wartete, um einige Schüsse mit anzusehen, fand die Jäger aber so wenig geschickt, daß ich, meine schwächlichen Gesundheitsumstände vorschützend, nach Caen zurückkehrte, von wo ich nach drei Stunden wieder in Havre anlangte.

Man versteht sich in der That in Frankreich noch sehr schlecht auf die Jagd, und doch, wenn die Zeit herankommt, spricht man überall davon, und am ersten September, wo die Erlaubniß zum Jagen ihren Anfang nimmt, sieht man eine Menge Schützen ihre Gewehre putzen, und sich selbst zur Jagd rüsten. Die Franzosen schießen aus der Büchse besser, als mit der Vogelflinte, und ihre Schießübungen finden fast stets mit Pistole oder Büchse statt. Die Schwierigkeiten, welche der Schütze hier zu bekämpfen hat, sind geringer, als in England. Man löst für einen mäßigen Betrag seinen „port d'armes", und mit der Größe des Reviers wird es, bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Grundbesitzes und der Landwirthschaft, nicht so genau genommen.

In Folge der Ungeschicklichkeit der französischen Sonntagsjäger, finden alle Jahre zahlreiche Unglücksfälle statt. Nur erst neulich schoß in der hiesigen Umgegend ein solcher Jagddilettant aus bloßem Ungeschick seinen Freund und ließ ihn beinahe todt auf dem Reviere liegen, und ein Anderer entlud, über das plötzliche Bellen seines Hundes bei dem Auffliegen eines Vogels erschreckt, den ganzen Inhalt seines Gewehrs in das Gesicht des Nebenmannes. Es kommen

auch bei uns in England genug Unfälle vor, sicherlich aber mehr aus Leichtsinn, als aus Ungeschick.

Ein anderer sehr charakteristischer Unfall passirte einem Manne Namens Fleury, aus hiesiger Gegend. Er war ebenfalls auf die Jagd gegangen, aber ohne Erlaubnißschein oder, wie die Franzosen es nennen, port d'armes. Als er einige andere Jäger in nicht allzuweiter Entfernung erblickte, fürchtete er, von einem garde-champêtre examinirt zu werden — einer Art menschlichen Bullenbeißers, der seit dem Mordversuche Lecomte's gegen Ludwig Philipp doppelt verhaßt geworden ist. Um der Einmischung dieses vermeinten Organs des Gesetzes zu entgehen, versteckte er seine Doppelflinte in einer nahen Hecke. Nach Verlauf von wenigen Minuten wollte er sie wieder holen und faßte sie, als ächter Sonntagsjäger, oben bei der Mündung an. Der Drücker blieb an einem Aestchen hängen und die Ladung des einen Laufes fuhr Fleury gerade in die Brust. Der unglückliche Jagddilettant war auf der Stelle todt.

Einer der spaßhaftesten Vorfälle, die in Verbindung mit dem Aufgang der Jagd mir zu Ohren gekommen sind, ist der folgende:

Ein Huissier in der Umgegend von Caen, hatte in dem Hause eines unglücklichen Schuldners, der in einer, mit einem reichlichen Wildstande versehenen Gegend wohnte, eine Auspfändung vorzunehmen. Als der Huissier auf dem Wege nach dem Ort seiner Bestimmung war, sprang ein Hase an ihm empor und der Huissier packte, einem natürlichen Impuls folgend, das bestürzte kleine Thier, wickelte es in sein Taschentuch und nahm es mit. In dem Hause des Schuldners angelangt, begann er ein Inventar über die darin befindlichen Effekten aufzunehmen, und entwarf, nach Vorschrift des Gesetzes, sein Protokoll, als der Schuldner ihn plötzlich mit den Worten unterbrach:

„Was bewegt sich denn da in Eurem Taschentuch?"

Der Huissier erklärte, wie der Hase gegen ihn angesprungen sei und wie er ihn, fast ohne es zu wollen, gefangen habe.

„Très-bien, Monsieur," entgegnete der Schuldner, „Ihr setzt Euer Protokoll auf, und ich werde das meine aufsetzen. Je suis garde-champêtre (und er war es auch wirklich). Die gesetzliche Zeit zum Wildfangen beginnt erst morgen und ich werde meine Anzeige beim Procureur du Roi machen, der Euch nicht ungestraft durchlassen wird."

Fünftes Kapitel.

Rouen und seine Monumente. — Die Promenaden. — Normännische Gesichter und normännische Aepfel. — Die Koketterie beschränkt sich hier auf den Kopf. — Ein fourieristischer Vortrag. — Das normännische Tivoli. — Ein Austernkeller an den Ufern der Seine. — Seltene Mäßigung eines Geistlichen. — La belle Normandie. — Unpassende Anwendung des Namens La Seine Inférieure.

Das Dampfschiff fuhr heute Morgen um 8 Uhr von Havre und die Fluthbewegung kam uns in dieser angenehmen Stunde sehr zu statten. Das Wetter ist immer noch sehr schön. Die Sonnenstrahlen funkeln auf den Fluthen der Seine mit einem Glanze, der mich zuweilen an den Guadalquivir oder den noch schönern Tajo erinnerte. Wir haben eine schöne Ueberfahrt von wenig mehr als sechs Stunden gehabt, indem uns die Fluth auf der ganzen Strecke begleitet hat. Beim Herabfahren des Flusses von Rouen nach Havre begegnet man der Rückfluth gewöhnlich auf der Hälfte des Weges und die Fahrt dauert daher eine Stunde länger. Die Reise zu Wasser ist weit angenehmer als zu Lande, jedoch veranlassen die jeweiligen Zögerungen an dem Zollhause zu Havre in Verbindung mit der Ungewißheit der Stunde, wo das Dampfboot ankommt, den Reisenden, welcher eilig hat, oft lieber mit der Diligence oder der Mallepost zu fahren, als bis den nächsten Tag auf das Dampfschiff zu warten. Es geht sowohl Morgens als Abends eine Diligence ab und die Mallepost einmal Abends. Die erstere legt die Entfernung bis Rouen in 9 — 10 Stunden zurück — die letztere in wenig mehr als der Hälfte dieser Zeit. Die Mallepost führt bloß zwei Passagiere und macht mit ihren vier Pferden volle zehn englische Meilen die Stunde. Das

Fahrlohn ist bedeutend höher, als bei der Diligence, aber die Art des Reisens entschädigt für die Differenz hinreichend. Die, denen die Zeit nicht von äußerstem Werthe ist, sollten unstreitig dem Dampfschiffe den Vorzug geben, denn die Reise ist eine der angenehmsten, die man sich denken kann und die Ufer der Seine bieten eine Fülle von Schönheiten. Da ich es in diesem Werke jedoch hauptsächlich mit Spanien und Portugal zu thun habe, so werde ich der Versuchung zur Schilderung französischer Gegenden, so viel als möglich widerstehen.

Ich kam kurz nach zwei Uhr in Rouen an und erneuerte sofort meine alte Bekanntschaft mit seinen Monumenten — der Kathedrale, die ich nicht weiter zu beschreiben brauche, der Place de la Pucelle, wo die arme Johanna von Arc, die erhabene Enthusiastin und das Musterbild ihres Geschlechtes, lebendig verbrannt ward; dem Hôtel du Bourgtheroulde auf der Westseite desselben Platzes, ein interessantes, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts errichtetes Gebäude mit seinen seltsamen Basreliefs, welche die Zusammenkunft Heinrichs VIII. und Franz I. auf dem Felde von Goldstoff darstellen. Fernere Sehenswürdigkeiten sind: das Haus in welchem Corneille geboren ward, in der Rue de la Pie, das Geburtshaus Fontenelles, Rue de Bons Enfans, der Justizpalast, der Thurm in der Rue de la Grosse Horloge. Die Fontaine neben dem Thurme mit den etwas verfehlten Statuen des Alpheus und der Arethusa, das Hôtel Dieu, und das Hôtel de la Préfecture, die Börse, das Handelsgericht, die Schiffbrücke und mehrere Kirchen.

Eben so machte ich auch einen Spaziergang auf den Quais und schlenderte durch die zwei schönen Promenaden, deren Rouen sich rühmen kann — den Cours Dauphin, von welchem ich die Aussicht auf das Marsfeld und die Infanteriekaserne genoß, und den Grand Cours oder Cours de la Reine am linken Ufer der Seine, eine der schönsten Promenaden in Frankreich. Ich freute mich, hier abermals Gelegenheit zu haben, meine Bekanntschaft mit der malerischen Frauentracht der Normandie zu erneuen, hier und in Caen sah ich mehrere sehr vortheilhafte Proben weiblicher Schönheit, besonders unter den jüngern Mädchen, von welchen viele ausgezeichnet gutmüthige und lächelnde Gesichter zeigten, die keine geringe Aehnlichkeit mit einem schönen normännischen Aepfel darboten — sie waren zart und doch sonnverbrannt mit einem goldnen Anflug von Reife, den die Fülle des hellfarbigen Haares sehr vortheilhaft hervorhob. Unter den schönen Rouennaisen der mittlern und untern Klassen (welche allein noch den Nationalcharakter des Kostüms bewahren) wie überhaupt in ganz Frankreich, beschränkt sich die Entfaltung der Koketterie fast einzig und allein auf den Schmuck des Hauptes. Es

ist unmöglich, sich eine größere Mannigfaltigkeit zu denken, als diese Frauen ihrem Kopfputze geben. Die Stadtmädchen scheinen sich größtentheils der helmartigen Haube ihrer Großmütter entledigt und an deren Stelle eine dichtanliegende, gewöhnlich von Spitzen gefertigte, mit den schönsten Bändern aufgeputzte Haube gesetzt zu haben. Oft sind diese Hauben hinten von einem Ohr zum andern in kleine Schleifen zusammengerafft und eine ein wenig oberhalb des Ohrs angebrachte Rosette giebt der Haube einen fast koketten Ausdruck. Die Hauben sind fast unabänderlich weiß, doch ist es jetzt Mode geworden, sie mit rothen, blauen oder carmoisinfarbenen Bändern und dazu passenden Rosetten aufzuputzen. Ein Hut ist in der Provinz fast unabänderlich Attribut einer Dame von vornehmem oder reichem Stande, und die Anmaßung, einen solchen zu tragen, würde an einer dem niederen Bürgerstande angehörenden Person sofort durch Spott und tausend andere gesellige Chikanen gerächt werden. Aus diesem Grunde sind Hüte verhältnißmäßig Seltenheiten, aber da die grimmige Sonnenhitze mancher Sommertage Schutz für das Haupt nothwendig macht, so sieht man dann und wann sehr nette und einfach hellfarbige Sonnenschirme über die niedlichsten kleinen Hauben von der Welt nicken. Auf die Koketterie der übrigen Theile der Kleidung wird wenig gesehen, theils weil sie zu theuer kommen und theils weil sie mit den alltäglichen Beschäftigungen des Lebens nicht vereinbar sein würde.

M. Hennequin von Paris hält jetzt in Rouen Vorlesungen über die Vortheile des fourieristischen Gesellschaftssystems. Seine Zuhörer sind ziemlich zahlreich, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Theorie in Frankreich Glück machen werde, ohngeachtet man sich während der letzten zehn Jahre viel Mühe gegeben hat, ihr eine feste Grundlage zu verschaffen. Hennequin, der als Sprecher die ganze gewohnte französische Geläufigkeit besitzt und mit vielem Enthusiasmus lies't, erfreut sich einer besseren Stellung in der Gesellschaft als welcher die französischen Saint-Simonisten und Kommunisten angehörten, und seine Ansichten sind natürlich weit weniger anstößig als die ihren, indem sie sich nicht sehr von denen Owen's unterscheiden. Er ist Advokat an dem königlichen Gerichtshofe zu Paris und Herausgeber der Démocratie Pacifique. Ehe er hierher kam, hatte er auch mit einigem Erfolg in Dijon, Chalons und St. Etienne Vorlesungen gehalten.

Ich that heute Abend einen Blick in das, „normännische Tivoli," das Vauxhall v. Rouen. Die Einwohner dieser Stadt wissen sich selbst in der außerordentlichen Hitze zu belustigen, aber thun es klüglich während der Nacht. Die Belustigungen bestehen in

„les Montagnes Russes," „Grande fête Venitienne" und Quadrillen, Walzern und Polka's von sieben Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens. Entrée zwei Francs für einen Herrn und ½ Franc für eine Dame.

Ich ging in einen Keller am Ufer der Seine, wohin mich ein vor der Thür liegender Haufen von Austerschalen einlud, welcher anzeigte, daß dieses Etablissement dem Verkauf dieses wohlschmeckenden Muschelfisches gewidmet sei, und ich wunderte mich über die Nettigkeit, Ordnung und Sauberkeit des Innern. Das Essen und Trinken geschieht in Frankreich größtentheils auf reinliche Weise. Nur was dem Blicke des Auges nicht geradezu ausgesetzt ist, leidet Mangel an Sauberkeit, aber der Himmel weiß wie viel Raum durch diese Grenzen der französischen Unreinlichkeit gewährt wird. Unser Austerhändler hielt, obschon er in einem Keller wohnte, sein Zimmer in einem Zustande von Reinlichkeit, der den Tuilerieen nicht nachstand. Der Fußboden war sorgfältig und gleichförmig mit Sand bestreut, die Tischtücher und die Servietten schneeweiß und eine kleine vierzinkige Gabel von Elfenbein lag auf dem Teller zum Anspießen des Fisches, welchen Jean Huître selbst mit vollkommen reinen Händen und frischgemandelter Schürze öffnete. Seine Gattin und eine einzige junge Tochter machten den übrigen Haushalt aus, und beide waren mit entsprechender Sauberkeit bekleidet, und die erstere mit dem Falten und dem Legen der Servietten und Tischtücher, die andere mit dem Abwischen der Messer und Teller beschäftigt. Aber die Austern waren nicht die richtigen. Sie hatten wenig Wohlgeschmack und waren zu salzig.

Der nachstehende Vorfall ereignete sich, wie mir von einer höchst glaubwürdigen Person erzählt ward, zur Zeit meines Verweilens in Rouen. Er kann einigermaßen als ein Gegengift gegen die wüthenden antijesuitschen Tiraden eines Eugen Sue und seiner Helfershelfer dienen, deren Zweck, wie sich mit wenig Scharfsinn wahrnehmen läßt, mehr dahin geht, das Christenthum zu verletzen, als die Pfaffen. Ich kann hier gleichzeitig im Voraus die Ueberzeugung erwähnen, die mir durch das Ergebniß meiner Nachforschungen während dieser Reise aufgedrängt worden, nämlich, daß die Religion in den letzten Jahren unter den jungen Leuten in Frankreich sehr geringe Fortschritte gemacht hat. Selbst das Christenthum, abgesehen von einer besondern Form desselben, findet bei ihnen keinen Anklang oder wird feindselig kritisirt, während man in Bezug auf die Diener desselben, die abgeschmacktesten Uebertreibungen in Umlauf setzt. Die nachstehende, wohlverbürgte Anekdote beweis't, daß es wenigstens einige Priester giebt,

die nicht einmal das Beste der Mutterkirche verlocken kann, einen Akt materieller Ungerechtigkeit zu gestatten, und giebt einen Beleg zu unsern Statuten über die „todte Hand“ und neulichen Verhandlungen im britischen Parlement.

Eine Dame, welche ein hübsches Vermögen besaß, aber den Wunsch hegte, ein von den Zerstreuungen der Welt abgewendetes, ruhiges, den Pflichten der Religion gewidmetes Leben zu führen, erschien bei einem Geistlichen, dessen Verdienste ihn an die Spitze einer der größten Kirchengemeinden in Rouen gestellt hatten.

„Mein Herr,“ sagte sie, „ich bin reich und Witwe ohne Kinder oder Verwandte. Ich möchte gern einen guten Gebrauch von meinem Vermögen machen und habe so eben einen Theil in Banknoten umgesetzt, die ich in dieser Brieftasche hier bei mir trage. Ich bitte Euch sie anzunehmen, und wenn ich todt bin, so werdet Ihr, so oft Ihr könnt, Messen für die Ruhe meiner Seele lesen.“

Bei dem Anblick der sehr beträchtlichen Summe, die, wie man mir versichert, **30,000** Francs betrug, konnte der gute Priester sein Erstaunen nicht unterdrücken. — „Quoi Madame, Ihr wollt, daß ich dieses ganze Geld annehmen soll?“

„Ich bitte Euch darum, als um eine Gefälligkeit.“

„Ecoutez Madame, es ist unsere Pflicht, für die Todten zu beten, aber wir verlangen nicht, dafür bezahlt zu werden, oder es wird auch zur geeigneten Zeit eine mäßige Summe hinreichen. Ich verspreche Messen für Euch zu lesen, wenn Ihr vor mir sterbt. Wendet Euren Reichthum zu Ausübung guter Werke an und der Himmel wird Euch dafür belohnen.“

„Mais Monsieur, ich sagte Euch schon, daß ich keine Verwandten habe.“

„Cherchez bien dans votre esprit — Ihr werdet schon ein Werk der Wohlthätigkeit auffinden, in welchem Ihr Euer Geld anwenden könnt.“

Der Priester drang auf diese Weise immer mehr in sie, bis sie sich endlich besann, daß ihr Gatte früher in seinem Geschäft durch einen andern Kaufmann unterstützt worden, der später, nachdem er viel Unglück erlitten, gestorben war, und einen Sohn in sehr beschränkten Umständen zurückgelassen hatte. Die **30,000** Francs kamen, durch die Vermittlung des würdigen Abbé, in die Hände dieses jungen Mannes, dem sie förmlich durch ein gerichtliches Document überwiesen wurden, so daß er ein Geschäft begründen konnte.

Es steht Dir frei, lieber Leser, diese Anekdote ungläubig zu belächeln, wie Du willst. Aber sie ereignete sich wirklich während meines Verweilens in Rouen, und der Abbé, der sich so ehrenwerth benahm, ist als einer der liebenswürdigsten

Menschen in der Stadt bekannt, und zeichnet sich eben so durch seinen Geist als durch seine Tugenden aus.

Gestern Abend zog ein furchtbares Unwetter über diese Stadt, welches in der Umgegend viel Schaden angerichtet hat. Die Gärten um die Stadt herum haben viel gelitten und die sehr kärgliche Obsternte wird, wie man mir versichert, an vielen Orten ganz zu Grunde gehn. Ich wundere mich jetzt nicht, daß ich acht Sous für eine Pfirsiche und vier Sous für einen guten Apfel oder eine Birne in Havre bezahlen mußte, wo Eßwaaren aller Art stets theurer sind als in irgend einem andern Theile von Frankreich, mit alleiniger Ausnahme der Hauptstadt.

Die Wohlfeilheit in Rouen ist bemerkenswerth, da die Bevölkerung über **90,000** Seelen zählt.

Der erste Eisenbahnzug nach Paris wird binnen wenigen Minuten abgehen und ich hoffe dort bald nach Mittag anzukommen. Und so sage ich der belle Normandie Lebewohl, welche die Administrations- und Neuerungswuth von der Karte von Frankreich vertilgt und an deren Stelle den häßlichen Namen der Seine inférieure gesetzt hat. Fortwährend, seit der ersten Revolution, hat man in Frankreich die Namen geändert, und niemals verbessert. Die „Thermidors“ und „Ventidors“ und die Departementsnamen zum Ersatz für die der alten Provinzen, verrathen keinen geringen Mangel an einer Eigenschaft, auf welche die Franzosen sonst so großen Anspruch machen — ich meine Geschmack.

Sechstes Kapitel.

Eisenbahn von Rouen nach Paris. — Eigenthümliche Vorzüge des Eisenbahnreisens auf dem Kontinent. — Das Kostüm der Pariser und Pariserinnen. — Gegenwärtiges Aussehen französischer Hauptstädte. — Verbesserungen der Architektur. — Aenderungen in den Vorstädten. — Mannigfaltigkeit der öffentlichen Vergnügungen. — Vierzehn Theater während der „stillen" Jahreszeit geöffnet. — Die Königliche Familie. — Politische Triumphe. — Der Königsmörder Henry. — Mr. Cobden. — Anglomanie.

Paris, 7. September.

Den 7. September langte ich in weniger als fünf Stunden mit der Eisenbahn hier an, ohne Anlaß zu Klagen über die Verwaltung, wohl aber zu Lobsprüchen über die Regelmäßigkeit des Betriebes und die Wohlfeilheit der Preise gefunden zu haben, welche nicht mehr als $\frac{2}{3}$ der auf den wohlfeilsten Linien in England betragen. Ich muß jedoch hinzusetzen, daß die Wagen der dritten Klasse ganz barbarisch unbequem zu sein scheinen, und dem Wind, Regen und Staub vollkommen zugänglich sind, scheinbar, um die Leute in die theureren Wagen zu nöthigen — eine Herzlosigkeit, von der ich geglaubt hätte, sie gehöre England ausschließlich an.

Die Vortheile des Eisenbahnreisens fühlt man auf dem Kontinent noch mehr als in England. Denn der Kontrast zwischen der Lokomotive und der schwerfälligen Diligence, zwischen der Schiene und der gepflasterten Chaussee, ist weit größer, als zwischen der Lokomotive und Schiene einerseits, und der englischen Postkutsche und macadamisirten Straße andererseits. Als ich gerade vor

10 Jahren diese Reise machte, brachten wir den größern Theil des Tages auf dem Wege von Rouen nach Paris zu, und langten müde und erschöpft an, so daß wir nicht im Stande waren, eher etwas zu thun, als den nächsten Tag. Und heute komme ich nach einer bequemen Reise von noch lange nicht fünf Stunden, kräftig und frisch um 1 Uhr Mittags an, und bin so bereit, ein Flaneur durch die Straßen von Paris zu werden, als ob ich eben erst aus meinem Hotel herausträte. Vraiment c'est du progrès.

Ich glaube, das Palais Royal ist der erste Ort, den die meisten Fremden in Paris besuchen, und so war es auch mit mir der Fall. Der nächste war natürlich der Garten der Tuilerien und dann folgten die Boulevards. Uebermannt von dem embarras de la description, werde ich der Schwierigkeit dadurch zu entgehen suchen, daß ich mich überhaupt auf keine Details einlasse, und immer bedenke, daß erst mit den Pyrenäen das Hauptinteresse meiner Reise beginnt. Doch kann ich nicht der Versuchung widerstehen, ein paar Worte über meine Wahrnehmungen in Bezug auf das Kostüm der Männer sowohl als der Frauen aufzuzeichnen. Die Westen finde ich im höchsten Grade unförmlich, eine Wiedergeburt der bis auf die Kniee herabreichenden Westen unserer Großväter, mit dem altmodischen Einschnitt unten. Die Röcke sind ebenfalls abgeschmackt lang und weit, während die Stiefel, wie vor 10 Jahren, noch weiter nichts als Marterwerkzeuge sind. Gegen die Kleidung der Damen habe ich nichts einzuwenden. Denn ich bin stets ein großer Bewunderer der Eleganz der Pariser Toilette gewesen — ausgenommen — daß die Kleider jetzt sehr hoch herauf, bis unter das Kinn, getragen werden, so daß man auf den Gedanken kommt, es soll dadurch irgend ein angeborener Makel versteckt werden.

In der allgemeinen Erscheinung von Paris, nahm ich nach einer Abwesenheit von wenigen Jahren bedeutende Verbesserungen wahr. Die Boulevards sind prachtvoller, einige der großen Plätze sind sehr verbessert und verschönert worden (vielleicht mit etwas zu viel Firlefanz), und mehrere schmale Gassen werden jetzt erweitert, und die Häuser in einem besseren Style gebaut. Der Durchgang von den Boulevards nach dem Palais Royal verdient besonders erwähnt zu werden. An der Architektur der Straßen ist nicht viel Verschönerung wahrzunehmen, doch sind hier und da einige Pfeiler vorgeschoben und griechische Façaden eingeführt, mehr in dem Style, der schon seit vielen Jahren in Edinburg besteht, als dem, der im modernen London herrscht. In dem großen Maßstabe der Verschönerung, der in den letztern Jahren in der britischen Hauptstadt

heimisch geworden ist, hat man hier noch wenig oder nichts versucht, doch ist auch das Wenige, was geschehen, zu loben, denn es läßt hoffen, daß noch mehr geschehen werde. In den Vorstädten ist ebenfalls wesentlicher Fortschritt bemerkbar. Die Municipalität von Clichy hat angefangen, diese Distrikte zu beleuchten, die von Batignolles hat den Viktualienmarkt in der Absicht auf eine gerechtere Verwaltung desselben angekauft, der garstige Uebelstand bei La Villette, wo eine so große Quantität des Unraths von Paris sich anhäufte, wird nun auch beseitigt werden, indem neue Schleußen gelegt worden sind, welche mit Hilfe von Luftdruckpumpen, die matières fécales bis nach Bondy befördern werden. In Puteaux wird ebenfalls an dem Werke der Verschönerung rüstig gearbeitet, indem man neue Straßen und Trottoirs anlegt, und die alten säubert und pflastert. Aehnliche Arbeiten sind in der Gemeinde von Boulogne im Gange, und eben so in der ganzen großen Durchfahrt — die von St. Cloud hierher führt, während die Hauptstraßen so gerade, so lang und so breit sind, wie die Rue de la Paix, die Königin der Pariser Straßen.

Ich habe in den sowohl grotesken als quasi-klassischen, an den Fenstern der Kunstläden ausgestellten Bildhauerarbeiten, ein sehr bedeutsames Zeichen des Volkscharakters gefunden, und während meines flüchtigen dreitägigen Besuches nicht verfehlt, von diesen lachenden Gasometern Notiz zu nehmen. Ich finde in den närrischen kleinen charges statuettes oder karrikirten Portraits in Gips, Deputirte, Künstler und Schauspieler, einem eben so lebhaften Kreuzfeuer des Spottes ausgesetzt, als je.

Es sind jetzt vierzehn Theater gleichzeitig geöffnet, und allabendlich zum Erdrücken voll, obschon gegenwärtig die „stille" Jahreszeit ist. London muß in diesem Punkte dieses etwas zweifelhaften Verdienstes sicherlich die Palme ihrer Nebenbuhlerin, Paris, zugestehen. Und glaubt Ihr vielleicht, daß damit die Liste der Pariser Amüsements erschöpft sei? Da tappt Ihr noch sehr im Finstern! Außer den Theatern giebt es noch Ausstellungen im Louvre und im Luxembourg, Ausstellung von Bildhauerarbeiten im Palast der schönen Künste, im botanischen Garten, Vögel, wilde Thiere, Schlangen und vergleichende Physiologie, Modelle von Maschinen und Werkzeugen in dem Konservatorium der Künste und Handwerke, im Museum der Artillerie eine prachtvolle Sammlung von Waffen, um drei Uhr Promenade auf den elysäischen Feldern, öffentliche Experimente auf der atmosphärischen Eisenbahn, und um sieben Uhr Abends, wenn Ihr nicht Lust habt, in eins der vierzehn Theater zu gehen, stehen allnächt-

lich eine Menge Tanz- und andere Vergnügungslokale offen. Dann haben wir auch noch den Hippodrome unter der besondern Gönnerschaft des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville, wo Ihr, wenn Ihr nicht über la Croix de Berny weint, doch ganz gewaltig über das Eselrennen lacht. Und wenn Ihr noch nicht befriedigt seid, so könnt Ihr in eine Art londoner Privatcabriolet steigen, was man jetzt in Paris einen „Mylord" nennt, und nach dem Bois de Boulogne fahren, wo Ihr erst einen Ritt zu Pferde, sodann zu Esel und zuletzt auf einem hölzernen Pferde machen, eine unbestimmte Quantität Gerstenzucker und Pfefferkuchen (bon hommes de pain d'épices) essen und sehr bequem à la carte speisen könnt.

Die königliche Familie befindet sich jetzt in Neuilly, von wo Ludwig Philipp zuweilen nach den Tuilerien kommt, um mit seinen Ministern Amtsgeschäfte abzumachen.

Das Juste Milieu ist jetzt sehr gut gelaunt, weil es direkt oder indirekt Heirathsbündnisse mit den meisten souverainen Häusern zu Stande gebracht hat. Es hat auch (fast zu vollständig) bei den letzten Wahlen triumphirt, und durch allerhand Cabalen die Vermählung des Herzogs von Montpensier mit der Infantin von Spanien durchgesetzt, wodurch dieser auf die „Stufen des Thrones des heiligen Ferdinand" gelangt ist. „Ich war schon beinahe Oberst," sagte der Major, als er vom Regiment gejagt ward. Das Gerücht in der feinen Welt hat noch nicht entschieden, ob die königliche Familie zunächst nach Fontainebleau gehen wird, um den König Montpensier bei seiner siegreichen Rückkehr aus Spanien, oder nach Eu, um den beabsichtigten Besuch der Königin Victoria zu empfangen. Ehe noch drei Wochen um sind, werden höchst wahrscheinlich ganz besondere Schurkereien verübt sein, und die entente cordiale ist selten drohendere Gefahr gelaufen, als gegenwärtig. Die italienische Oper ist geschlossen und die Saison in Paris kann nun als ziemlich beendet betrachtet werden. Wer Mittel und Zeit hat, Paris zu verlassen, ist größtentheils schon abgereis't, entweder nach den bains de mer, oder nach den Landgütern und Schlössern, oder nach Italien, oder nach Deutschland.

Der unglückliche Königsmörder Henry ist soeben von der Conciergerie nach dem Gefängniß La Roquette versetzt worden. Von Anfang bis Ende ist diese Geschichte eine sehr einfältige gewesen, und ungebührlich übertrieben worden, aber daß sie so bald nach dem schändlichen Attentat Lecomte's vorfiel, mußte unvermeidlich die öffentliche Aufmerksamkeit in einem ungewöhnlichen Grade erregen.

Eine zufällige und sehr natürliche Bemerkung Mr. Cobden's, der bei der Gerichtsverhandlung gegenwärtig war, ward sofort aufgeschnappt, und in ein bon mot verwandelt. Unser Freihandels-Apostel sprach blos von „einem Wahnsinnigen, den man auf ein Piedestal stelle, während vernünftige Menschen seinem Rasen zuhörten," und diese Bemerkung ward straks zu einem Epigramm verarbeitet. Die Reinheit von Mr. Cobdens Französisch hat in Frankreich einiges Erstaunen erregt. Seine Ausdrucksweise ist richtiger, als die Aussprache. Diese Gewandtheit verdankte er theils seinem natürlichen Talent, theils aber auch einer bedeutenden Uebung in frühern Jahren, wo er Frankreich als Handelsreisender besuchte. Ich habe von einem seiner frühern Gefährten, der sich jedoch niemals über den Posten eines „Musterreiters" emporgeschwungen, einige bemerkenswerthe Anekdoten von ihm gehört. Cobden scheint zu allen Zeiten in jedem Gastzimmer das Wort geführt, und sich etwas durch Rechthaberei ausgezeichnet zu haben.

Die französischen Freihandelsjournale (die allerdings jetzt noch in beschränkter Anzahl bestehen) führen Cobden als ihre Autorität an, und bei der Conversation an der table d'hôte und wo ich sonst hinkomme, werden, sobald ich erwähne, daß ich ein Engländer bin, häufig Fragen und Bemerkungen in Bezug auf unsern „Grand Cobdang" an mich gerichtet. Sir Robert Peel füllt gegenwärtig in der französischen Einbildungskraft ungefähr denselben Raum aus. Aber die bête noire Frankreichs in seiner ganzen Länge und Breite ist Lord Palmerston, vor welchem man eine fast lächerliche Furcht hegt. Die Bewegungen des edeln Viscount werden mit der größten Spannung überwacht, und was er in Madagascar thun, und ob er in Calefornien interveniren, wie er in Bezug auf die Montpensiersche Heirath verfahren, und welche Rolle er im Falle einer neuen französischen Expedition gegen Marocco spielen wird — das sind Gegenstände einer fast peinlichen Theilnahme bei Tausenden gewöhnlicher Franzosen. Es giebt Etwas, was, wie ich finde, die Franzosen niemals thun können — nämlich sich um sich selbst bekümmern.

Während die französischen Journale Cobden als eine Autorität des Freihandels anführen, nennen sie, was Besteuerung betrifft, Joseph Hume als ihren Gewährsmann, und scheinen das Gewicht, welches der Letztere auf seine Landsleute ausübt, etwas zu hoch anzuschlagen. Eben so citiren sie auch Brougham, aber mit Beisetzung der Jahrzahl **1822**, zum Zeichen, daß sie seine gegenwärtige Stellung vollkommen verstehen. Während ich wenig Minderung der ange-

nommenen politischen Feindseligkeit, und den stürksten Wunsch wahrnehme, jede neue Bagatelle als einen politischen Triumph zu betrachten, fängt Paris an, eine Menge nützlicher Dinge von dem „perfide Albion“ zu entlehnen. So findet man nicht blos in den Cafés punsch à l'Anglaise, sondern sieht auch an den Fenstern der Schneider nichts als Kleider à l'Anglaise, und in den Journalen lies't man auf allen Seiten: „vernis de Chine pour les bottes importé par Lord Eliot,“ „cuvre Johnson,“ „crayons de Wotson,“ „oeuvres en acier de Huntsmann,“ „dents Seymour,“ „eau Jackson,“ „vinaigre Bully,“ „pommade Perkins,“ „savon Thompson“ u. s. w. angekündigt. In der That, es herrscht jetzt in Paris eine ordentliche Wuth für die Erzeugnisse englischer Künstler und Handwerker — eine Wuth, welche ächte Patrioten als Anglomanie verschreien, und es wird der ausgelassenen kriegslustigen Partei, und dem egoistischen Hofe schwer werden, noch länger dem Wachsthum einer vollständigen „entente cordiale“ vorzubeugen.

Siebentes Kapitel.

Die große Oper und Madame Rossi-Caccia. — Sammelplatz der notabilités artistiques et littéraires. — Proben ihrer causeries, bon mots und calembourgs. — Bedeutende Consumtion von Eis in Folge der großen Hitze. — Die Cafés auf den Boulevards. — Eigenthümliche Naturerscheinung. — Pariser Puffs. — Die Nebenbuhler Lob und Rob. — Oeffentliche Heirathsgesuche. — Der Teufel unter den Doctoren. — Jeder Mann sein eigner Arzt; Raspail.

Paris, 8. September.

Ich ging gestern Abend in die große Oper und sah Madame Rossi-Caccia in ihrer beliebten Rolle Lucia, in Lucia de Lamermoor. Diese Dame verließ vor ungefähr 15 Monaten Lissabon, wo ich sie während des Jahres vorher mehrmals hatte auftreten sehen. Sie begab sich von dort nach London, wo sie jedoch durchaus kein Glück machte — nicht in Folge eines Mangels an Talent oder wegen unzureichenden Gesanges oder Spiels, denn sie ist in der That eine vollendete Künstlerin und eine der besten Prima Donnen in Europa — sondern wegen ihres Mangels an persönlichen Reizen, indem sie, obschon noch in ihrer Blüthe, doch an Jahren etwas vorgerückt zu sein scheint und an einem unvortheilhaften embonpoint laborirt. Ihre Stimme ist sehr schön und außerordentlich rein, und das Feuer ihres Vortrages ganz besonders ergreifend, aber was sind diese Eigenschaften für die Wollüstlinge, welche bei unserer italienischen Oper in London Gesetze geben? Die Befriedigung ihrer Augen ist für sie ein wichtigeres Erforderniß als das der Ohren, und eine glattwangige Puppe mit einer kindlichen Stimme erwünschter als eine wissenschaftlich gebildete Künstlerin von der höchsten Begabung, die keine auffälligen persönlichen Reize zu entfalten

hat. Es ist mir lieb, zu sehen, daß Madame Rossi in Paris Anerkennung findet, wo sie vor ungefähr elf Jahren zum ersten Mal in der komischen Oper auftrat. Sie ist aus Barcelona gebürtig.

Ich erhielt Zutritt zum Foyer der Oper, was sehr schwer hält, wenn man nicht mit einem Feuilletonisten oder Tonangebenden **homme de lettres** bekannt ist. Ich traf hier mehre Schriftsteller, Dramaturgen und Journalisten und unter andern auch die Mitarbeiter an dem Pariser Charivari, die mir im Jahre **1841**, wo ich ein kleines Werk unter dem Titel herausgab: „Geschriebene Karikaturen vom Capitain Pfeffer (Pepper)", dem ich einen Bericht über den Charivari und seinen literarischen und artistischen Club vorausschickte, ein freundliches Compliment abstatteten. Sie ließen damals in ihrem Journal eine förmliche Einladung an mich mit den Worten ergehen: „**Si le Capitain Capsicum Cayenne Pepper (échauffant pseudonyme!) vient en France, nous nous engageons bien librement de vider avec lui plusieures bouteilles de „claret" en compagnies de toutes les sommités Charivariques.**" Ich brauche nicht zu sagen, wie angenehm diese Versammlung sei.

Die Pariser Salons sind oft sehr angenehm, ganz besonders aber, wenn die Elite der Literaten und Künstler versammelt ist, wenn sie die Toga als öffentliche Person abgeworfen haben, von den Stelzen herabsteigen und dem esprit gestatten, freien, ungehinderten Aufschwung zu nehmen. Von allen diesen Versammlungsorten ist jedoch der Foyer der Oper der angenehmste. Hier hört man binnen einer halben Stunde jedes Thema besprechen, welches während des ganzen Tages die Nerven von Paris erschüttert hat. Der neueste politische Zug wird gewandt durch ein **bon mot** charakterisirt, der letzte **faux pas** des Ministers durch einen witzigen Calembourg kritisirt und die fliehende Phantasie der Stunde festgehalten und zu Lachstoff verarbeitet.

Meine Rolle war bei dieser Gelegenheit mehr die eines Zuhörers, als eines Theilnehmers, und ich habe einige der amüsanten Dinge aufgezeichnet, die ich bei dieser Gelegenheit hörte. Die Conversation drehte sich zuerst um eine neue Oper, in welcher eine verdammte Seele auf den Bretern vorkommt und wobei ein Todtenkopf der einzige sichtbare Theil des Körpers ist, mit Ausnahme einer knöchernen Hand, welche eine lange Pergamentrolle hält, während die übrige Erscheinung in ein weißes Tuch von ungeheuren Dimensionen eingehüllt ist.

„Die Direction der Oper," sagte der Eine, „hat eine **Ame en peine** auf

die Breter gebracht. Weshalb wählte man nicht zu dieser Rolle Bugeaud, den afrikanischen Eroberer?"

„Abd-el-Kader beschäftigt ihn zu sehr," sagte ein Anderer. „Besser, man hätte Michel Chevalier (einen ausgezeichneten Publizisten der Opposition) gewählt, der bei so vielen Wahlcollegien durchgefallen ist, daß er schon lange vor Verzweiflung den Geist aufgegeben hat und nun verdammt ist, wegen seiner Sünden von Wahlgemeinde zu Wahlgemeinde zu irren, bis zum Tage des Gerichts."

„Die Wahlen sind vor Kurzem mit einem großen Siege für Guizot's Verwaltung beendet worden und Chevalier gehört zu denen, die mehr als Eine Niederlage erlitten haben."

„Doch um von der Rue Lepelletier nach dem Eskurial zu kommen," sagte ein Feuilletonist von etwas dünkelhaftem Aussehen, „was sagt Ihr von der Bescheidenheit der Königin Isabelle, welche es für passend gefunden hat, ganz Europa und der Welt die sehr delicate Thatsache zu verkünden, daß sie im Begriff steht, zu heirathen?"

„Die Formel muß künftig geändert werden," sagte ein ältlicher Mann von ruhigem Aussehen, in dessen Auge ein ungewöhnlicher Grad von Humor lauerte. „Statt l'innocente Isabelle müssen wir künftig la noçante Isabelle lesen."

Dieses Wortspiel erregte viel Gelächter. La noçante bedeutet die Heirathende; die Aussprache ist beinahe ganz dieselbe.

„Was sagt Ihr von dem Minister des Innern (Duchâtel), der nicht weniger als zwölf Exemplare von Duprez's neuer Art du Chant bestellt hat?"

„Il a raison. Er hat niemals Maaß und Ziel zu halten gewußt."

„Nein, er will sich vermuthlich blos volksthümliche Airs geben."

„Was sagt Ihr dazu, daß unser Timon bei der Wahl in die Akademie durchgefallen ist?" sagte ein republikanischer Journalist. (M. de Cormenin war eben mit einer bedeutenden Mojorität zurückgewiesen worden.)

„Daß der, welcher vorher illustre war, durch diesen barbarischen Act illustrissime geworden ist. Die ganze wirkliche Intelligenz des Instituts war auf seiner Seite und unter andern auch Victor Hugo."

„Il est un triomphe d'être ainsi vaincu." Hier schlossen sich unsere Künstler der Unterhaltung an, und unter diesen befanden sich auch die ausgezeichneten Karrikaturisten Gavarni und Daumier, sowie der neue Karrikaturist

des Charivari „Cham". Die Conversation drehte sich um ein Geschenk von sechs Pferden, welches Louis Philipp soeben an den Kaiser von Marocco abgesendet.

„Es überrascht mich, zu erfahren," sagte der Eine, „daß diese Pferde aus der Normandie sind."

„Warum?"

„Ich hatte das Ganze für eine Gascognade gehalten. Zu welchem Zwecke soll denn das Geschenk dienen?"

„Wahrscheinlich um Abd-el-Kader wieder beritten zu machen!"

Diese Bemerkung war eine sehr treffende, denn ganz Paris hallt jetzt von Berichten über die Aufregung an der maroccanischen Küste wider, von der neuen Position, die Abd-el-Kader eingenommen, so wie der Wahrscheinlichkeit, daß Frankreich eine abermalige Expedition gegen Marocco sowohl zu Lande als zur See wird ausrüsten müssen.

Ich begab mich zu Tortoni, um eine Tasse Eis zu essen — eine Delicatesse, welcher man in Folge der außerordentlichen Hitze während dieses Sommers so zugesprochen hat, daß der Vorrath beinahe ganz erschöpft und der Preis in den vornehmeren Cafés gestiegen ist. Die Yankee's, die immer hinter allen Spekulationen her sind und für die pfiffigste Nation gelten wollen, haben diesem Pariser Mangel abzuhelfen gesucht und vor einiger Zeit die erste Ladung Eis abgeschickt, die jemals von Amerika nach Frankreich gesendet worden und die nun täglich in Havre erwartet wird. Seitdem die große Hitze eingetreten ist, stehen vor beinahe allen Cafés auf den Boulevards Stühle und Tische, an welchen eine Menge Gäste ihr Zuckerwasser, Eis, Straßburger Bier und andere Erfrischungen genießen, während Straßenmusikanten und Bänkelsänger dicht daneben ihre Leistungen loslassen und dann ihre bescheidene Schale hinhalten, um die Sous in Empfang zu nehmen. Die außerordentliche Temperatur hat das seltene Phänomen herbeigeführt, daß die Bäume auf den Boulevards, die während des letzten Monats ganz kahl geworden waren, zum zweiten Male Blätter hervorgetrieben haben, ein Schauspiel, welches man außerhalb der Grenzen der heißen Zone nicht oft antrifft. Ein noch sonderbareres Phänomen zeigt sich auf der Place Royale, wo ich heute einige Kastanienbäume sah, die gleichzeitig mit reifen Früchten, schönen Blumen, und sowohl grünen als verwelkten Blättern gekrönt waren.

Ich mustertete schnell im Vorübergehen die unzähligen „Arkaden" und

„Passagen," die Wunder an den Kaufládenfenstern der Schneider, Conditoren, Schuhmacher, Parfümeurs, Putzmacher und Kurzwaarenhändler, die Bilder- und Buchläden, die ganz mit Algier und dem Ruhm der „grande Nation" (aber keinem Wort über Tahiti) und der ausgezeichnet romantischen (und vortrefflich moralischen) modernen Literatur Frankreichs angefüllt sind. Ich sah Jagdmützen und Jagdcostüme von der bizarrsten Art, die jetzt ganz an der Zeit, aber für die Bühne geeigneter waren als für das Revier, corsets merveilleux mit oder ohne Naht, darauf berechnet, die magerste Hexe in eine blühende Houri umzuwandeln, das „cabinet spécial" des Doctor Zahnweh, médécin de la bouche, zur Herstellung der Zähne, des Gaumens, der Zunge, des Zahnfleisches, des Halses, der Lippen und der Drüsen (ich möchte wissen, ob er auch ein Mittel gegen eine vorschnelle Zunge hat oder ob er das Zahnfleisch mit Gummielastikum anflickt); pâte pectorale und sirop de Nafé, der wirksamste aller bruststärkenden Syrupe, mit dessen Hilfe man die Zeit angenehmer mit dem Husten als ohne denselben hinbringt, und die unvergleichlich herrliche, Rowland's Macassaröl vernichtende Pommade Dupuytren zu Erneuung des Haarwuchses auf Stellen, wo schon Jahre lang kein Haar mehr gewachsen, zur Verhinderung des Ausfallens und Grauwerdens und zur Erhaltung der Chevelure bis lange nach dem Tode. Von allen diesen Triumphen des Genius aber, welche, wie die Pariser sich ausdrücken, die „Luft und den Geist unserer gebildeten, eleganten und künstlerischen Gesellschaft athmen", erregte der folgende meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade:

„Autorisation.

„Ich autorisire, ja ich fordere den Sieur Gervais, Fußarzt des Königs der Belgier, gegenwärtig in Paris wohnhaft, auf, öffentlich bekannt zu machen, daß ich durch die Wirkung seines neuen Mittels vollkommen von einem Hühnerauge geheilt worden bin, welches mich zwang, mich Jahre lang eines Wagens zu bedienen.

(Unterzeichnet) **Derklow,**
Juwelier und Goldarbeiter.

„Nota. Mehr als **1200** Personen und ganz besonders die Frau Gräfin von Léoville befanden sich noch kürzlich in derselben Lage."

Doch alles dies ist unkünstlerisch, niedrig und eine bloße nullité im Vergleich mit den sich überbietenden Puffs der Herren Lob und Rob, Namen, die von zwei der brillantesten Empiriker der Welt erfunden worden, welche, nach-

dem sie wahrscheinlich von der großen zeitweiligen Popularität gehört, die sich Mr. Dickens durch die Aneignung eines ähnlichen einsylbigen bedeutungslosen Namens erworben, jährlich ich weiß nicht wie viele tausend Francs aufwenden, um dem Pariser Publikum ihre handlichen und auffälligen Namen und Schönheitsmittel anzupreisen. Lob, der sich einen deutschen Chemiker nennt, giebt

„**100,000** Francs Jedem"

welcher beweis't, daß irgend ein Mittel zur Beförderung des Haarwuchses das **Eau de Lob** übertrifft. Kahlköpfige Personen, welche den Handel **à forfait** abschließen, bezahlen erst nach der „renaissance" ihres Haares! **Flacon avec brochure** fünf bis zehn Francs.

Rob, dessen Name ihm in England *) nicht zur Empfehlung dienen würde,

„Reinigt das Blut mittelst seines transcendentalen concentrirten Syrups zur wirksamen, sofortigen und ewig nachhaltigen Entfernung aller Flechten, **démangeaisons**, Flecken und Runzeln der Haut, der Gicht, des Rheumatismus und aller andern Fehler des Bluts, und gewährt Jedem zwanzigtausend Francs Belohnung, der ihm ein eben so wirksames Mittel nachweist!

(Unterz.) Rob."

Aber man höre etwas noch weit Verführerisches:

„Spécialité — Rue de la
Discrétion — Mariages — Boule-Rouge,
Activité — 7, Coin du Passage.

„Madame Chatillon meldet Denen, die sich zu verheirathen wünschen, daß ihre Beziehungen zur Gesellschaft sie in den Stand setzen, die vortheilhaftesten **partis de mariage** zu vermitttln. Diejenigen, welche sie mit ihrem Vertrauen zu beehren wünschen, können sich sowohl der strengsten Discretion, als des schnellsten Erfolges versichert halten.

„Anfragen mündlich oder durch frankirte Briefe."

Unter den französischen Doctoren ist jetzt ganz der Teufel los. Die französische Excentricität hat sich seit vielen Jahren in diesem Departement der Wissenschaft weidlich erlustigt und während meines letzten Hierseins waren die Streitigkeiten zwischen dem **homme normal** und dem **homme abnormal** der Heilkunde spaßhaft grimmig. Gegenwärtig haben die „allopates" und die „homéopates" (die Franzosen machen mit der griechischen Orthographie wenig Umstände)

*) To rob heißt im Englischen rauben, stehlen.

bei ihrer rührigen Nebenbuhlerschaft beinahe das ganze böse Blut ihres Standes absorbirt, und in der neuesten Zeit sind auch noch die Hydropathen hinzugekommen, um das Kraut fett zu machen. Ganz kürzlich erst ist ein Congreß der homöopathischen Aerzte hier abgehalten worden, über den sich die Allopathen sehr lustig gemacht haben, und da die Pariser Bevölkerung der Streitigkeiten dieser Herren, die par brevet d'invention tödten, nachgerade überdrüssig geworden ist, so tritt plötzlich ein neuer Philosoph auf, welcher sein Anathema über beide Parteien ausspricht und die Welt mit einer Reihe von Rezepten zum „traitement sanitaire par soi-même" beschenkt. Dieser Puff hat, als der letzte des Tages, in Paris ungeheures Glück gemacht und es kann jetzt in keiner Gesellschaft ein mit irgend einem Leiden Behafteter den Mund öffnen, ohne daß ihm sofort der „Dr. Raspail" hineingestopft wird. Sein System ist mir von Hunderten empfohlen worden, aber ich werde weder ihn noch die gewöhnlichen Aerzte incommodiren. Raspail war ursprünglich ebenfalls Arzt, aber er hat auf sein Diplom verzichtet und räth nun allen Leuten, sich selbst zu kuriren — in Gemäßheit der von ihm veröffentlichten Prinzipien. Seine Bücher gehen reißend ab und dadurch erreicht er, glaube ich, seinen Zweck ebensogut, als wenn er jedem Einzelnen ein Rezept verschriebe und sich dafür bezahlen ließe.

Achtes Kapitel.

Der Herzog von Montpensier kehrt von Straßburg zurück. — Seine Vermählung mit der spanischen Infantin. — Die zwei B., Bulwer und Bresson. — Vergrößerung der Pariser Journale; die Eleganz wird dem Umfange geopfert. — Das „junge Irland" und wie man sich in Frankreich darüber lustig macht. — Unterschied in der Behandlung des Soldaten in Frankreich und in England. — Conferenz mit Mr. de L'Obus, einem Mitgliede der Kriegspartei. — Quacksalber und Monstruosität der von ihnen erfundenen Namen. —

Paris, 9. September.

Der Herzog von Montpensier ist so eben von Straßburg angekommen. Er hat innerhalb weniger Tage einen ungeheuern Schritt in der Volksgunst gethan. Die für ihn durch M. Bresson so schlau arrangirte Heirath, hat ihn natürlich aus der Provinz zurückgerufen. Die Sache wird hier als abgemacht betrachtet und die leicht empfänglichen Pariser sehen in ihm einen Helden. Wahrscheinlich werden die Cortes eine Scheindiskussion halten, man wird vielleicht über den Tractat von Utrecht frech hinweggehen, aber damit wird die Frage doch nicht abgethan sein. Wenn die Ehe, wie es heißt, der Königin Isabella vielleicht das Leben kostet, so würde der Herzog eine zu überwiegende Stellung erhalten, als daß man so leicht darein willigen könnte. Ueberdies wird Lord Palmerston die beleidigende Behandlung, die der Repräsentant unserer Königin in Madrid von dem französischrn Gesandten erfahren, gewiß nicht so leicht hingehen lassen. Der Streit zwischen den beiden B. ist,

wie er jetzt steht, ein sehr niedlicher. Es ist kein Zweifel, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, Bulwer seinen Collegen Bresson wegen seines unverschämten Benehmens geohrfeigt haben müßte. Aber dazu war Bulwer zu artig und die Talleyrands der Diplomatie müssen einmal vorn lächeln, wenn sie auch von hinten Fußtritte bekommen! Narvaez reis'te am vergangenen Sonntage von Paris nach Bayonne ab — ein bedeutsamer Commentar zu den eben arrangirten Heirathen und der Politik Guizots und Ludwig Philipp's. Mehrere Personen von hohem Range schicken sich hier ebenfalls an nach Madrid aufzubrechen, um bei der Ceremonie gegenwärtig zu sein.

Die Pariser Journale haben in der letzten Zeit ein Format erhalten, welches für mich etwas unbequem ist. Einige davon — z. B. die Époque — sind jetzt länger und breiter als irgend eins der Londoner Journale, die nach meinem Geschmacke schon zu groß waren. Als ich durch die Cafés schlenderte und ein Journal nach dem andern in die Hände nahm, die alle von ihren liliputischen zu brobdignagischen Dimensionen angeschwollen waren, empfand ich beinahe dasselbe Gefühl, wie wenn man nach einigen Jahren Abwesenheit einen anmuthigen hübschen Knaben zu einem häßlichen tölpischen Manne herangewachsen sieht. Da die Qualität des Papiers, auf die sie gedruckt sind, etwas lumpig ist, so fühlen sie sich nicht so solid an, wie ein Londoner Journal.

Vor einigen Jahren war das Format der Pariser Journale außerordentlich handlich und bequem, aber sie konnten sich einmal in Nichts durch das „perfide Albion" übertreffen lassen. Die Form des Constitutionnel ist ganz besonders lächerlich, indem das Feuilleton, welches einen Roman von Eugen Sue bringt, anstatt wie früher der untere, aber integrirende Theil des Blattes zu sein, jetzt einen Auswuchs bildet, um abgeschnitten und in einen besondern Quartband gebracht werden zu können, wodurch aber das Blatt eine so übermäßige Länge erhält, daß es beim Lesen nothwendig zerknittert wird.

Das Journal des Débats bringt heute einen Artikel von drei Spalten, in welchem gezeigt wird, wie ganz unbedeutend die Partei des „jungen Irland" war und wie vollständig O'Connell darüber triumphirt hat. Beinahe alle Pariser Journale sind derselben Ansicht. Wir lachen im Auslande sehr über die Abgeschmacktheit der Repeal. Die Nichtveröffentlichung von Rechnungen ist ein Ding, was die Franzosen niemals verdauen können und sie fragen nun, was mit dem Gelde geworden sei, welches in die Kassen der Agitation-Hall

geflossen; sie wissen die Geschichte von Mr. O'Brien's fingirtem Märtyrerthum in dem Keller recht gut zu würdigen, spotten über die Gesänge des jungen Irland, über welche so viel Geschrei erhoben worden und fragen, ob la verte Hibernia im neunzehnten Jahrhundert eine Nation von Troubadours geworden! Der Ruf Irlands hat durch diese prahlerische, ohnmächtige und thörigte Agitation ungeheuer gelitten, und während diese Fanatiker glaubten, die Augen von Europa ruheten auf ihnen, betrachtete man sie bloß als Gegenstand des Mitleids und Spottes.

Der außerordentliche Unterschied in der Behandlung des gemeinen Soldaten in Frankreich und in England läßt sich durch nichts besser beleuchten, als durch eine Thatsache, die seit meiner Ankunft hier vorgekommen ist. Se. Majestät, der König Ludwig Philipp hat soeben den Orden der Ehrenlegion an zehn Militairs verliehen, die sich in dem neulichen Gefecht bei Dschemma-Ghazaut in Algier ausgezeichnet. Von diesen Zehn bekleidet auch nicht einer einen höhern als Corporalsrang — einer ist Gemeiner und ein zweiter Trompeter. Und doch sind sie alle zu Rittern des königl. Ordens der Ehrenlegion erhoben worden.

Ich traf heute mit einem Mitgliede der Kriegspartei (Monsieur de l'Obus*) werde ich ihn nennen) zusammen, mit welchem ich die folgende kleine causerie hatte.

„Voyez vous, Monsieur," sagte das lange bärtige Individuum, dessen hochsanguinisches Temperament sich in der Lebhaftigkeit seiner Augen und der Raschheit aller seiner Geberden verrieth. „Der Triumph Palmerston's dans cette affaire de l'Orient ist durch seine gegenwärtige Niederlage in Spanien vollkommen in den Schatten gestellt. Wenn Thiers sich 1840 mit seiner Flotte nach Toulon zurückzog, so ist dagegen jetzt der Coburger gezwungen worden, sich mit allen seinen hochzeitlichen Anstalten und dem gerühmten Einflusse Englands von Madrid zurückziehen."

„Vous avez raison, Monsieur; Don Francisco und der französische Cupido Bresson haben den Sieg errungen und England ist mächtig hinter's Licht geführt worden."

„C'est évident!" (Er hielt mich in Folge meiner gebräunten Gesichtsfarbe und meines ziemlich geläufigen Französisch offenbar für einen guten

*) Obus, Haubitze.

Kriegsparteigänger und ein français né malin). Aber England führt noch andere Dinge im Schilde. Schaut Euch um in der Welt. Jeder Tag sieht aus den Häfen Englands irgend einen verwegenen Seefahrer auslaufen, der einen neuen Abzugsweg für die nationale Industrie aufsucht. Das „perfide Albion," welches so richtig als eine Nation von Krämern geschildert wird, hat die Augen fortwährend auf alle Punkte des Erdballes gerichtet. Erfährt es, daß irgendwo ein guter Hafen, oder auch nur eine geschützte Bucht, ein Stückchen culturfähiges Land, kurz das unbedeutendste Element einer möglichen Colonisation zu finden ist, so geht sofort ein Schiff unter Segel, um von diesem Winkel der Erde Besitz zu nehmen. Ohne Zweifel, wenn eine neue Insel plötzlich aus den Tiefen des Oceans aufstünde, wäre sicherlich ein englisches Schiff an Ort und Stelle, um die britische Flagge darauf zu pflanzen, und auf der noch schwankenden Küste würde man bald die zwei bedeutsamen Worte: „Comptoir, magasin," lesen.

„Le fait est tellement vrai," entgegnete ich, „daß vor mehreren Jahren in Folge einer jener unterseeischen Naturerscheinungen, welche selbst die Philosophen noch so wenig wissen, an einem schönen Morgen eine neue Insel einige Fuß über der Fläche des mittelländischen Meeres zum Vorschein kam. Eine britische Flagge wehte hier, selbst ehe noch diese außerordentliche Erscheinung der neapolitanischen Regierung bekannt ward, die jedoch später auf die Souverainetät des innerhalb ihres Bereiches aufgetauchten Territoriums Anspruch machte."

„Est-ce possible, Monsieur?"

„Certain! In dem Augenblick, wo die diplomatischen Verhandlungen, welche deshalb in Gang gesetzt wurden, auf dem Punkte standen, den giftigsten Charakter anzunehmen, ging in Folge eines zweiten Phänomens, von welchem die Philosophen fast eben so wenig verstehen als vom ersten, die Insel wieder unter und verschwand mit der britischen Flagge, die sie mit sich in den Schooß des Meeres hinabriß! Wiederholt an dem betreffenden Orte angestellte Nachforschungen vermochten keine Spur von der Insel zu entdecken und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie dermalen nicht mehr existirt."

„Singulier."

„In den Antillen," fuhr ich fort, „zwischen St. Thomas und Portorico giebt es eine Insel, deren militairische Position das ganze débouquement beherrscht. Die Engländer nennen sie die Krebsinsel. Sie ist nicht bewohnt.

Diese Insel war von der Natur offenbar zu einem Anhängsel von Portorico bestimmt. Man hat eine sehr romantische Geschichte von einem Franzosen erzählt, der sich zum Souverain der Insel machte, wohlverstanden, daß er — natürlich bloß der Form wegen — die Oberherrschaft Spaniens anerkennen mußte. Oft lief unser braver Landsmann auf der Insel umher, um in dem Urwalde, womit sie ganz bedeckt war, Bäume zu fällen und seine Souverainetätsrechte in der Wüste zu behaupten. Es gab eine Zeit — ich weiß nicht, ob diese Schändlichkeit nun aufgehört hat — wo ein englisches Kriegsschiff, regelmäßig jedes Jahr anlangte, um die englische Flagge an der Spitze eines Bootshakens aufzupflanzen zum Zeichen der Besitznahme von der Insel, und jedes Jahr kam mit derselben Regelmäßigkeit der Franzose, König der Krebsinsel, hieb den Bootshaken um und zerriß die englische Flagge. —"

„Ah sacre, bon!"

„Eine Revolution, mon cher Monsieur, brach in dem Vicekönigthum von La Plata aus. Diese schöne Besitzung ward der spanischen Herrschaft entrissen und eine herrliche Republik gegründet. Aber die schwachen, der republikanischen Begeisterung untreuen Einwohner, zersplitterten ihre neugefundenen Rechte durch erbärmliche innere Zwistigkeiten. Während jede Provinz ein unabhängiger Staat für sich ward, oder zu werden wünschte, blieben die îles Malouines, früher den Engländern unter dem Namen der Falklandsinseln bekannt und von dem Vicekönigthum La Plata abhängig, eine Zeit lang ohne Besitzer. Das „perfide Albion" kam in diesem Augenblicke en véritable troisième larron hinzu und nahm Besitz von diesen Inseln, deren Vorzüge es gebührend zu würdigen wußte. Es pflanzte seine Fahne auf diese Inseln auf und sie kamen nach dem Rechte der Eroberung unter die britische Krone." —

„Les fripons!"

„Der Präsident der argentinischen Conföderation, Rosas, ist niemals von seinen Ansprüchen auf die Falklandsinseln zurückgetreten. Auf alle seine Vorstellungen in dieser Hinsicht hat England unabänderlich dieselbe Antwort gegeben, welche ce drôle de Guizot den Wählern von Lisieux gab, nämlich, daß Ludwig Philipp auf den Befestigungen von Paris stehend, den Feinden Frankreichs entgegnen würde: „Kommt und nehmt sie."

Der L'Obus spie hier grimmig aus, um bei Nennung der Namen Guizot's und Ludwig Philipps seinen Abscheu zu erkennen zu geben.

„Regardez donc," sagte er, „schaut nur die Unverschämtheit an, mit welcher diese Engländer von unserer afrikanischen Eroberung sprechen, weil unsere Triumphe im Norden ein glänzendes Epigramm auf ihre Niederlagen im südlichen Afrika sind. Sie lassen sich von der niedrigsten Menschenklasse, den Hottentotten, zu Hunderten die Gurgeln abschneiden."

„Oui dame," entgegnete ich, „und während wir in Algier unter Bugeaud's Wahlspruch: „Tam ense quam aratro" so erfolgreich kolonisiren, seht, welche erbärmliche Tyrannei die Engländer in dem ganzen ungeheuern Reiche Indiens eingeführt haben."

„Die Engländer und kolonisiren! Sie können nichts weiter als Kramläden errichten," sagte L'Obus. „Aus unserer kleinen Besitzung Trichinopolis werden die Franzosen en vrais héros hervorgehen und die britischen Krämer von dem ganzen indischen Kontinent verjagen."

„Probablement. Die Engländer spielten in ihren letzten Kämpfen mit den Sikhs eine so erbärmliche Rolle und erlitten an den Ufern des Indus so gräßliche Niederlagen, während die Franzosen in Tahiti ihr Terrain so ruhmvoll behauptet haben, (es war soeben die Nachricht von der Vertreibung der Franzosen eingegangen), daß wir ohne Zweifel uns bald noch anderer Triumphe rühmen können, als der von Madrid — der triomphes des noces."

L'Obus, der jetzt merkte, welcher Nation ich eigentlich angehörte, verschluckte vor Aerger einen ganzen Mund voll Rauch, spie eine halbe Tasse Kaffee aus und empfahl sich.

Da die Franzosen sich eben nicht durch Körperschönheit auszeichnen, so sind das Haar und die Zähne stets die großen chevaux de bataille der Pariser Charlatane gewesen. Was ungewöhnliche, ausgesuchte Benennungen betrifft, so sind sie uns in diesem Punkte weit vorangeeilt. Unsere Empiriker benutzen arme Gelehrte und lassen sich von diesen griechische Namen zusammensetzen, die Pariser jedoch erfinden kauderwälsche Namen nach dem „Zazezizozu" = Prinzip, welches in der That nichts bedeutet, aber weil es sehr wunderlich und närrisch aussieht und klingt, vor ungefähr zwölf Jahren ganz Paris bewog, sich zu einem Theaterstücke zu vereinigen, welches diesen Namen trug. Man bemerke die nachstehende Ankündigung des neuesten Pariser Zahnkünstlers:

„Osanakryses!" Einsetzung künstlicher Zähne ohne Federn oder Schrauben. Wenn wir dem sinnreichen System Rubechs zu Einsetzung

künstlicher Zähne beifügen, daß es dem Genannten gelungen ist, einen Stoff aus den Fangzähnen des Nilpferdes auszuziehen, mit dessen Hilfe alle seither zu bemerken gewesenen Uebelstände bei Einsetzung künstlicher Zähne, wie z. B. Wechsel der Farbe, Mangel an Dauerhaftigkeit, unangenehmer Geruch, beseitigt werden, so wird man dem Osanakryses den Vorzug vor dem weit theurern Osanores geben, die so pomphaft von vorgeblichen Erfindern (dies ist etwas stark, denn die Osanores waren eher da) angepriesen werden, welche Erfinder sich für die einzigen Besitzer dieser Zähne ausgaben und sich mit der größten Frechheit Autoren und Doctoren nennen, um das leichtgläubige Publikum desto besser zu täuschen und zu blenden. Cabinet de M. Rubech." ꝛc. ꝛc.

Es ist kein großes Kompliment für das Pariser Publikum, daß es solches Zeug hinabschluckt. In London, glaube ich, wäre damit nichts zu machen. Die folgende Annonce ist in demselben Tone abgefaßt und eben so auf die Ausbeutung der Eitelkeit und des Wunsches nach Körperschönheit berechnet:

„Keine grauen Haare mehr! Keine weißen Haare mehr!"

„Neuerfundene Komposition. Bis zu dieser Stunde haben sich alle seither gefertigten und ausgebotenen Mittel unwirksam erwiesen (buchstäblich wahr). Das Eau de Verse ist die einzige Komposition, die binnen einer Minute Haar und Bart von jeder Schattirung färben kann. Es giebt den Haaren eine dauerhafte Farbe, Geschmeidigkeit und natürlichen Glanz. In Flaschen zu fünf und zehn Francs.

Madame Dusser, rue du Coq-St. Honoré färbt das Haar, sowohl in ihrer Wohnung als auf Bestellung anderwärts."

Diese gefällige Dame nimmt also Operationen an den Bärten der Herren vor, wo immer ihre Dienste verlangt werden. Es möchte schwer sein anzugeben, welche Arten von Dienstleistungen in Paris nicht für Geld zu haben wären.

Neuntes Kapitel.

Der Königsmörder Henry. — Die Heirath Montpensier „ce resplendissant conjungo.“ — Der Tiger Narvaez losgelassen. — Fortschritt der Freihandelsprincipien in Frankreich. — Die Weinlese. — Lord Normanby. — Pariser Journalisten; ihr Einfluß, ihre Käuflichkeit; die ungeheure Verbreitung ihrer Schriften. — Anekdote von Thiers. — Ein Witz von Guizot. — Die Pariser Karrikaturenjournalistik, der Charivari, der Corsaire-Satan, ihre Künstler, Gavarni, Daumier und Cham. — Die Illustration. — Die Guêpes. — Ansicht der Pariser Toilette aus der Vogelperspective. — Plan zu einer Kolonisation durch Militairmusik. — Anekdote über Ingres den Maler. — Kriegerische Sperlinge und der magnetische Telegraph. —

Paris, 10. September.

In dem Foyer der Oper hatten wir gestern Abend wie gewöhnlich ein fou rire über die ganze Welt der Reihe nach.

„Der alberne Königsmörder Henry,“ sagte der Eine, „ist au désespoir. Man steht in Begriff, ihn an den Bagno in Toulon abzuliefern und der arme Mann weint den ganzen Tag. Und weßhalb glaubt Ihr? Weil er dadurch „entehrt“ wird“.

„Es war also ein Ruhm, nach dem König zu schießen!“ entgegnete ein Anderer.

„Das Juste-Milieu versteht besser zu zielen,“ sagte ein Dritter. „Gleich auf den ersten Schuß hat es eine Infantin in den Ranzen gesteckt.“

Nun kam die Montpensier'sche Heirath dran. Ein Spaßvogel von der Opposition nannte sie, indem er die hochtrabende Sprache der Regierungsorgane

lächerlich machte, resplendissant conjungo“, und verwies, als ein Ministerieller diese Heirath für das Unterpfand einer vollständigen Aussöhnung zwischen Frankreich erklärte, auf die wüthende antifranzösische Sprache der spanischen Journale und sagte, daß, wenn dies das „pax vobiscum“ sei, es spanischer Gebrauch sein müsse, beim Geben des Fridenskusses gleich mit zu beißen.

Die Möglichkeit eines Aufstands in Spanien zur Verhinderung der wirklichen Vollziehung der Montpensier'schen Heirath ist von den Tuilerieen deutlich vorausgesehen und der Tiger Narvaez, den Ludwig Philipp eine Zeit lang hier im Käfig hielt, mit gewetzten Klauen (da nöthig) gegen das spanische Volk abgeschickt worden. Anfangs hatte man die Absicht, Narvaez zum Präsidenten der Pairskammer zu ernennen, aber die spanischen Minister, welche die wachsende Aufregung bemerkten, haben klüglich an seiner Stelle den Marquis von Miraflores zur Präsidentschaft ernannt und einstweilen den Henkersknecht von La Mancha bei Seite geschoben, der mehr als einmal den Bruder eines karlistischen Häuptlings festnahm und ihn erschoß, weil der condillo selbst sich nicht ergeben wollte.

Mr. Cobden's Reise nach Frankreich hat schon einige gute Früchte getragen. Die Versammlung der Freihandelsleute in Bordeaux hat den Anstoß zu einer umfassenden Bewegung nach andern Richtungen hin gegeben. Die Freihändler halten jetzt unter der Präsidentschaft des Herzogs von Harcourt eine Versammlung in Marseille, und die Handels- und Gewerbtreibenden Notabilitäten von Lyon haben ebenfalls schon eine Versammlung gehabt und eine Comité zur Beförderung der Grundsätze des libre échange niedergesetzt. Ich bin von der verminderten Feindseligkeit mehrerer französischer Schutzzöllner überzeugt, denen durch das eigenthümliche Ergebniß die Augen geöffnet worden sind, daß seit der Annahme der Kornbill England Getreide nach Frankreich ausgeführt hat.

Die Nachrichten über die Weinlese lauten aus allen Theilen Frankreichs sehr günstig. Von Beaune, an der Côte d'Or wird gemeldet, daß der erste jährliche Besuch der vignobles vor wenigen Tagen stattgefunden und daß die Weinlese dieses Jahr wenigstens um zehn Tage eher stattfinden wird. Der comité viticole (Ausschuß der Weinbauer), der in jedem Distrikt die Zeit festsetzt, zu welcher die Weinlese beginnen soll, hat sein Amt angetreten, und die Weinlese zu Meursault wird am 12ten und die zu Volnay den 14ten beginnen. Die Trauben sind überall reif und der Wein wird unzweifelhaft von seltener Güte sein.

Da sich nun mit Gewißheit herausgestellt hat, daß die Weizenernte in ganz Frankreich bedeutend geringer ausfallen wird als durchschnittlich in andern Jahren,

so ist der Preis des Brotes in Paris gestiegen und mit diesem zugleich der fast aller anderen Lebensmittel. Das Fleisch ist schon außerordentlich theuer. Das filet d'aloyau, das schönste Stück Rindfleisch — was man in England die „Sonntagsseite" des Lendenstücks nennt, kostet 36 Sous das Pfund, und gutes Kalbfleisch 22 Sous. Fische, die zu jeder Zeit in Paris theuer und selten sind, kommen jetzt auf dem Markte kaum zum Vorschein und werden von den Gutschmeckern sogleich zu ungeheuren Preisen aufgekauft. Der Preis der Feldfrüchte ist ebenfalls übertrieben hoch und es läßt sich mit Gewißheit den nächsten Winter eine schwere und theuere Zeit voraussagen.

So kurz auch der Aufenthalt des Lord Normanby, unsers neuen Gesandten, hier ist, so hat dieser doch schon angefangen, sich populär zu machen, indem er in außerordentlich hohem Grade die glückliche Kunst besitzt, sich die allgemeine Achtung und Liebe zu erwerben, was ihm schon in Irland so gut gelang. Der edle Marquis ist so weit entfernt, Irland vergessen zu haben, daß er so eben zwei Irländer bei der Gesandtschaft, den einen als Arzt, den andern als Apotheker angestellt hat. Beide sind O'Gradys. Dieses Verfahren ist ein sehr kluges, denn die Irländer bilden in Paris stets eine ziemlich starke Faction. Die Aussichten der Mission des Lord Normanby sind jedoch nicht mehr so couleur de rose wie anfangs, und selbst seinem Tact und sanften, gefälligen Benehmen wird es schwer werden, die entente cordiale aufrecht zu erhalten.

Die Pariser Journalisten behaupten ziemlich noch dieselbe Stellung in der allgemeinen Achtung, die sie bei meinem letzten Hiersein vor einigen Jahren einnahmen. In der Gesellschaft hat man sie nicht gern und verachtet sie sogar, aber der Einfluß ihrer Schriften ist ein unermeßlicher. Selbst die Parteien welche sie schmähen und den feilen, ausschweifenden Charakter vieler dieser Leute blosstellen, lesen ihre leitenden Artikel mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und lassen sich durch dieselben fast in eben dem Grade bestimmen wie das übrige Volk. Die einzige Lösung dieses unerklärlichen Räthsels liegt darin, daß ihre Meinungen gedruckt in die Welt kommen — ein Grund, der vielleicht abgeschmackt erscheint, aber wie ich glaube der einzige haltbare ist, denn es liegt in einem gutgeschriebenen, beredten (wenn auch unehrlichen) Zeitungsartikel ein entrainement, dem man nicht leicht widersteht. Das Leben in Cafés ist in Paris einmal Mode und in den Cafés ist das Journallesen Mode und es muß hierbei bmerkt werden, daß die „Mode" in Paris eine weit größere Tyrannei ausübt als in irgend einem andern Theile der Welt. Ein englischer Journalist, der in dem Rufe

stände, in welchem die Pariser Journalisten in der Regel stehen, könnte nicht gegen den Strom von Entrüstung und Verachtung aufkommen, den seine Missethaten hervorrufen würden. Man versichert, daß alle Pariser Journalisten käuflich seien und daß sich die Journale der Opposition bei besondern Fragen durch das Geld des Ministers zum Schweigen bringen lassen. Glücklicherweise sind solche Dinge in England unmöglich.

Der Absatz der Tonangebenden Pariser Journale ist weit größer, als der der ersten Londoner Zeitungen. So hat z. B. die „Presse“ **35,000** Abonnenten, während der ganze Absatz der „Times“ ungefähr **25,000** Exemplare beträgt. Der Absatz eines Journals ist jedoch nicht das gewinnbringende Element desselben, besonders wenn es zu einem so wohlfeilen Preise verkauft wird wie die „Presse“, und die Inserate sind ungeachtet aller Bemühungen selbst in den vornehmsten Pariser Journalen niemals sehr zahlreich. Die Buchstaben sind groß, der Ertrag ist gering. Aus diesem Grunde entbehrt die schwache menschliche Tugend die Unterstützung eines bedeutenden rechtmäßigen Erwerbs, und die „Presse“ steht in einem keineswegs beneidenswerthen Rufe von Bestechlichkeit. Der erste Redacteur, Emil de Girardin, hat zur ausgewählten Gesellschaft keinen Zutritt, und Bertin de Vause, der erste Eigenthümer und Redacteur des **Journal des Débats** ist der einzige Pariser Journalist, der in sehr hohem Ansehen steht, wie denn auch seine Achtbarkeit vor einiger Zeit dadurch anerkannt ward, daß er einen Sitz in der Pairskammer erhielt. Es sind jetzt gerade zehn Jahre her, daß ich einige Monate lang mit bei der Redaction von **Galignani's Messenger** beschäftigt war und bei dieser Gelegenheit einen flüchtigen Einblick in die Geheimnisse der Pariser Journalisten erhielt. Die französischen (ich meine die französisch geschriebenen) Journale waren schon damals, wie jetzt noch gewohnt, ihre Correspondenzen selbst zu fabriziren und den Neuigkeiten eine einem vorübergehenden Zweck entsprechende Färbung zu geben, so daß es abgeschmackt wäre, irgend eine Angabe, bei der die Interessen eines solchen Journals betheiligt sind, ohne Weiteres **au pied de lettre** hinzunehmen.

Die legitimistischen Journale sind in diesem Augenblick mit dem Projekt beschäftigt, eine Verschmelzung ihrer getrennten Interessen zu bewirken und künftig nur e i n legitimistisches Organ herauszugeben, welches alle dermalen vorhandenen Abonnenten vereint. Die Räthlichkeit dieses Manövres läßt sich bezweifeln, denn wenn auch dadurch eine Batterie mehr Kraft bekommt, so wird doch die Zahl derselben vermindert und die Wirksamkeit dieses Guerillakriegs geschwächt,

der für eine solche Position am besten paßt. Fünf gemeine Soldaten sind besser, als der vortrefflichste einzelne Unteroffizier von der Welt.

Die Streitigkeiten der Pariser Journalisten unter einander und die Nichtswürdigkeiten, die sie einander nachsagen, sind ein Zeichen von ganz schlechter Politik und die Ursache, daß sich die öffentliche Verachtung auf beiden Parteien concentrirt, welche auf diese Weise gegenseitig ihre Fehler aufdecken. Die Eifersucht der Pariser Literaten ist ungeheuer. M. Veron, einer der Eigenthümer des Constitutionnel, soll auf Thiers, den frühern Redacteur und noch jetzigen Mitarbeiter an diesem Journale, so eifersüchtig sein, daß er an Eugen Sue seine Romane, die in dem Feuilleton erscheinen, mit **10,000** Francs den Band bezahlt hat, um Thiers zu beweisen, daß er es nicht ist, der das Glück des Journals gemacht hat. Verons Haß gegen Thiers soll seinen Grund in dem Umstande haben, daß Thiers sehr oft die politische Fähigkeit seines Mitarbeiters in Zweifel gezogen und sich stets geweigert habe, sich mit ihm in politische Discussionen einzulassen. Da Thiers dies jetzt erst erfahren hat, so redet er nun Veron, so oft er ihm begegnet, mit den Worten an: „Nun was sagen Sie zur spanischen Frage?“ Von Guizot ist mir eine sehr treffende Bemerkung mitgetheilt worden. Als ihn Jemand fragte, was seine Meinung von Thiers' **Histoire du Consulat et de l'Empire** sei, gab er zur Antwort: „**C'est un roman assez librement écrit.**“

Unter der leichteren periodischen Literatur von Paris behauptet der **Charivari** noch unbestritten den Vorrang. Seit einiger Zeit besteht auch noch ein Oppositions-„Karrikatur“-Journal, der **Corsaire-Satan** genannt, aber es kommt dem ersten bei Weitem nicht gleich. Der **Charivari** monopolisirt die bewundernswürdigen Karrikaturenzeichner Gavarni und Daumier und hat in der letzten Zeit in diesem Departement in einem jungen Künstler, der sich „Cham“ nennt, einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Gavarni und Daumier sind beide Sonderlinge — der Erstere verhält sich in Gesellschaft ganz ruhig und schweigsam, obschon er sehr gesucht wird, und der Andere ist eben so ausgelassen drollig und excentrisch, wie die närrischen Gesichter, die er zeichnet. Die französische „Illustration“ nach Art unserer „Illustrated London News“ macht viel Glück. Zu den letzten Neuigkeiten in diesem Syl gehört ein Journal unter dem Titel: „**La Nouveauté Parisienne,**“ welches ausschließlich illustrirte Ankündigungen bringt, die zuweilen von poetischen Schilderungen begleitet sind. Die Ansichten der elegantesten Kaufläden und die neuesten Erfindungen nebst den verlockendsten Gegenständen figuriren hier in großen Holzschnitten auf Atlaspapier. Das geistreichste und

mit beharrlichem Witz geschriebene der kleinere Journale sind die „Guêpes“ von Alphonse Karr.

In dieser stillen Jahreszeit, wo Alle, die Mittel und Zeit haben, sich viele Meilen weit von Paris zu entfernen, um die bains de mer zu besuchen, ist es für einen eiligen Durchreisenden nicht unangenehm, weniger als zu andern Zeiten gestoßen und gedrängt zu werden und einigen Raum zur Beobachtung zu haben, ohne gerade selbst zum Schauspiel zu dienen. Ich fand die Hauben der Pariser Grisetten noch reizender als vor einigen Jahren, indem jetzt die Mode herrscht, Rosetten von zartfarbigem Band an der Seite anzubringen. Die Männer sind jetzt alle à l'Anglaise (wenigstens nennen sie es so) gekleidet. Dieser Schnitt ist weit und plump und ganz gewiß nicht englisch.

Da es den Franzosen nicht gelungen ist, Algier zu kultiviren und da sie im Stillen Meere ebenfalls nur langsame Fortschritte gemacht haben, so sind sie auf ein neues und ganz charakteristisches Auskunftsmittel gefallen. Sie haben so eben ein Militairmusikcorps nach Tahiti abgeschickt und wollen alle ihre Niederlassungen in Oceanien auf dieselbe Weise versorgen, um die Einwirkung eines solchen Mittels auf die Wilden zu versuchen.

Die außerordentliche Hitze dieses Sommers hat in Paris viel Furcht vor der Cholera erzeugt, und mehr als einmal verbreitete sich ebenso wie in London das Gerücht von dem wirklichen Ausbruch dieser Krankheit. Bei gehöriger medicinischer Untersuchung erwiesen sich jedoch diese Erkrankungen als bloße cholera-artige Zufälle. Besonders sind viel Ruhrkrankheiten vorgekommen und mehrere Engländer von meiner Bekanntschaft haben daran gelitten.

Ich muß hier eine Anekdote erzählen, die mir so eben von Ingres, dem berühmten französischen Maler, mitgetheilt worden ist. Ingres lebt wie Abälard und Bernardin de St. Pierre fast ausschließlich von vegetabilischer Kost und giebt den größten Abscheu vor animalischen Nahrungsmitteln aller Art zu erkennen. Neulich überredete ihn bei einer Gesellschaft die Dame des Hauses mit großer Mühe, eine einzige Auster hinter zu schlucken, indem sie die Empfehlung hinzufügte: **Elle est pourtant très-fraiche; elle est vivante encore.**“

„O, was habe ich ausgestanden!“ sagte Ingres, als das Weichthier verschwand.

„Aber doch nicht so viel wie die Auster,“ sagte die Dame.

Ich würde Ingres vegetabilische Diät zur Linderung des französischen Kriegsfiebers empfehlen, wenn nicht General Foy die vortreffliche Ausdauer der französischen Revolutionsarmee der großen Consumtion von Brot zugeschrieben hätte.

Als ich auf der Eisenbahn von Rouen hierher fuhr, bemerkte ich einen versuchsweise vom Administrateur en chef der französischen Telegraphen auf eine kurze Strecke errichteten magnetischen Telegraphen. Die Conversation im Wagen (denn selbst der Lärm einer Locomotive ist hier für die Conversation kein Hemmniß) drehete sich um die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Frankreich und England, wegen der Zwangsheirath des Herzogs von Montpensier mit der spanischen Infantin. In Folge eines sonderbaren Zusammentreffens setzten sich, gerade als ein commis-voyageur seine Stimme für den Krieg erhob, eine Anzahl Sperlinge auf die Drähte des magnetischen Telegraphen (ich hatte schon früher auf der Great-Western-Eisenbahn dieselbe Vorliebe dieser Vögel für diesen sonderbaren Ruhepunkt bemerkt), so daß sie gerade die Stellung der Noten einnahmen, welche den Anfang der Marseillaise bilden. Ich erstaunte über diesen seltsamen Zufall nicht wenig, der buchstäblich so stattfand, wie ich beschrieben habe, indem die Drähte das Notensystem, die hölzernen Stützen den Schlüssel und die Vögel die Noten vorstellten. Sie schienen sehr energisch darauf los zu zwitschern — fast eben so wie meine compagnons de voyage. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß schon in der Luft Frankreichs Etwas liegen müsse, was sowohl gefiederten als ungefiederten Zweifüßlern den Kopf verdreht und diese patriotischen und kriegerischen Aufwallungen hervorruft.

Und damit sind meine Betrachtuugen über Paris zu Ende.

Zehntes Kapitel.

Die Eisenbahn nach Orleans. — Résumé der Reise nach den Pyrenäen. — Beschreibung von Orleans. — Dampfschifffahrt auf der Loire. — Beginn der Weinlese. — Die Hotels und Lebensweise. — Ein französischer Extravagant. — Uebertriebene Berichte von Getreideunruhen und Brandstiftungen. — Beschreibung von Blois, Amboise und Tours. — Französische Eisenbahn-Verwaltung. — Rencontre mit einer Anzahl „chasseurs.“ — Beschreibung von Poitiers. — Die Ernte in Frankreich. — Angoulême. — Tumult bei den Wahlen. — Damen werden für die Politik ihrer Eheherren bestraft.

Orleans, 10. September.

Ich verließ Paris diesen Morgen mit dem Zuge, der um sieben und ein halb Uhr abgeht. Wer ganz besonders auf Eile bedacht sein muß, kann mit der Eisenbahn in sechs und einer halben Stunde von Paris nach Tours kommen. Ich zog es aber vor, die Reise in zwei Stationen zu theilen, wodurch ich Gelegenheit bekam, Orleans zu sehen. Die Entfernung von Paris nach Tours beträgt **59** französische, oder **145** englische Meilen, indem die französische lieue beinahe **2½** englische miles ausmacht. Die Entfernung von Paris bis Bayonne beträgt **209** Lieues oder ungefähr **520** miles. Auf diese Weise ist man in den Stand gesetzt, beinahe ein Dritttheil der Reise von Paris bis in das Herz der Pyrenäen mit vollkommener Bequemlichkeit in einem Vierteltage zurückzulegen. Kranke, oder Leute von schwächlicher Gesundheit, können die ganze Entfernung von London nach Tours per Dampfschiff oder per Schiene zurücklegen — nämlich, mit dem Dampfschiff von London oder Southampton nach Havre in einem Tage oder weniger, und von Havre nach Rouen in sechs Stunden, mit

der Eisenbahn in vier Stunden von Rouen nach Paris, und eben so von Paris nach Tours, in der oben angegebenen Zeit. Der Vortheil ist für die Einwohner dieser Orte fast eben so groß, wie für die Reisenden, denn als ich eben jetzt, eine Viertelstunde nach meiner Ankunft in Orleans, in ein Café trat, fand ich die Pariser Journale von diesem Morgen auf den Marmortischen liegen, indem sie, so wie ich, mit Dampf angekommen waren. Ich erreichte Orleans noch vor 12 Uhr Mittag.

Die Stationen, welche der Zug von Paris nach Orleans passirt, sind Choisy-le-Roi, Juvisy, Savigny, Epinay, Saint-Michel, Bretigny, Marolles, Lardy, Etrechy, Etampes, Angerville, Toury, Artenay und Chevilly, kleine Städte, auf deren Schilderung es weiter nicht nöthig ist einzugehen. Chartres bleibt rechts neben der Eisenbahn liegen und Fontainebleau links.

Orleans, das alte Genabum, ist eine große und schöne Stadt, deren Ursprung sehr weit zurückreicht. Sie ist der chef-lieu des Loire-Departements, Sitz eines Bisthums, und hat außer den gewöhnlichen französischen Instituten eine Börse, eine Akademie, ein königliches Collegium, eine öffentliche Bibliothek von 53,000 Bänden und ein Museum, welches einige sehr interessante Gemälde und Bildhauerarbeiten der französischen Schule enthält. Das schönste Gebäude in der Stadt ist die Kathedrale — ein marmornes Bauwerk von großer Pracht. Die Brücke über die Loire ist ebenfalls sehr bemerkenswerth, das Anziehendste für das englische Auge aber ist das zum Andenken der Jeanne d'Arc, errichtete Monument, weil sie unsere Vorfahren zwang, die Belagerung der Stadt aufzuheben, weshalb sie auch den Namen der „Jungfrau von Orleans" bekam. Der Glockenthurm und die Rue Royale sind sehenswerth, ebenso wie die Häuser in den alten Vierteln der Stadt, die zum größten Theil von Holz erbaut, und so bemalt sind, daß sie einen sehr sonderbaren und alterthümlichen Anblick gewähren. Orleans ist eine sehr lebendige Stadt, und hat viel Handel. Der Kanal von Orleans geht in kurzer Entfernung östlich an der Stadt vorbei, und steht mit einem Kanalsystem in Verbindung, welches sich nördlich nach Fontainebleau und südlich nach Briare erstreckt. Die Bevölkerung von Orleans beträgt etwa 45,000 Seelen.

Auf der Loire geht ein Dampfschiff von Orleans nach Tours, welches von den Passagieren sehr gesucht ward, als es weiter keine Concurrenz hatte, als die Diligence. Seit der Eröffnung der Eisenbahn wird es jedoch sehr wenig benutzt, ganz besonders, da es blos bei hohem Wasserstande fahren kann, und des-

halb muß es auch bei der jetzt schon seit langer Zeit herrschenden Dürre still liegen.

Die Weinlese nimmt heute in dem ganzen Bordeaux-Wein-Distrikt ihren Anfang, wozu erst vor wenig Tagen das Aufgebot erfolgt ist. Diese Bekanntmachung hat den Zweck, die Weinbergbesitzer zu hindern, unreife oder schlechte Waare auf den Markt zu bringen, und Jeder wird in schwere Strafe genommen, der sich vor dem bestimmten Tage beikommen läßt, Trauben abzunehmen.

In den verschiedenen Hotels auf der ganzen Route kommt man mit einer halben Guinee täglich — Dienerschaft und einen mäßigen Genuß von Wein eingeschlossen — sehr gut aus. Ueberhaupt findet außerhalb Paris keine Prellerei statt. Anfangs will die ausschlüßliche französische Küche Engländern nicht recht zusagen, aber sie gewöhnen sich sehr bald daran, und lernen sie auch größtentheils liebgewinnen. Ich empfehle aus Erfahrung einen sehr mäßigen Genuß des Weins, wenn man bei guter Verdauung und Gesundheit bleiben will. Der Kaffee ist hier ein wohlbekannter Luxusartikel; es ist mir in der That gar nicht mehr möglich, Kaffee zu trinken, wie er in England bereitet wird. Dagegen macht man in England den Thee weit besser, als in Frankreich. Je weiter man südwärts kommt, desto weniger Reinlichkeit trifft man hinter den Coulissen an. Die Privatkutschen und Miethwagen sind für einen Engländer entsetzliche Karrikaturen.

Ich fand, daß die öffentlichen Berichte über Getreideunruhen und Brandstiftungen in der hiesigen und angrenzenden Provinz (Loiret und Loire et Cher) glücklicherweise von jener Sucht nach Effect, die sich in der französischen Presse geltend macht, sehr übertrieben sind. Die Getreideunruhen waren blos eine momentane Aufwallung des Volks, welches fürchtete, daß die diesjährige Ernte eine völlige Mißernte sein werde. Diese Furcht ist jedoch glücklicherweise nicht verwirklicht worden, und obschon die Ernte unergiebiger ausgefallen ist, als in gewöhnlichen Jahren, so fürchtet man doch keine Hungersnoth. Die Feuersbrünste, die man auf Rechnung von Mordbrennern bringen wollte, haben sich größtentheils als Verwahrlosungen und dergleichen erwiesen.

Ein Passagier, den ich hier in dem Hotel getroffen habe, ist ein gutes Exemplar von einem französischen Extravagant. Er ist bebartet wie ein Leopard, und sein Schnurbart reicht ihm fast bis an die Augen; er rühmt sich ein vieux militaire zu sein, ist mehr als 50 Jahre alt, und thut in allen seinen Gesten und Bewegungen sehr jugendlich, spricht unaufhörlich von Deismus,

Krieg und Politik, affectirt große Galanterie gegen das schöne Geschlecht, hat aber in seinem Wesen zu viel laisser aller, um wahrhaft höflich zu sein, trägt einen hellfarbenen Paletot von eigenthümlichem Schnitt, und eine weiße Reisemütze, mit einem in Gold eingefaßten Camee vorn daran, eine ungeheure Uhrkette, drei Ringe an den Fingern, und auf der einen Seite eine Tabaktasche, und auf der andern ein Pfeifenfutteral!

Tours, 11. September.

Ich verließ Orleans diesen Vormittag mit dem eilf und ein halb Uhr abgehenden Zuge, und langte in drei Stunden und wenigen Minuten hier an. Die Stationen, welche man auf der Linie passirt, sind: La Chapelle, Saint-Ay, Meuny, Beaugency, Mer, Ménars, Blois, Chauzy, Ouzain, Amboise, Verroray und Montlouis. Von diesen Orten ist Blois die einzige Stadt von Bedeutung. Sie liegt am linken Ufer der Loire, ist sehr alt und hat schmale, krumme Straßen. Der Evêché oder frühere bischöfliche Palast ist jetzt die Präfectur, liegt auf einer Anhöhe, von terrassenförmig ansteigenden Gärten umgeben, die einen schönen Anblick darbieten. Die Brücken, die Hospitäler, die von Mansard erbaute frühere Kirche der Jesuiten, einige von Philibert Delorme errichtete Häuser, und ganz besonders das alte Schloß, dessen westliche Façade von Mansard herrührt, sind der Beachtung werth. Es wird hier noch der Platz gezeigt, wo der Herzog von Guise ermordet ward. Amboise, eine andere kleine Stadt auf dieser Linie, bei der sich eine Eisenbahn-Station befindet, ist als der Ort interessant, wo die bekannte Verschwörung, die ihren Namen von dieser Stadt hat, unter der Regierung Franz II. ausbrach. Hier befindet sich auch ein von Karl VII. erbautes Schloß, von welchem man eine köstliche Aussicht genießt. Die Straßen von Amboise sind wie die von Blois schmal und krumm, und beide sind als ächt altfranzösische Städte bemerkenswerth, aber Amboise ist seiner reizenden Lage ganz und gar unwürdig. Hier und in Blois sieht man das ächte malerische Costüm des Bauernvolks der Indre et Loire, und des Loire et Cher. Man neigt sich schon hier der südlichen Nachlässigkeit zu, denn die Bauern erfreuen sich einer sorglosen Existenz, unter den schönsten Gefilden Frankreichs, umringt von Weinbergen und den blühenden Ufern der Loire. Die Eisenbahn von Orleans nach Tours führt längs des nördlichen Ufers dieses schönen Flusses

hin, so daß sich dem Reisenden fortwährend die schönsten und malerischsten Ansichten darbieten.

Die Einfahrt nach Tours ist prachtvoll, und die Aussicht auf die Stadt imposant. Man kommt über eine sehr elegante Brücke in die Rue Royale hinein, zu deren beiden Seiten man einige Häuser wahrnimmt, die sich durch die Schönheit ihrer Architektur auszeichnen. Sowohl rechts als links ist die Fläche der Loire mit reizenden Inseln bedeckt. Links erblickt man zwischen den Bäumen hindurch den Thurm der Kathedrale, den schönsten in ganz Frankreich. Die Brücke, vermittelst deren man nach Tours, welches der chef-lieu des Departements der Indre et Loire ist, gelangt, ist eine der schönsten des Kontinents. Sie ist **1335** französische Fuß lang (der französische Fuß ist ein wenig länger, als der englische) und **41** Fuß breit. Sie ist durchaus eben, und besteht aus fünfzehn elliptischen Bogen, von welchen jeder **75** Fuß im Durchmesser hält. Von dem äußersten Ende dieser Brücke erstreckt sich durch die ganze Länge der Stadt eine schöne Straße mit Trottoirs auf beiden Seiten, und die Häuser, die ein sehr modernes Aussehen haben, sind alle von derselben Höhe, aber von verschiedener Bauart. Die Kathedrale ist ein schönes gothisches Gebäude, welches sich besonders durch schöne Glasmalereien auszeichnet. Das den Haupteingang bildende Portal und die zwei Thürme sind ebenfalls sehenswerth. Die berühmte Abtei St. Martin mit ihren zwei Thürmen verdient gleichfalls einen vorübergehenden Besuch. Der nähern Beschreibung derselben, so wie alles Dessen, was Frankreich angeht, muß ich mich enthalten. Die Promenaden und der erzbischöfliche Palast verdienen Aufmerksamkeit, ebenso wie das alte Schloß Plessis-les-Tours, das nur zwanzig Minuten von der Stadt entfernt liegt, und von Ludwig **XI.** erbaut ward. Tours zählt ungefähr **25,000** Einwohner.

Vor einigen Tagen passirte auf der Eisenbahn zwischen hier und Orleans ein etwas ernster Unfall. Die Locomotive kam, weil eine Weiche falsch gestellt worden, von den Schienen, und zwei Gepäckwagen wurden zerschmettert. Glücklicher Weise ward von den Passagieren Niemand beschädigt. Im Ganzen genommen, glaube ich, daß man in Frankreich auf den Eisenbahnen vorsichtiger zu Werke geht, als in England, und man hat in der letzten Zeit nur wenig von Unglücksfällen auf französischen Eisenbahen gehört. Allerdings sind hier auch weit weniger Linien im Gange, aber ich glaube nichts destoweniger, daß wir uns diese kluge Verwaltung zum Muster nehmen und auch mehr von dem Prinzip der Staatseinmischung Gebrauch machen sollten.

Die Arbeiten auf der Eisenbahn von Tours nach Nantes werden jetzt bis zum Departement Maine et Loire mit großem Eifer betrieben.

Soeben bin ich in der Vorstadt einer Gesellschaft begegnet, die von der Jagd zurückkehrte. Sie schien mehr Spaß als Glück gehabt zu haben. Die Hunde sahen nicht besonders aus, und ihre Jagdtaschen konnten sich mit Falstaff's Bauch keineswegs messen. Jeder hatte die Sammtmütze auf, die ich schon bei Caen beschrieben, und trug einen ledernen Gürtel um den Leib, und sehr sonderbare Stiefel. Die Mütze nennen sie eine „englische", aber sie ist nicht englisch, ausgenommen bei einem Wettrennen, und in dem Dictionnaire der Pariser Schneider. Bei einer Jagdpartie giebt sie den Jägern das Ansehen von „palefreniers endimanchés". Die Jäger singen, wenn sie ausziehen, gewöhnlich folgendes Lied:

„Vive la chasse!
Elle surpasse
Tous les plaisirs
Qui charment nos loisirs."

Poitiers, 12. September.

Ich langte hier heute Abend mit der Diligence von Tours an, und habe sonach eine Entfernung von **30** Lieues zurückgelegt. Die Straße ist eine sehr angenehme, und führt durch die Departements Indre et Loire und Vienne. Bei Châtellerault passirt man den Fluß Vienne, und noch näher bei Tours, einen Arm desselben. Châtellerault ist eine sehr betriebsame Stadt von **10,000** Einwohnern, die nichts Bemerkenswerthes darbietet, als ihre Brücke, und eine mit einem Springbrunnen versehene Promenade.

Poitiers (das alte Pictavium) ist die Hauptstadt des Departements Vienne, und hat die gewöhnlichen Institute solcher Städte in Frankreich. Sie ist auch der Sitz eines Bischofs. Die Stadt ist breit und unregelmäßig gebaut, ihre Bevölkerung, die aus etwa **25,000** Seelen besteht, entspricht ihrem Umfange keineswegs. Der Grund davon liegt darin, daß sich in ihrem Umkreis mehrere Gärten und bebaute Felder befinden. Diese geben ihr viel von dem Ansehen einer südlichen Stadt, und ich gewahrte mehrere sehr schöne Weinberge. Die Stadt existirte schon vor Zeiten Julius Cäsar's, und hat noch jetzt einige Spuren ihres Alterthums aufzuweisen, wie zum Beispiel die Ueberreste eines römi-

schen Amphitheaters und Aquädukts. Ihr Hauptintereſſe für Engländer liegt jedoch in dem Siege, den unſere Vorfahren hier erfochten, und in deſſen Folge ſie dieſe Stadt und Umgegend lange beſetzt hielten. Die alte Kirche St. Jean wird von einigen Alterthumsforſchern für einen ehemaligen römiſchen Tempel gehalten. Die Kathedrale iſt auch eines Beſuchs werth, ſo wie die Kirche der Sainte Redegonde, deren Schiff ohne Pfeiler geſtützt iſt. Die Kirche von Montierneuf enthält das Grab des Herzogs von Aquitanien, und nicht ganz eine Meile von der Stadt befindet ſich ein ſchöner Druidenſtein, la Pierre levée genannt, der dreißig Fuß lang und ſiebenzehn Fuß breit iſt.

Die Ernte hat dieſes Jahr in allen franzöſiſchen Provinzen, durch die ich gekommen bin (mit Ausnahme der Weinleſe), die Erwartungen der Landwirthe getäuſcht. Das trockene Wetter zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahres, hat das Wachsthum der Früchte verkümmert. Als endlich Regen kam, war es zu ſpät, und er richtete obendrein an vielen Früchten, die vorher noch ſo leidlich ſtanden, Schaden an. Im ſüdlichen Frankreich haben furchtbare Gewitterſtürme ſtattgefunden, die faſt jedesmal von wolkenbruchähnlichen Regengüſſen begleitet geweſen ſind. Die Kartoffelkrankheit ſcheint ſich allgemein fühlbar zu machen, und es iſt nicht ſchwer vorauszuſagen, daß dieſes Nahrungsmittel, welches wir dem abenteuerluſtigen Raleigh verdanken, und das nun ſeit zwei und einem halben Jahrhunderte unter uns eingeführt iſt, binnen Kurzem in ganz Europa weit weniger conſumirt werden wird. Vor vier Monaten überzeugte ich mich durch perſönliche Unterſuchung an Ort und Stelle, von dem poſitiven Vorhandenſein der Kartoffelkrankheit in Spanien und Portugal — Klimaten, die von der Natur ſo begünſtigt ſind, daß eine Mißernte zu den größten Seltenheiten gehört.

Angoulême, 13. September.

Ich kam heute mit der Diligence von Poitiers hier an — die Entfernung beträgt 30 Lieues, dieſelbe, wie von Tours nach Poitiers. Dieſe mäßigen Tagereiſen von etwa 30 Stunden, laſſen die Reiſe für einen Kranken nicht allzuermüdend werden, und es kann, wenn die Frequenz nicht ſehr groß iſt, gleich beim Beſtellen des Platzes auf der Meſſagerie von Tours nach Bayonne, ein Arrangement zu dieſem Zweck getroffen werden. Die Diligencen legen in ganz Frankreich jetzt größtentheils beinahe ſieben engliſche Meilen pr. Stunde zurück,

und wenn man noch schneller vorwärts zu kommen wünscht, oder kein Platz auf der Diligence zu haben ist, so kann die Mallepost in Requisition gesetzt werden.

Auf der Straße von Poitiers nach Angoulême zeigt sich nichts, was der besondern Erwähnung werth wäre, ausgenommen die kleine Stadt Ruffec, in deren Umgegend ausgezeichnete Trüffeln, diese ambrosische Leckerei des französischen gourmet, gefunden werden.

Angoulême, das alte Ecolisma, und später die Hauptstadt eines unabhängigen Fürstenthums, ist jetzt der Hauptort des Departements La Charente und ebenfalls ein Bischoffitz. Die Einwohner sind etwa **17,000** an der Zahl. Eine terrassirte Straße läuft rings um die Stadt, von welcher man eine schöne Aussicht genießt. Die Kathedrale, mit ihrer schönen Façade, verdient auch einen Besuch, und die öffentliche Bibliothek hat einige schöne Manuscripte. Der Fluß Charente geht nahe an der Stadt vorbei, und fällt bei Rochefort, **10** Lieues südlich von La Rochelle, in die Bai von Biscaya. An den Ufern dieses Flusses, zehn Stunden von Angoulême, liegt die berühmte Stadt Cognac. Der Branntwein, welcher diesen Namen trägt, wird auch in Angoulême fabrizirt, welches als der Anfang des Bordeaux-Wein-Distrikts betrachtet werden kann.

Ich finde, daß die Folgen der letzten Wahlen sich noch in ganz Frankreich fühlbar machen, und daß in einigen Fällen sogar Damen die Opfer des Oppositionsgeistes geworden sind. In Royan, an der Mündung der Garonne, in diesem Departement, fiel vor einigen Tagen die nacherzählte Gewaltthätigkeit vor, welche wohl Burke's Ausruf rechtfertigen könnte, den er schon vor einem halben Jahrhundert in Bezug auf Frankreich that: „Die Tage des Ritterthums sind vorüber!" Die Gräfin Duchâtel, die elegante, gebildete Mutter des Ministers des Innern — eine schon bejahrte Dame, von untadelhaftem Ruf — abgesehen von dem Unglück, daß sie einen Staatsminister geboren — mußte mitten in der Nacht, oder vielmehr am Sonntag früh, von einigen dreißig jeunes gens, die von einem der volksthümlichen Bälle an einem „l'Etablissement" genannten Orte zurückkehrten, ihr Haus belagern lassen. Sie hatten sich mit Hörnern, Kesseln, blechernen Kannen, Wagenpeitschen und dergleichen ausgerüstet, und stellten sich so bewaffnet unter die Fenster der Gräfin, wo sie ihr ein beispiellos gräßliches Charivari brachten. Der Lärm war so groß, daß er von einem Ende der Stadt bis zum andern gehört ward, und die Einwohner öffneten ihre Fenster, oder kamen auf die Straße herab, und fragten ängstlich

nach der Ursache des entsetzlichen Getöses, indem Viele glaubten, es sei Feuer ausgebrochen, oder der jüngste Tag gekommen. Dieses schöne ritterliche Concert stellte diese feingebildeten Helden der Charente noch nicht zufrieden, sondern sie brüllten der Gräfin noch eine Menge von Liedchen vor, die ursprünglich nicht für so zarte Ohren gedichtet wurden, und redeten sie mit Worten an, die wir hier nicht wiedergeben können. Die Wahl in Perpignan, ebenfalls in dieser Richtung, gab Anlaß zu noch größerer Aufregung, indem der berühmte Arago, einer der Candidaten der Opposition, durch den Candidaten der Regierung Parès verdrängt ward. Der juge de paix, Davinça, der zu Gunsten der Regierung an dieser Wahl thätigen Antheil nahm, kam wenig Tage darauf in Ceret, einer von Perpignan und Port Vendres ziemlich gleich weit entfernten Stadt am Mittelländischen Meere an, und hatte eine Dame bei sich im Wagen. Seine Ankunft und Person ward nicht sobald bekannt, als eine zahlreiche Volksmenge den Wagen umringte, den Friedensrichter nach Herzenslust schimpfte, und ihm sogar mit dem Tode gedroht haben soll. Einige angesehene Bürger mischten sich ein, und verhinderten wirkliche Thätlichkeit, als es aber gleich darauf hieß, die „Dame" sei der verkleidete anstößige Deputirte Parès (Arago's Gegner) so riß der Pöbel den Wagenschlag auf, erklärte, Parès habe sich in einen Weiberrock versteckt, und man müsse durchaus „s'assurer de la vérité," worauf man sich auf Madame Pons, Davinça's Reisegefährtin, warf und sich, wie mein Nachrichtgeber sich ausdrückte, „les plus odieuses et outrageantes investigations" erlaubte!

Das Wetter ist auf dieser ganzen Reise außerordentlich schön, aber auch außerordentlich heiß gewesen.

Eilftes Kapitel.

Bordeaux; Ansehen der Stadt. — Die Weinlese nach Quantität und Qualität. — Französische und englische Claret-Bauer. — Wieder ein provisorisches Comité-Mitglied. — Davongelaufene englische Bankerottirer an den Ufern der Garonne. — Der Freihandel in Bordeaux. — Les libres-échangistes sind ein wenig in ein ihnen gehörendes Monopol verliebt. — Mr. Cobden's Empfang in Bordeaux. — Seine erfolgreiche Propaganda sowohl öffentlich als privatim. — Abenteuer eines dem letzten Blutbad in Algier entronnenen französischen Soldaten.

Bordeaux, 14. September.

Ich langte mit der Diligence von Angoulême in dreizehn Stunden hier an. Mit Benutzung der Eisenbahn und der Messageries kann man jetzt den **155** Lieues weiten Weg von Paris nach Bordeaux in **36** Stunden zurücklegen. Da man aber, um dies zu Stande zu bringen, unaufhörlich reisen müßte, so ist es weit besser, die Reise in Stationen der Poststädte zu theilen, wie ich gethan. Da Angoulême nicht viel enthält, was der Bemerkung werth wäre, so traf es sich ganz glücklich, daß die Diligence Abends abging, und ich auf diese Weise in den Stand gesetzt ward, ziemlich früh am heutigen Morgen Bordeaux zu erreichen und nun den ganzen Tag mich hier umschauen zu können.

Bordeaux, die alte Hauptstadt von Guienne, und jetzt der chef-lieu des Departements La Gironde, ist eine sehr alte und schöne Stadt am linken Ufer der Garonne. Als Handelsstadt nimmt Bordeaux in Frankreich den dritten Platz ein, da Marseille der erste und Havre der zweite gebührt. Es befinden sich hier sehr bedeutende armateurs oder Schiffbauer, und der auswärtige Han-

del ist nicht unbedeutend. Wenn man in La Bastide, einem am rechten Ufer der Garonne, Bordeaux gegenüber liegenden Dorfe anlangt, so wird man sofort von dem Anblick des Hafens und der Fahrzeuge betroffen, so daß man von Weitem einen großen Seehafen zu sehen glaubt. Dicht am Hafen befindet sich das schöne Stadtthor, la Porte de Bourgogne genannt, in Form eines Triumphbogens, der den Schluß der fossés der salinières, einer Art Boulevardpromenade bildet. Rechts neben diesen fossés befindet sich ein zweites Thor unter einem gothischen Gebäude, welches das frühere Hôtel de Ville war. Der schönste Theil des modernen Bordeaux ist der Cours de Tourny, nicht weit vom Chapeau Rouge, einer schönen Straße, welche mehrere öffentliche Gebäude und andere Häuser von schöner Bauart enthält. Links befindet sich das Theater, das Meisterstück des Architekten Louis, das in Bezug auf äußere Schönheit wohl kaum übertroffen werden dürfte. Am Ende dieser Straße befindet sich die Börse, deren Inneres sehr imposant ist, und von wo eine Thür auf die Place Royale, einen der schönsten Plätze in Bordeaux hinausführt.

Die Brücke über die Garonne ist in der That prächtig und sehr lang. Auch hier muß ich der Versuchung, auf eine nähere Beschreibung einzugehen, Widerstand leisten, unter den Kirchen aber doch die St. Andreaskirche erwähnen, ein gothisches Gebäude, deren Thürme sehr bewundert werden; Sainte Croix, die aus dem eilften Jahrhundert herrührt und einige gute Gemälde besitzt; die Kirche des Collége Royal, in welcher sich das Grab Montaigne's befindet, und die Kirche des heiligen Bruno, die mit von dem berühmten Berenzague ausgeführten Frescogemälden geschmückt ist. Der Thurm von Payberlan verlohnt sich ebenfalls eines Besuchs, so wie das Schloß, jetzt die Mairie, welches eine Gallerie mit einigen guten Gemälden besitzt. Es sind auch einige schöne öffentliche Promenaden da, ganz besonders die Les Quinconces genannten, wo in der letzten Zeit einige prachtvolle öffentliche Bäder eingerichtet worden sind. Das neue Bürgerhospital ist auch sehenswerth — es ist sehr gut arrangirt und hat eiserne Bettstellen für **600** Kranke, während die Außenseite mit einer schönen dorischen Façade geschmückt ist. Bordeaux hat sehr große Fabriken, zwei schöne bedeckte passages wie die zu Paris, eine Synagoge und zwei protestantische Kirchen, und außerdem eine Bibliothek mit über **100,000** Bänden.

Man ist jetzt hier mitten in der Weinlese, und die Berichte darüber lauten sehr günstig. Der Distrikt Macon hat dieses Jahr zuerst angefangen.

Die große Hitze ist dem Weine außerordentlich günstig gewesen. Allerdings ist dadurch die Quantität etwas vermindert worden, dagegen erwartet man eine ausgezeichnete Qualität. Die Gährung geht erst nach einigen Tagen vor sich, und so lange diese Krisis nicht vorüber ist, läßt sich kein Urtheil über die Qualität fällen.

Ich trat so eben in ein Haus in der Vorstadt, um eine Weinpresse in Thätigkeit zu sehen. Das Verfahren weicht von dem, welches ich früher in Cadiz und Lissabon gesehen, nicht sonderlich ab, ausgenommen, daß man hier mehr Bedacht auf die Auswahl der Trauben und Beseitigung der verfaulten oder sonst beschädigten nimmt. In Folge der großen Sommerhitze, die unbestreitbar auch in England, wenn nur sonst genug Anbau vorhanden wäre, guten Wein erzeugt hätte, findet die Weinlese dieses Jahr in ganz Frankreich um volle vierzehn Tage, und an manchen Orten sogar fünf Wochen eher statt, als andere Jahre. Die Folge ist, daß die Jagd, die sonst den ersten September beginnt, hier schon in der Mitte August eröffnet ward. Die Hitze ist jetzt immer noch außerordentlich.

In Bordeaux und der Umgegend trifft man einige angenehme englische Gesellschaft, weil einige unserer Landsleute hier Weinberge besitzen. Das gewöhnliche Ergebniß des Kapitals, des Fleißes und der Ausdauer zeigt sich hier in der Bewirthschaftung ihrer Weinberge, und es findet zwischen ihnen und den französischen Claret-Bauern eine Art Wettstreit statt. Es wird bei der Behandlung des Weins viel Scharfsinn an den Tag gelegt, und zu den übrigen Mitteln, das Wachsthum der Trauben zu begünstigen, gehört auch das, daß man gegen die Zeit der Reife die Trauben von den in der Nähe befindlichen Blättern befreit. Die Meinungen über die Vorzüge dieses Verfahrens sind getheilt, indem der Nutzen eines erleichterten Zutritts der Sonnenstrahlen durch die Gefahr aufgewogen wird, daß die Trauben ohne den Schutz der Blätter, welche die Natur gewiß nicht vergeblich hat wachsen lassen, durch den Regen leiden. Diesmal haben die Blattabputzer Recht gehabt, da bei der fast ununterbrochenen Dürre die Traube dem Regen wenig ausgesetzt gewesen ist.

Jene ewigen Juden, die „provisorischen Comité-Mitglieder," welche das Platzen der Eisenbahn-Seifenblase im vorigen November ihrer Heimath und ihres Vaterlands beraubt hat, sind selbst hier zu finden. Ich traf einige derselben an den Ufern der tiefen Garonne lustwandelnd, die den Anblick eines Engländers eben so zu meiden schienen, wie ein altes Rebhuhn die Flinte des Já-

gers. Nur zu viele unserer Landsleute, die sich jetzt in Frankreich aufhalten, könnten in dem Jagdkalender als schüchterne alte Hähne aufgeführt werden. Die provisorischen Comité-Mitglieder sind große Kenner von Claret und französischer Kochkunst. Da meine äußere Erscheinung ein wenig fremdländisch ist, so habe ich, ohne es zu wollen, nicht wenige englische Conversationen mit angehört, in welchen die Sprechenden sich gegenseitig als Bankerottirer zu erkennen gaben.

Bordeaux ist lange das Hauptquartier der verhältnißmäßig wenigen Freihandelsleute von Frankreich gewesen. Das Geheimniß davon liegt darin, daß hier viel Wein gebaut wird, und die Interessen der hiesigen Gegend blos dem Exporthandel zugewendet sind, und mit der inländischen Industrie gar nichts zu schaffen haben. Während sie daher Mr. Cobden einen glänzenden Empfang bereiteten, erzeigten sie zugleich sich und ihrem Handel den besten Dienst. Es ist kaum nothwendig zu bemerken, daß England, je mehr Frankreich britisches Fabrikat bezieht, desto mehr französischen Wein importirt, woraus sich die Milch der Gastfreundschaft in dieser Kokosnuß von Bordeaux erklärt. Ganz dasselbe Prinzip habe ich in Cadiz und Lissabon thätig gefunden. Alle nur mit der geringsten Kleinigkeit bei dem Verkauf oder der Production inländischer Fabrikate Betheiligten waren kühne Vertheidiger des Monopols, während Alle, die ausschließlich mit dem Weinbau oder Exporthandel zu thun haben, wüthende Freihändler sind, da jede Herabsetzung des Tarifs nothwendig zu ihren Gunsten sein muß.

Es blicken jedoch auch zuweilen einige schmutzige Inconsequenzen durch. Vor ein paar Tagen erreichte ich Bordeaux, und kaum eine Woche nach dem großartigen Cobden-Banquet ließen die Herren Couran und Aman, die ersten Schiffbauer, aus ihren chantiers ein sehr schönes Kauffahrteischiff von **1200** Tonnen Last, der **Pescatore** genannt, und für ein Handelshaus in Havre erbaut, vom Stapel laufen. Dieses Schiff ist ganz besonders zum Transport von Tabak aus den Vereinigten Staaten bestimmt, welches Recht der Finanz-Minister während des ganzen gegenwärtigen Jahres ausschließlich der französischen Flagge vorbehalten hat. Ein Freihandelsmann von Bordeaux sprach sich über diesen Punkt mit folgenden Worten gegen mich aus: — „Ich hoffe, daß die Regierung bei einer Entscheidung stehen bleiben wird, deren Gerechtigkeit nicht streitig gemacht werden kann (eine Entscheidung, wohl zu bemerken, die noch über das verhaßte Prinzip der Differential-Zölle hinausgeht, und ein Mo-

nopol feststellt, über welches England vielleicht kein Recht sich zu beklagen hat, das aber für die Vereinigten Staaten die gröbste Ungerechtigkeit ist). Der Transport des Tabaks ist ein beträchtlicher Gegenstand der Schiffsfracht, und hat schon viel Leben in unsere Werfte und Handels-Marine gebracht (die Ideen eines Franzosen drehen sich fortwährend um die Vergrößerung der Flotte). Wir hegen in Bordeaux die wohlgegründete Hoffnung, daß die uns so oft und nur erst kürzlich wieder gemachten Versprechungen nicht vergeblich sein, daß das Vertrauen der französischen armateurs (Schiffs-Eigenthümer und Bauer) nun nicht getäuscht, und daß solche bewunderungswürdige Exemplare nautischer Baukunst, wie der Pescatore, in Frankreich zahlreich werden, und unsere Flotte zu einer ersten Ranges emporbringen. Es ist die Pflicht der Handelskammern und der Deputirten unserer Hafenstädte, diese Ansprüche durch energische Protestationen zu unterstützen." Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß diese sehr offenen Geständnisse eines Freihandelsmanns mir schwerlich gemacht worden wären, wenn ich nicht mit einiger Geläufigkeit französisch spräche, so daß man mich nicht sogleich für einen Engländer hält, wozu der Umstand, daß mein Teint durch die Sonne von Spanien, Portugal und Madeira so leidlich gebräunt worden, ebenfalls das Seine beiträgt.

Ich finde, daß mehr als ein Mitglied der „Association Bordélaise pour la liberté des échanges" von derselben Gesinnung beseelt ist. Der Abscheu dieser Herren vor dem Monopol ist kein universeller. Sie halten auf dieses kleine Monopol des ausschließlichen Transports für die französische Flagge, weil in Bordeaux viel Schiffe gebaut werden, und spielen mit großer Selbstgefälligkeit die Rolle des Maître Jacques, indem sie bald in dem Mantel des Protectionisten, bald in der Blouse des Freihändlers erscheinen. Cobden haben sie, als er in Bordeaux war, kein Wort davon gesagt!

In der Politik, beim Theaterwesen, bei der Quacksalberei, in all den Gegenständen, die von der Oeffentlichkeit leben, ist ein bequemer Name von der größten Bedeutung. „Freihändler" war ein sehr bequemer und ansprechender Name, und „Freihändler" ward in England die Bezeichnung einer Partei oder vielmehr Macht im Staate. Die Franzosen wußten lange nicht, welchen bequemen, gleichbedeutenden Namen sie der Partei geben sollten, die allerdings eine noch sehr kleine, aber wie ich glaube, wachsende Macht ist. Bei dem Banquet, welches sie Cobden am ersten dieses Monats gaben, lös'ten sie das Problem, indem sie sich „les libres-échangistes" nannten.

Dieses Banquet fand in einem schlichten, aber netten Gebäude statt, dessen Name schon ein Kompliment für die angelsächsische Race enthält, es heißt nämlich die „Salle Franklin.“ Der Eindruck, den Mr. Cobden in Bordeaux zurückgelassen hat, ist von der günstigsten Art. Seine Rede ward hier mehr bewundert, als die, welche er in Paris hielt, und in der Hauptstadt mit größerem Vergnügen gelesen, obschon auch die erste volle Anerkennung fand. Die Kritiker bemerkten, daß die zweite Rede „plus de solidité“ besessen habe. Ich glaube, Mr. Cobden hat bei seiner Reise nach Bordeaux auch die politische Propaganda im Auge gehabt, und wie gewöhnlich Glück damit gemacht, denn er ist sowohl öffentlich als privatim in dem, was die Franzosen „la puissante propagande de la parole“ nennen, sehr thätig.

Sehr viel Aufsehen erregte hier die Ankunft eines französischen Soldaten aus Algier, dessen persönliche Geschichte nicht ohne Interesse ist. Es drängten sich viele Einwohner von Bordeaux herbei, ihn zu sehen, und ich befand mich auch unter der Menge.

Er war einer von den beiden Einzigen, die das Glück hatten, Dem zu entrinnen, was man in Frankreich gewöhnlich „le massacre de la Deïra d'Abd-el-Kader“ nennt; der Andere war ein Trompeter, Namens Rolland. Der Held, dem ich hier vorgestellt ward, ist gebürtig aus Cahors, in dem Departement Lot, einige zwanzig Meilen nördlich von Toulouse, und sein Name ist Joseph Delpech. Er ward am 23. September 1845 mit einer großen Anzahl französischer Soldaten, die an diesem Tage in Abd-el-Kader's Hände fielen, gefangen genommen, und sie wurden sämmtlich bis auf die beiden erwähnten Ausnahmen niedergemetzelt; Delpech kehrte am 2. August des jetzigen Jahres nach dem Hafen von Lalla-Maghrina zurück, wo er in Folge der fürchterlichen Drangsale, die er ausgestanden, seinen Abschied erhielt, und nun zu seiner Familie zurückgekehrt ist. Seine Geschichte, die mir sehr einfach, natürlich und wahrhaft erschien, lautete folgendermaßen:

„Unser Lager befand sich an den Ufern des Moulouia, in der Mitte einer ausgedehnten Ebene, von welcher wir in der Richtung nach Dschemma Ghazaut eine ungeheuere Fläche überblicken konnten. Die Deïra Abd-el-Kader's war ungefähr eine Stunde weit nach der Seeküste zu entfernt. Wir befanden uns in der Mitte der regulairen Truppen des Emirs. Man hatte uns in sogenannte gourbis gesperrt, und um uns bequemer bewachen zu können, mit einer plumpen, mannshohen Einhegung von Pfählen und Baumzweigen um-

geben. Die Truppen des Emirs waren außerhalb dieser Einhegung in Gruppen von fünf und sechs Mann stationirt.

„An dem Tage, an welchem die Niedermetzelung stattfand, sahen wir ungefähr um drei Uhr Nachmittags den Oberst Cognord nebst allen Offizieren und einigen Gemeinen fortführen. Wir drängten uns sogleich zusammen und waren einstimmig der Meinung, daß man die Offiziere fortgeschafft habe, weil man die Absicht hätte, uns umzubringen. Der Oberst schien uns gehört zu haben, denn er schickte den maréchal-des-logis, Barbier und den Sergeant Andrieux zu uns und ließ uns sagen, daß er zu einem Gastmahle in der Deira eingeladen sei, und den nächsten Tag wieder bei uns sein werde. Ohne Zweifel hatte man ihm das weis gemacht, da er sicherlich nicht hingegangen wäre, wenn er eine Ahnung von den Folgen gehabt hätte. Er hatte uns fortwährend Muth zugesprochen und sich schon mehrere Male geweigert, sich von uns zu trennen, indem er sagte, daß wir, da wir zusammen gefangen genommen worden, auch mit einander frei kommen müßten.

„Als die Offiziere uns verlassen hatten, befahl man uns, bei dem Appel uns mit allen unsern Effecten aufzustellen, da wir während der Nacht weiter marschiren müßten. Wir stellten uns demgemäß bei dem Appel auf, und wurden dann je sechs unter die gourbis der regelmäßigen Truppen des Emirs vertheilt. Der Fourier Bellot und vier andere Soldaten befanden sich bei mir. Wir dachten nach Dem, was uns der Oberst gesagt hatte, nicht mehr daran, daß sie uns umbringen würden, und als sie uns von einander trennten, glaubten wir, daß sie uns zu Erntearbeiten verwenden wollten, und wir machten daher am Eingange des gourbi ein Feuer an.

„Als die Nacht herankam, sagten uns die Soldaten Abd-el-Kader's, daß wir uns schlafen legen sollten. Wir folgten dieser Weisung, und warfen uns auf den Boden nieder. Ich war kaum eingeschlafen, als ich durch ein lautes Geschrei und Getöse in den nächsten gourbis aufgeweckt ward. Meine Kameraden und ich wurden augenblicklich mit Stricken gebunden. Wir hatten keine Zeit, Maßregeln zu unserer Vertheidigung zu ergreifen, und wir glaubten auch nicht, daß es ihre Absicht sei, uns Alle niederzumetzeln. Ich dachte, sie tödteten blos einige meiner Kameraden, welche in Folge eines nicht zu meiner Kenntniß gelangten Komplotts einen Fluchtversuch gemacht hätten. Gleich darauf kamen sie, um uns hinauszuführen. Zuerst ließen sie uns an dem Eingange des gourbi niedersetzen. Ein Araber zog dem Fourier seinen Ueberrock aus. Nun

merkte ich sofort, welches Schicksal uns erwarte. Der Fourier war krank und bat vor Kälte zitternd, daß man ihm seinen Ueberrock wiedergeben möchte. Ich sagte ihm, daß dies nutzlos sei, da wir sehr bald gar keine Kleidung mehr bedürfen würden.

„Gleich darauf wurden wir von sieben oder acht der regelmäßigen Truppen des Emirs in eine Schlucht am Ufer des Flusses geführt. Mich führte man an einem mir um den Hals gebundenen Seil, den andern hatte man die Stricke um die Hände gebunden. Wir mußten dann eine kurze Entfernung den Arabern voranmarschiren. Ich war der letzte Mann rechts im Hohlweg, und nun mußten wir uns wieder herumdrehen. Ich fand mich auf diese Weise einem arabischen Soldaten gegenüber, der auf mich anschlug. Sein Gewehr versagte. Während er den Hahn wieder spannte, machte ich schnell den Strick los, der glücklicherweise nur ganz locker um meinen Hals gebunden war, und lief so schnell ich konnte, in der Richtung der Moulouia weiter. Da ich durchaus keine Hoffnung hegte, mein Leben retten zu können, so stürzte ich mich in den Fluß, denn ich wollte lieber ertrinken, als mich von den Arabern ermorden lassen. Einen Augenblick lang ließ ich mich von dem Strome, der sehr reißend war, forttreiben, und gedachte zuerst auf diese leichte Weise den Tod zu finden. Gleich darauf aber faßte ich wieder Hoffnung und bemühete mich, gegen mein Unglück zu kämpfen. Ich zog nach und nach im Wasser meine Kleider aus und erreichte das entgegengesetzte Ufer, da dasselbe aber an dieser Stelle sehr steil war, so schwamm ich, so schnell ich konnte, den Fluß hinab, in der Absicht, in einiger Entfernung zu landen.

„Während dieser Zeit, welche, glaube ich, ungefähr zwanzig Minuten dauerte, sah ich die Araber an dem Ufer der Moulouia hinlaufen. Sie warfen mir unmittelbar nach meiner Flucht einige Steine nach, aber glücklicherweise traf mich keiner davon. Als ich so davon schwamm, stieß ich einmal mit der Hand an den todten Körper eines meiner Kameraden an, der von dem Fluß mit fortgeführt, an einem Felsen hängen geblieben war. Endlich stieg ich gegen zehn Uhr an dem rechten Ufer der Moulouia an's Land. Ich hatte mich nach und nach aller meiner Kleider entledigt, und war nun splitternackt. Ich sah ein sehr helles Licht, welches von den in Brand gesteckten gourbis, in welchen wir campirt hatten, auszugehen schien, und ich hörte noch ziemlich lange Zeit hinter einander fallende Flintenschüsse.

„Ich schlug die Richtung nach den Bergen von Ben-is-Nassen ein, in

der Absicht, dieselben zu übersteigen, und wo möglich Dschemma-Ghazaut zu erreichen. Ich marschirte die ganze Nacht hindurch, und machte erst um fünf Uhr des Morgens Halt, wo ich mich in ein Dickicht niederlegte und den ganzen Tag hier versteckt blieb. In der folgenden Nacht ging ich längs des Gebirgsrückens weiter bis zu Tagesanbruch, wo ich mich wieder versteckte. In der dritten Nacht begann ich meine Reise wieder, und hatte bei Tagesanbruch die Freude, die Berge von Dschemma-Ghazaut zu sehen. Wieder war ich genöthigt, mich in einem Dickicht zu verbergen. Zwei Araber kamen während des Tages in meine Nähe, um Früchte zu sammeln, und verweilten, bis sie dieselben gegessen hatten. An demselben Tage, gegen drei Uhr Nachmittags, fiel der Regen in Strömen. Gegen vier Uhr machte ich mich wieder auf die Reise.

„Ich war noch nicht weit gekommen, als ich einem jungen Hirten begegnete, der einige Ochsen hütete. Er war sehr erstaunt, einen nackten weißen Mann zu sehen, und entfloh augenblicklich. Ungefähr um dieselbe Zeit gewahrte ich in kurzer Entfernung vier oder fünf andere Eingeborene. Der eine, welcher der Anführer zu sein schien, ritt auf einem Maulthier. Er winkte mir, heranzukommen, und drohte mir zugleich mit seiner Flinte, von welcher er das Futteral abzog. Ich ging auf ihn zu und bat ihn in dem besten Arabisch, das mir zu Gebote stand, mich zu den Franzosen zu bringen, die ihn für seine Mühe bezahlen würden. Er weigerte sich, dies zu thun, riß aber von einem Zelt, das er auf sein Maulthier gepackt hatte, ein Stück ab, und gab mir durch Geberden zu verstehen, daß ich mich damit bedecken solle. Ich that dies, und er nahm mich mit in sein Haus und gab mir etwas zu essen. Dazu war es auch bei mir die höchste Zeit, denn in diesen ganzen drei Tagen hatte ich nichts genossen, als eine Handvoll Gerste, die ich von einem Felde abgerissen, und einige wilde Früchte, die ich zufällig gefunden. Ich blieb bei diesem Manne, der mich gut behandelte. Er schien sich in ziemlich guten Umständen zu befinden, denn sein Haus war, wenn auch nicht zierlich, doch einigermaßen bequem. Er war Besitzer eines Negers und einer Negerin. Ich arbeitete mit ihm in der Ernte, und er versprach mir, mich, wenn diese Arbeit beendet wäre, zu den Franzosen zu bringen. Als aber die Ernte zu Ende war, wollte er von seinem Versprechen nichts mehr wissen.

„Am 23. Juli sah ich wieder einen Ben-is-Nassen, denselben, dem ich an dem Tage begegnet war, wo ich in die Hände meines dermaligen Herrn ge-

rieth. Ich hatte ihn seitdem nicht wieder gesehen. Ich sammelte eben einige Feigen, als er an mich herankam. Er redete mich mit einigen spanischen Worten an, und zeigte mir ein französisch geschriebenes Papier, welches, wie ich später erfuhr, von Capitain Aymard, chargé des affaires Arabes in Lalla-Maghrina herrührte. Da ich unter der Aufsicht des Negers stand, so versuchte ich nicht, Jenem zu folgen. Nach Verlauf von drei Tagen aber sagte mir der Neger, daß ich gehen könne und nichts zu fürchten hätte, denn der Patron sei abwesend. Während der Nacht machte ich mich mit dem Manne, der gekommen war, mich zu holen, auf den Weg, und noch in derselben Nacht verkaufte mich dieser Mann an den Araber, der mich zu dem französischen Posten brachte. Dieser letztere Araber führte mich erst in sein Haus, wo ich drei Tage blieb, und dann brachte er mich nach Lalla-Maghrina. Meine Kameraden waren außer sich vor Freuden, als sie mich wiedersahen, und in Betracht der schweren Drangsale, die ich ausgestanden, erhielt ich Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Die Offiziere interessirten sich sehr für mich, und unterstützten mich mit Geld zur Reise."

Zwölftes Kapitel.

Verschönerungen in Bordeaux. — Ausgezeichnete Dampfschifffahrt auf dem Papier. — Die Eisenbahn nach La Teste. — Zu niedrig angeschlagene Bevölkerung. — Gute Weinlese. — Unterdrückung des Reformbanquets; französische „Freiheit". — Pyroscaphen. — Lächerliches Aushängeschild. — Bayonne. — Eine moderne Gascognade. — Das Schloß in Bayonne. — Das Schloß Marrac. — Zunahme der Räuber in den Pyrenäen. — Der Telegraph. — Frankreich und Spanien stehen im Begriff, in ein „compactes Königreich" formirt zu werden.

Bordeaux, 15. September.

Diese Stadt ist in der letzten Zeit sehr verschönert worden. Der ganze mittlere Theil in der Nähe des Flusses ist größtentheils umgebaut. Während dieser Theil der Stadt jedoch, der von den reichen Kaufleuten und Weinbergsbesitzern bewohnt ist, als im Ganzen genommen, prächtig betrachtet werden kann, sind die älteren und abgelegneren Quartiere des Centrums ganz „unwürdig", ein großer Theil der Stadt noch nicht einmal mit Gas beleuchtet, während man sich zugleich, was die Reinlichkeit der Nebengassen betrifft, sehr bald überzeugt, daß man sich in einer südlichen Stadt befindet.

Vor einiger Zeit ward eine brillante Ankündigung von einer neuen Dampfschifffahrt erlassen, die regelmäßig jeden Monat zwischen hier und den nördlichen spanischen Häfen, so wie Lissabon, Mexico und Südamerika stattfinden sollte, aber wie die meisten französischen Projekte figurirte auch dieses blos eine Zeitlang auf dem Papier. Es ward sogar ein Traktat in aller Feierlichkeit und bester Form mit der portugiesischen Regierung abgeschlossen. Die ganzen Unterhand-

lungen gingen jedoch zuletzt in Rauch auf — nicht den Rauch der Dampfmaschinen, sondern der Diplomatie. Es geht blos ein einziger kleiner Dampfer, La Teste, auf der Gironde nach San Sebastian und Santander, der den Dienst sehr unregelmäßig versieht. Eine Eisenbahn ist kürzlich nach La Teste eröffnet worden — die Entfernung beträgt fünfzehn Lieues, die in zwei Stunden zurückgelegt werden.

Die Bevölkerung von Bordeaux beträgt jetzt **120,000** Seelen. In den amtlichen Listen wird sie jedoch nur zu **100,000** angegeben. „**Mais nous y trichons,**“ sagte ein Einwohner ganz offen zu mir und erklärte, daß, wenn sie bei Aufstellung des Census die Zahl von **100,000** überschritten, die ganze Stadt mit Einschluß der Municipalbeamten um ein Drittel höher besteuert werden würde. Daher beträgt die angebliche Einwohnerzahl blos **100,000**. Es ist wahrscheinlich, daß aus ähnlichen Umständen die Bevölkerung vieler französischen Städte zu niedrig angegeben worden und daß die wirkliche Zahl der ganzen Nation die gewöhnliche Berechnung übersteigt.

Aus allen Gegenden des Bordeaux-Weins hört man die besten Berichte über die Weinlese. Aus der Champagne, aus Ai, so wie aus Burgund lauten die Berichte gleich günstig. Achtzigjährige Einwohner sagen, daß sie sich keiner solchen Weinernte entsinnen können und daß der berühmte Kometenwein noch übertroffen werden wird.

Bedeutende Aufregung hat hier die Unterdrückung des Reformbanquets erweckt, welches bei Gelegenheit des Schlusses der Wahlen gehalten werden sollte. Der einzige Grund, den Monsieur Guizot sich herabließ, anzugeben, war, daß „gefährliche Reden gehalten werden könnten.“ Und dies ist die große französische Nation — mit ihrer Nationalgarde — mit Waffen in den Händen! —

Wir haben in England keine Waffen in den Händen — man sieht daselbst keine Parade von Bürgersoldaten. Und doch, welches Ministerium würde wagen, eine solche Versammlung zu untersagen — die harmloseste Form der politischen Vereinigung mit Füßen zu treten — ein heiteres belebendes Gastmahl? Und dies geschieht noch dazu in Frankreich — der Nation der Köche! Wenn wir eine Nation von Krämern sind, so sind wir gleichzeitig auch auf bescheidene Weise eine Nation von bon-vivans, und wenn wir die Speisen auch nicht ganz so gut zurichten können, wie die Franzosen, so dürfen wir sie doch essen, wann und wie wir wollen — was unsere Nachbarn nicht von sich sagen

können. Eine Nation von Köchen, die an ihrer eigenen Küche nicht theilnehmen darf! Corbleu, das könnte das Herz einer Bratpfanne empören! Ach, wenn ich an den Unsinn denke, den ich im Jahre 1840 in Paris schwatzen hörte, wie die Festungswerke „contre l'étranger" errichtet wären, und nun sehe, wie gut sie dazu taugen, Reformbanquets zu unterdrücken und einen französischen Prinzen dem gesunden Menschenverstand Frankreichs und Spaniens zum Trotz zu verheirathen, je me hausse les épaules un peu, und gedenke der Antwort, die ich zu jener Zeit einem französischen exalté gab, als er erklärte, daß das but dieser Befestigungen l'étranger sei:

„Le but, mon Dieu, c'est vous mêmes!"

Die Franzosen sind sehr eingenommen für schöne wissenschaftliche Namen und versuchen oft sehr fehlerhaft, neue Ableitungen aus dem Griechischen zu bilden. Ihr gewöhnlicher Name für Dampfboote ist jetzt „Pyroscaphes".

Unsere englischen Aushängeschilder sind oft sehr lächerlich, aber ich habe soeben in Bordeaux eins über dem Laden eines Krämers gesehen, welches an Abgeschmacktheit ebenfalls nichts zu wünschen übrig läßt. Auf der einen Seite des Bretts ist eine gichtbrüchige Ratte abgemalt, die auf den Hinterbeinen steht und sich mit den Vorderbeinen auf Krücken stützt, auf der andern Seite sieht man eine Katze, welche über einen Fluß hinweg, den sie sich nicht zu passiren getraut, die Ratte anspröht, während darunter die Worte zu lesen sind:

„En dépit des envieux
Vivra le rat goutteux!"

Bayonne, 16. September.

Ich kam hier ziemlich schnell mit der Mallepost an, denn es liegt mir sehr daran, sobald als möglich die Pyrenäen zu erreichen. Die Straße von Bordeaux führt durch keine Stadt von einiger Bedeutung, aber die Gegend wird, nachdem man das einförmige Land hinter sich hat, mit jedem Schritte, sowie man sich den Pyrenäen nähert, schöner, bis sie einen ganz romantischen und abenteuerlichen Charakter annimmt. Es ist kein Wunder, daß eine solche Umgebung die grandiose, ausschweifende, gascognische Natur genährt hat.

Ich sehe mich veranlaßt, hier die Erzählung einer modernen Gascognade einzuflechten, die mir unterwegs mitgetheilt ward. — Ein Gascogner ward von

dem Richter eines der Cours Correctionnelles in einer geringfügigen Sache als Zeuge vorgeladen.

„Zeuge," sagte der Richter, „bevor Ihr Eure Aussage erstattet, müßt Ihr schwören" —

„Eh bien, sacrebleu!" brüllte der Gascogner.

In Bayonne wimmelt es von Passagieren nach und von der Halbinsel, und Couriere und Staffetten eilen täglich, ja fast stündlich zwischen Paris und London und den betreffenden Gesandtschaften in Madrid hin und her.

Hier sah ich den Schauplatz des letzten Ereignisses des Halbinselkrieges — des Ausfalls in der Nacht des **13.** April **1814** in Folge der Ungläubigkeit des französischen Gouverneurs in Bezug auf Napoleons Abdankung; unsere tapfern Landsleute schlugen zwar diesen Angriff zurück, aber freilich mit dem Verlust von **2000** Todten auf beiden Seiten.

Während meines Hierseins fand in der Umgegend ein furchtbares Gewitter Statt, dem ich glücklicher Weise entging. Die wirkliche Wuth der Elemente und die Wunder der meteorologischen Entwickelung sieht man in diesem Pyrenäendistrikt in ihrer ganzen Majestät. Das furchtbare Leuchten der Blitze und das Herabströmen des Regens setzten mich in nicht geringes Erstaunen, obschon ich an die halb tropischen Stürme des südlichen Spaniens und Portugals bereits gewöhnt war. Einige der Wirkungen, die dieses Ungewitter hervorbrachte, waren sehr eigenthümlicher Art. Es dauerte über eine Stunde. In der Nähe von Bidart schlug der Blitz in eine kleine Gebirgsschenke, deren Besitzer Raguette heißt. Der Blitz fuhr in die Küche, wo mehre Personen saßen und warf, ohne Jemand zu beschädigen, mit einem Getöse, welches man sich leicht denken kann, alle Töpfe, Pfannen, Kessel, Tiegel und andere Küchengeräthschaften, die rings im ganzen Raume umher an der Wand hingen, zu Boden und durch einander. Einem der Anwesenden ward das Glas, welches er eben an die Lippen setzte, aus der Hand geschlagen und in hundert Splitter zertrümmert. Der Mann, der auf diese unerwartete Weise seines Liqueurs beraubt ward, war ein notorischer Säufer, und es fehlte nicht an einigen alten Weibern in der Umgegend, welche erklärten, daß dies eine besondere Einmischung der Vorsehung sei. Es blieb nur zu beweisen, wie es kommt, daß die gerechte Vorsehung das Trinkgefäß straft, indem sie es in Stücken schlägt und den Trunkenbold unversehrt läßt. Aber alte Weiber sind weder in den Pyrenäen noch anderswo an Logik gewöhnt. Dieses Ungewitter, welches so heftig und doch gegen menschliche Le-

ben so nachsichtig war, ward im ganzen Umkreise der Pyrenäenkette gehört. Die Regenmasse, welche in dieser einen Stunde gefallen, war so ungeheuer, daß zwei Einwohner von Pau, die von Lassende nach dieser Stadt zurückkehrten, auf der Straße bis an die Brust ihrer Pferde im Wasser reiten mußten und auf der Chaussee eine dem Ertrinken nahe arme Frau antrafen, der sie das Leben retteten, indem sie der Eine hinter sich aufs Pferd nahm.

Unsere Pässe wurden hier untersucht und mußten das „visé“ des spanischen und englischen Gesandten erhalten, wobei es Gebühren zu bezahlen und andere Scheerereien gab. Aber es ist vergeblich, sich über solche Dinge zu beschweren, die auf dem Kontinent nun einmal an der Tagesordnung sind. Niemand sollte auf Reisen gehen, der nicht einen Anflug von Romantik in seinem Wesen hat, ganz besonders in Spanien, und nun stehen wir hier an der Grenze dieses romantischen Landes, welches bei all seinen Schattenseiten, in Bezug auf Charakter und Sitten und Trachten mehr Originalität und Interesse hat, als das ganze übrige Europa zusammengenommen.

Ich überließ meine Paßgeschäfte den Händen eines Commissionairs des Hotels (von St. Etienne) und spazierte ein wenig in der Umgegend herum, wo ich zuweilen eine köstliche Aussicht auf die Pyrenäen genoß. Ebenso besuchte ich das Schloß, wo Katharina von Medicis mit Alba im Jahr **1563** den Plan zu dem Blutbade der Bartholomäusnacht entwarf. Dann begab ich mich nach dem Schloß Marrac, nicht weit vor der **Porte d'Espagne**, wo Bonaparte Karl **IV.** und Ferdinand **VII.** die spanische Krone abnahm, seinen großen Invasionsplan zur Reife brachte und die Theilnehmer an seinem Possenspiel mit den spanischen Granden versammelte, denen er allergnädigst gestattete, seine neubackene Constitution anzunehmen.

Es wird hier viel von dem Ueberhandnehmen der Räuber in den Pyrenäen gesprochen. Man darf aber nicht von mir glauben, ich wolle den Leuten Angst machen. Solche Dinge berühren einen Passagier mit der Diligence gar nicht. Es sind blos entfernte Gefahren, deren Besprechung eine angenehme Aufregung darbietet — die Diligence und selbst Privatfuhrwerke sind auf dieser großen Straße ganz sicher. Da ich jedoch mit dem Entschluß begonnen habe, die Wahrheit und die ganze Wahrheit zu erzählen, so muß ich bemerken, daß die Klassen der trabucarios oder mit Feuergewehren bewaffneten Räuber seit einigen Tagen etwas ausgedehnte Manövres in den Pyrenäen vorgenommen hat und daß Raubanfälle keineswegs etwas Seltenes sind. Der Wirkungskreis dieser

würdigen Leute liegt jedoch mehr im Binnenlande, als an der großen Straße, die ziemlich dicht an der Küste hinführt. Der gewöhnliche Schauplatz ihrer Uebelthaten ist der Strich von Saint-Jean-de-Luz bis nach Lerida, wo ein Gutsbesitzer, Namens Perpignan, neulich von einer Räuberbande fortgeführt und bis zu Zahlung eines Lösegeldes gefangen gehalten ward — ein Verfahren, welches bei den trabucarios der Pyrenäen das gewöhnliche ist. Die Summe, welche sie für die Freilassung des armen Mannes verlangten, war nicht weniger als **6000** Dollars! Das ist wirklich ein gutes Geschäft zu nennen und der Betrag ist, wie ich höre, wenigstens zum größern Theil, auch bezahlt worden. In den an die Departements Tarn und Hérault angrenzenden Bergen (gar nicht weit von dem Orte, an welchem ich jetzt schreibe) hauf'te neulich eine ziemlich zahlreiche Bande, so daß nicht weniger als fünf Kirchen in Einer Nacht beraubt wurden. Dabei mußten sie in ihren Bewegungen ungeheuer rasch gewesen sein, da die zu diesen Kirchen gehörigen Dörfer den ganzen Strich zwischen Labastide und Rouairoux einnahmen. Niemals hat Napoleons Armee einen forcirten Marsch vollbracht, der diesem an die Seite gestellt werden könnte. Aus jeder dieser fünf Kirchen stahlen sie die heiligen Gefäße und selbst die priesterlichen Gewänder und Schmucksachen. In der einen Kirche hatten sie die Hostien aus dem Ciborium genommen und rings um den Altar hergestreut! Die Bande scheint aus zehn Räubern bestanden zu haben, deren Versteck sich vermuthlich in dem dicksten Theil des Waldes befindet.

Wenn in Madrid Unruhen stattfinden, so wird es im Distrikt der spanischen Pyrenäen allemal ebenfalls unruhig. So eben ist eine Bande von hundert Carlisten in Seu d'Urgel an der nördlichen Grenze von Catalonien zum Vorschein gekommen. Sie werden (Cosas de España!) von vier Priestern angeführt und haben alles Mögliche aufgeboten, die umliegenden Dörfer aufzuwiegeln — glücklicher Weise aber ohne Erfolg. Die ganze Garnison von Seu d'Urgel rückte aus, um diese facciolos zu verfolgen und es gelang ihr auch, sie bald zu zerstreuen. So lautet die Nachricht, die uns heute an der table d'hôte von einem Manne mitgetheilt ward, der mir ganz wie ein politischer Agent und Propagandist vorkam. Die Nachricht mag jedoch wahr sein oder falsch, so ist der unruhige Distrikt viel zu weit von uns entfernt, als daß wir uns deshalb ängsten sollten.

Die französische Regierung hat soeben Befehl gegeben, daß die telegraphische Station von Bayonne auf wirksamere Weise mit der spanischen Grenze ver-

bunden werde. Die Heirath Montpensier und der lüsterne Blick, den Ludwig Philipp seines Sohnes wegen auf die spanische Thronfolge wirft, machen es wünschenswerth, daß der Telegraph und jedes andere Mittel der französischen Centralisation hinfort in ganzer Vollkommenheit auf beiden Seiten der Pyrenäen anzutreffen sei — damit, vermuthe ich, Frankreich und Spanien ein einziges, compactes Königreich bilden können.

Die Käseproduction, ein wichtiges Element für den Wohlstand der Niederpyrenäen, ist dieses Jahr unglücklicher Weise nicht sehr ergiebig ausgefallen, die Maisernte jedoch, auf welche hier das Landvolk hauptsächlich angewiesen ist, hat sich besser gestaltet. Die Eisenbahn von Bordeaux nach Bayonne wird binnen Kurzem in Angriff genommen werden und man spricht auch von einer Zweigbahn nach Toulouse, Pau und den Niederpyrenäen.

Dreizehntes Kapitel.

Reise von Bayonne nach Irun. — Saint-Jean-de-Luz. — Die Gerechtigkeit der Militairherrschaft des Herzogs von Wellington lebt jetzt noch hier im Andenken. — Anhoue. — Urugne. — Irun. — Spanische Zollhaus-Scheerereien. — Uebergang über den Bidassoa. — Fuénterrabia; dessen irrthümliche Verwechselung mit Roncesvalles durch Milton und andere Dichter. — Reise von Irun nach San Sebastian. — Linien der Carlisten und Christinos. — Hölzerne Bilder. — Beschreibung von San Sebastian. — Erinnerungen an die Belagerung im Jahre 1813. — Zunehmende Wichtigkeit der Stadt in Folge des vortrefflichen Seebads. — Ein Bordeauxer; seltsamer Charakter. — Gräber der Engländer, die vor der Stadt fielen.

Irun, 17. September.

Glücklicher Weise bekam ich bis hierher, eine Strecke von ziemlich sieben Meilen, einen Platz in der Diligence. Die dazwischenliegenden Städte sind Bidart, Saint-Jean-de-Luz und Urugne. Mit der ersten dieser Städte kamen wir in das Land der Basken, dessen schöne kräftige Bewohner mit ihren flachen Mützen und kurzen Jacken sich etwas auf den Glauben zu Gute thun, daß sie, obschon der französischen Krone unterworfen, doch in der That weder Franzosen noch Spanier sind. Saint-Jean-de-Luz, am Nivelle, ist deshalb merkwürdig, weil es im Winter des Jahres **1813—1814** Hauptquartier des Herzogs von Wellington war, wo die Gerechtigkeit seiner Militairherrschaft und die vortrefflichen Gesetze, die er gab, um die Bauern vom Plündern abzuhalten, ihm bei

diesen eine sehr ehrende Popularität erwarben, von der ich selbst noch jetzt einige Spuren vorfand. Auf den Höhen von Anhoue schlugen am **10.** November **1813** unsere Landsleute die Franzosen unter Soult und eroberten **51** Kanonen. Urugne, welches die letzte französische Poststadt an der Straße ist, liegt am Fuße der Pyrenäen. Wir fuhren über die neue hölzerne Brücke des Bidassoa (über welchen am **7.** October **1813** unser Herzog mit einer ganzen Armee ging) und kamen in der ersten spanischen Grenzstadt an. Hier untersuchten die spanischen Zollbeamten unser Gepäck mit der größten Genauigkeit. Ich wußte nicht, daß ich etwas Verbotenes bei mir führte, aber man erklärte ungefähr ein Dutzend Bücher, die sich in meinem Koffer vorfanden, für schlechterdings verboten, weil sie gebunden waren! Ich habe später erfahren, daß sich der spanische Tarif wirklich so ausspricht. Die Bücher würden zurückbehalten worden sein, wenn ich den Offizianten nicht „geschmiert" hätte. Aber ich bin mit der Praxis auf der Halbinsel schon ein wenig vertraut. Ich gab ihm einen Dollar und er nahm ihn fast unverhohlen und bedankte sich sehr höflich. Wenn man einem spanischen Douanier einen Dollar gibt, ehe er sein Werk beginnt, so kann man darauf rechnen, daß er keine Contrebande findet, und wenn man die Koffer ganz mit Cigarren angefüllt hätte (der Tabak ist nämlich hier Monopol und die Einfuhr desselben streng verboten), obschon er seine Nachforschung mit der größten anscheinenden Genauigkeit vornimmt und noch dazu unter den Augen eines vorgesetzten Beamten. Es gibt keine blinderen Menschen, als die, welche nicht sehen wollen.

Ich fühlte mich sofort hier wie zu Hause, und begann, die mit dem denkwürdigen Uebergang über den Bidassoa in Verbindung stehenden Localitäten zu beaugenscheinigen. Die schönen Berge Hay, San Marcial und der „große Monarch" stiegen rund umher majestätisch empor, wie an jenem verhängnißvollen Morgen, wo ihre Rücken von Kanonen starrten und die französischen Befestigungen, das Werk von Monaten, von unsern Leuten vernichtet wurden, die noch vor Einbruch des Abends ihren rechten Flügel fest auf Frankreichs Boden gepflanzt hatten. San Marcial war ebenfalls der Schauplatz eines denkwürdigen Gefechtes, in welchem Soult am **30.** August **1813** vollständig geschlagen ward.

Ich fand die Posada de las Diligencias ziemlich bequem, und in den meisten spanischen Städten, wo man nur einen kurzen Aufenthalt beabsichtigt, empfehle ich dem Reisenden aus eigener Erfahrung, sich an diese, die regel-

mäßigen Fuhrwerksgasthöfe, zu halten. Irun ist eine dürftige Stadt von ungefähr **4000** Einwohnern, und bietet wenig Interesse dar, ausgenommen seinen reißenden, schnellen Fluß, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet, und man fühlt hier sofort, daß man in das letzte Land eingetreten ist.

In kurzer Entfernung flußaufwärts liegt Fuénterrabia, ein alter, aber verfallener und jetzt unbedeutender Ort, den Milton, Scott und andere Dichter unter dem musikalischen Namen „Fontarabia“ gefeiert haben (es ist eine baskische Corruption von fons rapidus, und in der Aussprache dieser eigenthümlichen Sprache wird beinahe jede Sylbe in dem Wort Fuénterrabia accentuirt), womit die genannten Dichter Roncesvalles verwechselt und geglaubt haben, Roland's Horn sei an dem ersten Orte erschallt. Roncesvalles ist aber beinahe vierzig englische Meilen von hier entfernt.

Da seit einiger Zeit ein Fahrweg zwischen Irun und San Sebastian (eine Strecke von ungefähr vier Meilen) vollendet worden, so nahm ich einen Platz auf der Diligence und lade alle Reisende, welche Zeit haben, ein, diesen kurzen Umweg zu machen, der sie reichlich entschädigen wird. Man wird wohl thun, ehe man Irun oder selbst Bayonne verläßt, auch einen Platz von Tolosa nach Burgos und von da nach Madrid zu belegen, da die Straße zu vielen Zeiten des Jahres (im Herbst nach dem Seebad) sehr besucht ist. Der Reisende wird die Zeit seines Verweilens in San Sebastian und in Burgos bestimmen, und drei Stunden für die Reise von Irun nach dem ersten Orte und eben so viel für die Entfernung von San Sebastian nach Tolosa in Anschlag bringen, wo er wieder mit der großen Straße und der Diligence von Frankreich zusammentrifft.

San Sebastian, 18. September.

Das Wetter hielt sich prächtig und ich fand die Fahrt hierher in der kleinen, von fünf Maulthieren gezogenen Diligence außerordentlich angenehm. Die Straße ist sehr romantisch, und man genießt abwechselnd die bezauberndsten Aussichten auf die Pyrenäen und die Bay von Biscaya. Sie geht unter dem langen sonderbaren Gebirge von Jaizquibal hin und durch das, was zur Zeit des Dienstes der britischen Hilfslegion die Grenze der carlistischen und christinischen Linien war, und durch die kleine Stadt Pasages, deren Kirche

einige schöne gemalte Bildhauerarbeiten in dem Spanien eigenthümlichen Style enthält.

San Sebastian ist eine sehr hübsch gelegene Stadt; ihre Position ist halbinselförmig zwischen dem Hafen nach Süden und dem kleinen Fluß Urumea nach Norden. Die Festung La Mota erhebt sich auf einem kegelförmigen Hügel unmittelbar über der Bay von Biscaya in einer Anhöhe von **400** Fuß, und der bethurmte, kreisrunde Gipfel, der auf dem Festlande einige Meilen sichtbar ist, macht sich sehr imposant. Ich segelte durch den ganzen Hafen und um die Küste — das Wetter war fortwährend köstlich, obschon etwas zu heiß. Wie muß es jetzt erst auf den schwülen Ebenen Andalusiens sein? Den Unterschied im Klima fühlt man sofort, wenn man von der französischen auf die spanische Seite der Pyrenäen kommt, und von dem Augenblick an, wo ich den Bidassoa passirt, ward die Hitze immer größer, bis ich, nachdem ich Pasages hinter mir hatte und auf der **Estrada de Bayona** (Straße von Bayonne) nach San Sebastian kam, froh war, beim Absteigen in dem Hotel Laffitte, gewöhnlich als die **Fonda Francesa** bekannt, mich meiner Ueberkleider, so wie der Weste entledigen zu können, und ein Paar ganz dünne Beinkleider und einen nicht mehr als einige Unzen wiegenden Alpakarock anzog, und selbst dann fühlte ich, daß, wenn es die **bienséances** erlaubt hätten, es wünschenswerth gewesen wäre, **en chemise** ausgehen zu dürfen.

Die Festungskrone La Mota, welche den schönen Schluß der Halbinsel bildet, auf deren Schulter die Stadt erbaut ist und unter dem Schutze dieses gigantischen Wächters steht, hat zu beiden Seiten zwei Berge von fast eben so imposanter Höhe, zwischen welchen sich nordwärts der Fluß Urumea, und südlich der Hafen befindet. Die Höhe auf der andern Seite des Urumea heißt der **Monte Olia**, die südliche jenseits des Hafens zeigt die Ruinen des alten Klosters La Antigua, und rechts davor steht die felsige Insel Santa Clara, gleichsam von der Natur als ein zweiter Wächter für die Stadt und den Hafen hierher gepflanzt, während jenseits der Landenge und der Stadt gegenüber sich die Chofre-Hügel befinden, wo Graham bei der denkwürdigen Belagerung von **1813** seine Haupt-Breschebatterie aufpflanzte. Alle die verschiedenen Punkte, die ich hier aufgezählt habe, spielten eine interessante Rolle bei der Belagerung. Auf der Landenge rückten wir mittelst Laufgräben vor, trotz mehrer tapfern Ausfälle der Franzosen, so daß es uns endlich gelang, eine erfolgreiche Batterie hier aufzupflanzen, während unter ungeheurer Arbeit von Ochsen und Menschen schwe-

res Geschütz den Monte Olia hinaufgezogen ward, bis auf dem Gipfel desselben eine Batterie thronte, die die französische Batterie auf Monte Orgullo, dem höchsten Theile der Citadelle, beherrschte. Sodann bemächtigten sich gegen den Schluß der Belagerung die Briten des Nachts durch einen bewundernswürdig ausgeführten Handstreich der Insel Santa Clara, wobei unsere Soldaten und Matrosen gleichen Antheil nahmen, und nachdem die Stadt und Festung auf diese Weise vollkommen umzingelt, und die Bresche für praktikabel erklärt worden war, fand am Morgen des 31. jener denkwürdige Sturm Statt, der in der ganzen Geschichte nicht seines Gleichen hat.

Ich begegnete einem Franzosen in dem Hotel beim Frühstück, welcher, da er die letztvergangenen zehn Tage in San Sebastian zugebracht, sich erbot, mein Führer zu sein, und ich durchstrich mit ihm die Stadt, welche, obschon sie 10,000 Einwohner zählt, einen verhältnißmäßig kleinen Umkreis hat, was seinen Grund in den Festungswerken hat. Die Häuser sind hoch, größtentheils vier Stock und mit einer Menge Familien vollgestopft, die hier wie die Häringe beisammenliegen. Die Häuser sehen größtentheils sehr nett aus, und die Straßen sind sehr reinlich, so daß in dieser Hinsicht die Stadt einen bedeutenden Vorzug vor der Mehrzahl der Städte auf der Halbinsel, und selbst im südlichen Frankreich hat. Es werden auch einige neue Häuser gebaut, aber diese werden den Umfang der Stadt nicht vermehren, da sie auf der Stelle anderer schlechter und verfallener Häuser aufgeführt werden, die man vorher zu diesem Zwecke niedergerissen hat. Die neuen Häuser sehen hübsch aus, und einige davon sind zu Hotels bestimmt, die sich bei dem zunehmenden Rufe dieses Ortes wegen seiner baños de mar und dem Besuche vieler Fremden aus Madrid und andern großen Städten des Innern als eine gute Speculation erweisen werden.

Der erste Gegenstand von Interesse für mich waren natürlich die Mauern, die Zeugen einer so unerschrockenen Entfaltung britischer Tapferkeit waren, und hier wird es nöthig sein, einige Worte über meinen französischen Cicerone zu sagen. Er nannte sich (und ich glaube mit Recht) einen höheren employé bei der Municipalität von Bordeaux, der dadurch, daß er einem andern employé in demselben Departement eine Ohrfeige gegeben hatte, in eine mißliche Lage gerathen war. Natürlich war von Satisfaction die Rede, da die Franzosenehre einen Klitsch in die Physiognomie nicht einsteckt — wenigstens nicht, ohne von einem duel à mort zu sprechen. Mein Cicerone gab seinem Gegner ein

Rendezvous in San Sebastian, auf fremdem Gebiet — ein Schritt, der durch die amtliche Stellung der beiden Parteien nothwendig gemacht ward, um den Scandal der Feindseligkeiten zweier Wächter des Friedens auf französischem Boden zu vermeiden. Notre héros bestieg das Dampfboot, welches von La Teste bei Bordeaux nach San Sebastian und Bilbao abgeht, und deutete seinem Gegner den Weg an, den er einzuschlagen im Begriff stand. Der andere Ritter jedoch, der, wie Sancho Panza, „una muger y hijos para sustentar“ Weib und Kinder zu ernähren hatte, und von der Muthprobe seines Collegen nichts wissen wollte, schlug das weit sichrere Verfahren ein, bei der Behörde zu Bordeaux Anzeige zu erstatten, so daß ein Befehl zur Verhaftung unseres Helden ausgefertigt ward. Er erwartete nun in San Sebastian eine gütliche Beilegung der Sache, und hatte mittlerweile den Vortheil, zum großen Nutzen für seine Gesundheit, die Seebäder gebrauchen zu können, denn sein Aussehen verrieth einen bedeutenden Hang zur Fettsucht. „Mais quel vin de Bordeaux on boit ici!“ rief er dann und wann. „Je le trouve exécrable — et si cher!“ Er kostete nur zwei Francs die Flasche, was im Vergleich zu den Londoner Preisen spottbillig erscheint. Und doch schimpfte dieser libre-échangiste von der ächten französischen Schule, der mir ebenfalls dann und wann vom großen „Cobdang“ vorschwatzte, auf die Strenge des Zollhauses zu San Sebastian und die ungeheure Höhe der Hafengebühren, obschon sein Lieblingswein nur mit einer Kleinigkeit besteuert ist. In keinem Winkel seines Herzens fand sich die mindeste Sympathie mit meiner Entrüstung über die absolute Ausschließung meiner wenigen Bücher zu Fuéntarrabia, sondern seine ganze Wuth concentrirte sich auf die wenigen Pfennige, die auf seinen unentbehrlichen vin de Bordeaux gelegt waren. Der Freihandel ist in diesen Ländern etwas Vortreffliches für Alles, was man selbst verzehrt, aber in seiner allgemeinen Anwendung versteht man dieses Prinzip durchaus nicht, oder will es nicht verstehen.

Wir erreichten die Cortine, wo die größere Bresche gemacht ward, dicht an der Bastion des heiligen Johannes, und wo es den Engländern erst nach der furchtbaren Kanonade, die Graham ihnen über die Köpfe hinwegschickte, gelang, hineinzudringen.

„Là ont peri vingt cinq mille Anglais!“ rief mein wahrheitsliebender Cicerone.

„Cinq mille au plus,“ antwortete ich ruhig.

Der Mann von Bordeaux behauptete, daß die von ihm genannte Zahl die

richtige sei, und gründete sein Anführen auf die Angaben in mehren französischen Geschichtswerken, die er gelesen. Ich hielt es nicht für nothwendig, mehr zu antworten, als daß die Berichte über die Todten und Verwundeten in den englischen Armeelisten stets mit der größten Genauigkeit mitgetheilt würden. Mon Bordelais gab mir auf höfliche, aber negative Weise Recht, und ich ließ ihn kurz darauf im Café del Comercio bei seinem petit verre, welches er mit Wasser verdünnt und mit sichtlichem Wohlbehagen zu sich nahm.

Meine Empfindungen gestatteten mir nicht, in Gesellschaft eines plaudernden, aufgeblasenen Franzosen diesen Schauplatz englischen Heldenmuthes und unvergleichlicher Bravour in Augenschein zu nehmen, und als ich mich meines freiwilligen Cicerone entledigt hatte, kehrte ich sogleich nach dem Wall zurück, und begann über jenen furchtbaren Krieg auf der Halbinsel nachzudenken, der, wie man sagen kann, hier gewissermaßen entschieden ward, und mit schwermüthigem, aber doch erhebendem Stolz meinem geistigen Auge die Thaten vorzuführen, deren ächt englische Herzen fähig sind. Hier mußtet ihr euer Leben lassen, ihr Tapfern, die nicht die stärksten Befestigungswerke, noch das furchtbarste, stundenlanges Artillerie- und Kleingewehrfeuer nur um einen Zoll zurückdrängen konnte! Hier besäeten eure Leichname zu Hunderten die entsetzliche Bresche, und die Lebenden und die Todten mischten sich zu einem einzigen Chaos des Gemetzels. Da standet ihr unerschrocken, während tiefe Gräben zwischen euch und der Stadt gähnten, während jeder Augenblick eure Reihen lichtete und unfähig, das Wort „unmöglich" anzuerkennen, und während Graham's Geschütz oben seine fürchterlichen Feuerströme ausspie, behauptetet ihr fest euern Stand und zoget siegreich in die Stadt ein! Nehmt die Thräne an, die ich eurem Andenken weihe — es ist nicht die Thräne der Schwäche, sondern der Sympathie und des Stolzes, welcher sich des glorreichen Gedankens erfreut, daß, obschon die britische Intelligenz mit täglich wachsendem Abscheu die willkürliche Entscheidung eines unnöthigen Krieges zurückweis't, doch die Herzen der Engländer womöglich mit jedem Tage kühner werden, denn nur erst neulich sahen wir ein Beispiel von ihrer Bereitwilligkeit, so große Heldenthaten zu erneuen. Da schlaft unter dem grünen Rasen, der eure Ueberreste zu Tausenden bedeckt. Ein ehrliches Soldatengrab ist euer und die Dankbarkeit einer Nation — denn ihr fielet auf dem Felde der Ehre!

Die Leichen unserer tapfern Landsleute, die vor San Sebastian fielen, sind in einem Haufen am Fuße des Monte Orgullo, auf dem die Festung steht,

begraben. Einige Bäume wehen über den Ort, wo ihre Ueberreste ruhen, ohne Pyramide oder Obelisk, und der Thau des Himmels, der Nachts und Morgens fällt, ist der einzige Tribut, der ihnen dargebracht wird, wenn ich die Erinnerungen eines vorübergehenden Landsmannes ausnehme. Die Spanier deuten gleichgiltig auf diesen Beweis von der Tapferkeit der Inselbewohner, und wissen es ihnen nur wenig — ich möchte sagen gar nicht — Dank. Und doch ward sicherlich niemals eine glänzendere Waffenthat vollbracht.

Ich muß, wenn ich gerecht sein will, hinzufügen, daß die von unseren Soldaten nach Einnahme der Stadt verübten Excesse, das muthwillige Feuern in den Straßen und die Auftritte von Trunkenheit,-Mißhandlung, Plünderung und Mord viel zur Entschuldigung dieses Mangels an Sympathie beitragen. Diese Excesse wurden ohne Zweifel von der localen Junta und andern spanischen Behörden in ihren Berichten sehr übertrieben, aber diese Angaben waren doch hinreichend in Wahrheit begründet, daß es das Beste ist, einen Schleier über diese Scene fallen zu lassen, und ihrer als eines der gräßlichsten Belege zu den teuflischen Gräueln des Kriegs zu erwähnen.

Vierzehntes Kapitel.

Promenade zu San Sebastian. — Die St. Vincent Kirche. — Die Kathedrale. — Der Hafen; seine Verödung. — Die Plaza Nueva. — Eine improvisirte Arena zu einem Stiergefecht. — Costüm der Bäuerinnen. — Der Obstmarkt. — Ueberfluß an Obstgärten in der Umgegend. — Chacolin — Mannigfaltigkeit der pimientos oder des rothen Pfeffers. — Zungenfertigkeit des Landvolks in seinem baskischen Dialekt und scheinbarer (aber nur scheinbarer) Hang zum Streit. — Table d'hôte und Originale an derselben. — Ein seltsames Paar englischer Reisender. — Ein spanisches Gericht, die Olla. — Britisches Französisch. — Die zwei Krücken oder Stelzen der Conversation eines Franzosen. — Vorzüge der Stadt San Sebastian als Seebadort für eine englische Familie. — Billiger Preis der Lebensmittel. — Fortwährende Besuche der Königin und ersten Familien Spaniens in San Sebastian während der Sommermonate.

San Sebastian, 18. September.

Es giebt einige angenehme Promenaden in San Sebastian, die vorzüglich durch die Mauern und Wälle gebildet werden. Die Zerstörung der Stadt im Folge der Erstürmung derselben ist in einer Hinsicht wohlthätig für sie gewesen, indem sie auf viel zweckmäßigere Art wieder aufgebaut worden. Es stehen nur noch sehr wenige von den ursprünglichen Häusern, so wie noch zwei von den alten Kirchen, die St. Vincent Kirche und die Kathedrale. Die erstere ist ein Gebäude von geringem Verdienst und zeichnet sich blos durch den spanischen Geschmack aus, in welchem das Innere ausgestattet ist; die vier Altäre an den verschiedenen Seiten sind mit einer Menge Vergoldung in einem phantastischen pasticcio-Styl überdeckt. Es sind keine Gemälde da, und die bunten Holzbilder, die man

in ganz Spanien antrifft, sind beinahe alle schlecht ausgeführt. Die Kathedrale ist jedoch sowohl innerlich als äußerlich ein schönes Gebäude. Die Façade, besonders die kreisförmige Vorhalle, welche einige schöne steinerne Heiligenbilder aufzuweisen hat, macht sich sehr schön. Das Innere ist ebenfalls imposant und verlohnt die Mühe des Besichtigens. Die Architektur ist eine halb griechische.

Der Hafen von San Sebastian ist schön und geräumig und könnte eine ungeheuere Masse der größten Schiffe fassen und der Platz des ausgedehntesten Verkehrs sein, wenn das selbstmörderische Prohibitivsystem Spaniens nicht diesen natürlichen Vortheil vollständig neutralisirte. Während meines Aufenthalts hier lief, mit Ausnahme einiger kleinen, bei der Fischerei und dem Küstenhandel betheiligten Fahrzeuge, kein Schiff von einiger Bedeutung ein, als ein spanischer Dampfkauffahrer. Das baskische Landvolk ist sehr rührig und thätig, aber die Hände sind ihm durch die unwissende und träge Regierung gefesselt. Der größte öffentliche Platz in San Sebastian heißt, wie dies in spanischen Städten gewöhnlich ist, die Plaz de la Constitution, häufiger jedoch die Plaza Nueva. Er nimmt sich sehr gut aus und ist von ziemlich hohen Häusern eingeschlossen, an deren Vorderseiten Balkons hinlaufen, während eine Arkade rings um die vier Seiten des Platzes herumführt. Bei dem Besuche der Königin Isabelle im vorigen Jahre ward dieser Platz eingehegt und in eine sehr bequeme Arena verwandelt, in welcher das unumgänglich nothwendige Stiergefecht statt fand. Die Arkaden unten und die Fenster und Balkons der Häuser waren alle mit Zuschauern angefüllt, während die jugendliche Königin und ihr Hof das blutige Schauspiel vom großen Balkon der Casa Municipial ansahen, welche die Hauptzierde des Platzes bildet, eine ganze Seite desselben einnimmt und mit einer nicht schlecht ausgeführten griechischen Façade geschmückt ist.

Als ich diesen Platz passirte, fand ich ihn als Obst- und Gemüsemarkt benutzt. Die Weiber, junge und alte, saßen auf niedrigen Stühlen neben ihren Körben, in schlichten Röcken, größtentheils von bläulichem Kattun, mit einem Barcelonatuch über den Schultern und einem kleineren Tuch à la foulard um den Kopf gebunden, beinahe nach Art der französischen Bonnen, aber noch malerischer, indem die Enden des Tuchs um das Haar gedreht sind, von welchem ein kleiner Theil auf dem Wirbel des Kopfes zusammengebunden ist, während die Hauptmasse in einem oder zwei geflochtenen Zöpfen bis auf die Taille und zuweilen noch tiefer herabfällt. Die schönen schwarzen Locken, die man in Spanien so allgemein antrifft, erscheinen in dieser coiffure sehr vortheilhaft und der Effect

für englische Augen, die gewohnt sind, diese Tracht zu Hause nur bei jungen Mädchen und Kindern zu sehen, ist nicht wenig frappant. Ich sah solche geflochtene Zöpfe von grauer, ja oft ganz weißer Farbe auf dem Rücken alter häßlicher Weiber! Die Frauen von San Sebastian zeichnen sich sonst, eben so wie in allen baskischen Provinzen überhaupt, durch hübsche Gesichter aus. Ihr Teint ist größtentheils sehr zart und weiß und die Augen und Zähne von vorzüglichem Glanz. Ihr Wuchs ist in der Regel ebenfalls gut. Natürlich sind sie nicht mit den bezaubernden Andalusierinnen zu vergleichen, unter denen ich vor drei Jahren einige angenehme Tage in Cadix, Xeres und Sevilla zubrachte, aber sie stehen doch bedeutend über dem Durchschnittsgrad der spanischen weiblichen Schönheit. Das Obst, welches von diesen Mädchen und Frauen von San Sebastian zum Verkauf ausgeboten ward, bestand größtentheils aus den schönen Aepfeln und Birnen (hauptsächlich den ersten) welche die Umgegend in Menge erzeugt; auch gute Trauben und vortreffliche Melonen gab es hier, die weit vorzüglicher waren, als die ich in Frankreich gekostet. Alle diese Früchte sind hier um ein Spottgeld zu haben. Das Gemüse ist von der gewöhnlichen Art; in besonders großen Massen sah ich sehr schöne tomatas (Liebesapfel) und grünen Pfeffer in der Hülse. Die ganze Umgegend ist ein einziger, großer Obstgarten, in welchem die schönsten Aepfel in unermeßlicher Fülle wachsen, weshalb auch Aepfelwein der Haupttrank in der Stadt ist. Es giebt auch einen geringen leichten Rothwein hier, der Chacolin genannt, mehr aber noch in Bilbao als hier getrunken wird.

Zu den charakteristischen Erscheinungen auf diesem Markt, welche sofort den halb orientalischen Charakter des spanischen Lebens an's Licht stellen und in gewisser Hinsicht den Ausspruch rechtfertigen, „daß Afrika hinter den Pyrenäen beginnt," gehört die Thatsache, daß Schuhmacher hier ihre Arbeit unter freiem Himmel verrichten und auf dem öffentlichen Markte mitten unter den Obsthändlerinnen darauf los hämmern und von Zeit zu Zeit einen lebhaften Dialog in baskischem Dialect unterhalten. Noch alterthümlicher und orientalischer ist die Beschäftigung der Obsthändlerinnen, welche beinahe sämmtlich Rocken und Spindel handhaben, ganz dieselbe, welche Homer beschreibt. Damit arbeiten sie unaufhörlich, wenn sie nicht mit einem Käufer plaudern, und an den Ecken sitzen einige Andere, welche das auf diese Weise gesponnene Garn aufwinden.

Ich passirte bei der Dämmerung denselben Platz wieder und sah ungefähr ein Dutzend Haufen des schönsten pimientos (rother Pfeffer). Sie gehörten

einem Marktgärtner, der sie nicht nach Gewicht oder Maaß, sondern en gros unter eben so viel Gärtnerweiber vertheilt hatte, die ihre Zunge mit mehr als gewöhnlicher Fertigkeit zu gebrauchen wußten. Jeder Haufe hatte, glaube ich, denselben Preis — ich glaube, sage ich, denn ich kann mich über diesen Punkt nicht mit Gewißheit aussprechen, da mir, obschon ich mit der spanischen Sprache hinreichend wohl vertraut bin, doch das baskische Idiom eben so unverständlich ist als der übrigen Welt. Der unternehmende Barrow scheint entschieden zu haben, daß die baskischen und balearischen Dialecte Abkömmlinge der tartarischen Sprache sind, und die Verwandtschaft in der sehr eigenthümlichen Grammatik ist auch allerdings höchst auffällig. Mr. Ford, dessen Gelehrsamkeit und Kenntniß von Spanien niemals zu hoch gepriesen werden kann, hat gezeigt, daß die Sprache, welche bis auf den heutigen Tag in den Vascongadas oder baskischen Provinzen gesprochen wird, von welcher Art auch ihr Ursprung sein möge (und er ist ein entschieden orientalischer) die alte iberische Sprache ist, welche in allen Theilen der spanischen Halbinsel gesprochen ward, selbst noch vor der Niederlassung der Phönizier, was sich allerdings auch durch die Namen der Vorgebirge, Berge und Provinzen bestätigt, da an diesen Gegenständen die ursprünglichen Bezeichnungen gewöhnlich am hartnäckigsten festhalten. Ein Franzose, der sich über die Schwierigkeiten der baskischen Sprache vergeblich den Kopf zerbrochen hatte, erklärte ganz kaltblütig, daß die Basken selbst nicht verstünden, was sie sagen — eine ziemlich unverschämte Manier, den gordischen Knoten zu lösen. Ganz gewiß verstanden sich meine schönen Freundinnen auf dem Markt ganz genau, denn ihre blitzenden Augen und ihre geschwungenen Arme scheinen deutlich zu verrathen, daß keine gewöhnliche Elektrizität mit der raschen Bewegung ihrer erstaunlich activen Zungen hinüber und herüber fuhr. Der Streit war jedoch sehr bald vorüber und ohne Einmischung der „Perücken am grünen Tische", denn nachdem sie ihren Herzen vollständig Luft gemacht und auf diese Weise, glaube ich, dem Vorrechte ihres Geschlechts Geltung verschafft hatten, blieb jede bei ihrem Pfefferhaufen sitzen und auf den xantippischen Sturm folgte eine Windstille, die ganz erfrischend war. Die Pfeffervorräthe waren, allem Anschein nach, von der schönsten Qualität und nur der Vorsatz, sehr gepfeffert zu sein, hätte den empfindlichsten Menschen bewegen können, mit irgend einem der zwölf Haufen Streit anzufangen. Ich glaube aber, die Eigenschaft des streitigen Gegenstandes theilte sich den Disputanten mit, denn „womit man umgeht, das hängt einem an."

Die vier Hauptartikel der spanischen Kost in der ganzen Länge und Breite

Bayerische Staatsbibliothek München

der Halbinsel sind Zwiebeln (cebellas), Knoblauch (ajo), Pfeffer (pimentos), und Kichererbsen (garbanzos). Keine Olla ist ohne diese vollständig und sie werden bei jeder Mahlzeit in einer oder der andern Gestalt aufgetragen.

Table d'hôte heute um fünf Uhr. Die Gesellschaft bestand aus einem Munizipalhelden von Bordeaux, einem vornehmen Italiener, einem spanisch geborenen Eleven der Académie de Musique de Paris, der jetzt in San Sebastian Concerte giebt und einem englischen Gentleman und seiner Lady, welche, nachdem sie den Sommer in den französischen Pyrenäen zugebracht, von Bayonne auf ein paar Tage hier herüber gekommen sind, um sagen zu können, daß sie in Spanien gewesen sind und um sich, wie sie selbst erklären, „einen Begriff von dem Lande zu bilden!" Sowohl der Italiener als der Spanier stellten ihnen höflich aber gründlich vor, wie vergeblich es sei, zu glauben, daß sie sich nach einem kurzem Blick in eine Provinz, die so ganz sui generis ist, wie die von Guipuzcoa, eine angemessene Idee von Spanien machen könnten, und widerlegten selbst die Meinung, daß man auch nur die Basken durch einen Aufenthalt von zwei Tagen unter ihnen oberflächlich beurtheilen lernen könne. Aber unsere dickköpfigen Landsleute sind in ihren Entschlüssen nicht so leicht wankend zu machen und demgemäß schon morgen ils reviennent sur ses pas, nachdem sie eine Tour in Spanien gemacht haben! Es sollte mich nicht wundern, wenn sie ein Buch darüber schrieben!

Obschon das Hotel, in welchem ich wohne, das „Hotel Laffitte" heißt und der Wirth ein wirklicher Franzose ist, so ist doch die cuisine und Bedienung durchweg spanisch und kein einziger Diener im ganzen Hause versteht ein Wort französisch. „Saka, pour un hôtel Français!" sagte mein Freund von Bordeaux. Unser Diner war sehr reichlich und für das Land vortrefflich. Wir begannen mit einer ächten Olla, die jedoch nicht ganz auf vorschriftmäßige Weise genossen ward, denn die Suppe ward aus einer Terrine vorgelegt, während die saftigen eßbaren Theile auf einer ungeheuern Schüssel aufgetragen wurden. Diese bestanden aus Rindfleisch, Geflügel und kleinen und sehr mit Knoblauch gewürzten Bratwürsten, die auf einem Gemüsecompot von Kohl, Mohrrüben und garbanzos ruheten, dem durch die Beimischung einiger Schnitten sehr fetten Specks ein öliger Ueberzug mitgetheilt worden. Es giebt Leute, deren Españolismo so heftig ist (und Mr. Ford gehört zu dieser Zahl), daß sie diesem Gericht vor allen jenen schmackhaften Dingen ihrer heimathlichen Küche den Vorzug einräumen. Ich für meinen Theil, da ich einen schwachen Magen und keine straußartigen

Verdauungsorgane habe, muß gestehen, daß mir eine einfachere und weniger bunt durch einander gemischte Küche lieber ist, wenn ich mir auch wegen dieses Geständnisses nochmals den gutmüthigen Zorn des Edinburgh Review zuziehen und in meiner Bewegung eines zarten rumpsteak und einer Pinte Porter „frisch vom Faß“ für unverbesserlich erklärt werden sollte.

Der Gallico-Spanier ließ sich auf ganz besonders höfliche Weise angelegen sein, unserer Landsmännin sowohl den Namen als die Zusammensetzung der Olla zu erklären. Zuerst gab er ihr die richtige Aussprache, ollya, die sie sehr gewandt nachahmte, indem sie das Gericht „oily“ (ölig) nannte und ihrem Gatten zu verstehen gab, daß dieser Name die Eigenschaft dieser Speise völlig gut bezeichne — ein Wortspiel, worüber der letztere trotz aller Mühe, die es ihm kostete, das Original zu verdauen, herzlich lachte.

„Mais, Monsieur,“ fuhr sie in ächtem britischem Französisch fort, „où est *le* soupe *de qui* vous *êtes* parlé?“

„Madame, vous l'avez mangé.“

„On ne dit „manger“ „*de le* soupe,“ versetzte sie, „on dit „boui,„ — je pensais.“

Sie ließ einen herausfordernden Blick des Triumphes um den Tisch herum gehen, aber wir waren alle, ausgenommen, daß vielleicht hier und da ein versteckter Teufel in unsern Augen lauerte, ernsthaft wie Senftöpfe. Ach meine gute Landsmännin, du trugst in der That blos deine Unwissenheit zur Schau! In England sagt man allerdings nicht, daß man die Suppe ißt — aber in Frankreich und Spanien sagen wir es, denn in diesen Ländern wird die Suppe niemals in vollkommen flüssigem Zustande aufgetragem — et voilà toute la différence.

Nachdem wir mit der Olla fertig waren, kamen verschiedene guisados oder spanisches Gedämpftes — das erste von Kalb, das zweite von Schöps, das dritte von Hase — in jedem Pfeffer und Knoblauch, wiewohl in beschränkter Quantität. Von den zwei ersten genoß ich und fand sie so schmackhaft wie sonst, nur ein wenig zäh. Von dem letzteren wandte ich mich mit Abscheu ab. Es ist Allen, die nur einigermaßen in die Geheimnisse der spanischen Küche eingeweiht sind, wohl bekannt, daß bei dieser Art von guisados die Hasen fast stets durch Katzen ersetzt werden. Da ich sonach wußte, daß die Katze eben so gut springt wie der Hase, so hätte ich mir eher einfallen lassen, ein Stück von meiner Großmutter zu essen, als von diesem sehr schwarz aussehenden Compositum. Meine

Landsmännin jedoch, die zu entêtée war, um einen leisen Wink zu verstehen, den ich ihr über die Tafel zuwarf, wollte von Allem kosten, um sich „eine Idee von dem Lande zu bilden“ und eine gewürzte Erzählung von ihrem zweitägigen Ausflug nach Spanien mit nach Hause zu nehmen. Ich hoffe, daß das Kätzchen eben so pikant war, als ohne Zweifel ihre künftigen Geschichten sein werden, denn ich sah sie, o Entsetzen, mit sichtlichem Behagen ein Bein des Thieres abknaupeln, nach welcher Operation sie mit lauter Stimme ausrief:

„Vraimong, je trouvé lé bieng bong!“

Zunächst kam eine schöne graue Barbe, die aber unglücklicherweise beinahe kalt aufgetragen und durch die Sauce fast verdorben ward, in welcher die Hauptingredienz ein sehr starkes Oel war, welches ein verwöhnter Gaumen für ranzig erklären mußte. Die Sauce war über den Fisch gegossen, ehe er auf den Tisch kam und daher: „il n'y avait point de remède.“ Einer während der Badesaison hier verweilenden Familie würde ich den Vorschlag machen, sich ihren Fisch gerade so auftragen zu lassen, wie er aus dem Topf kommt und dann die Sauce selbst hinzuzufügen. Man wird nach einigen Versuchen finden, daß Oel und Weinessig, in mäßiger Quantität, eine sehr angenehme Sauce machen, besonders bei heißer Witterung. Das Dessert war ausgezeichnet und bestand aus einer köstlichen omelette aux confitures, Trauben, Aepfeln, Birnen, Wallnüssen und einer unvergleichlich schönen Melone. Die spanischen und portugiesischen Melonen sind in der That vortrefflich und weit besser, als die allerschönsten des nördlichen Frankreich. In Paris könnte man drei oder vier Francs für die ausgesuchteste Melone auf dem Markt bezahlen und sie wäre immer noch nichts im Vergleich zu dieser, welche ungefähr fünf Sous kostet.

„Ah, quel melon, mon Dieu!“ sagte der Bordelais mit der ganzen Saftigkeit eines bejahrten Epikuräers, „c'est délicieuse, c'est vraiment superbe!“ Wohl zu bemerken, daß die beiden Worte „superbe“ und „magnifique“ die zwei Krücken oder Stelzen der Conversation eines Franzosen sind, ohne welche er ebenso wenig fortkommen kann, als ein Ballon ohne Gas.

Ich bin in meiner Schilderung von San Sebastian etwas ausführlich, weil ich einige meiner Landsleute verlocken möchte, einen Herbst hier zuzubringen, vielleicht das schönste Seebad von der Welt zu genießen und sich an der prachtvollen Umgebung zu ergötzen, denn man kann in ganz bequemer Entfernung eine Menge Ausflüge nach den Pyrenäen machen. Die Reise ist jetzt eine sehr kurze. Ich empfehle Niemandem, sich durch die Ankündigung eines spanischen

Dampfschiffs verlocken zu lassen, welches dann und wann von Havre nach San Sebastian fährt, da Aufenthalt, Schmutz und Unbequemlichkeit sein wahrscheinliches Loos sein würden. Aber die Reise ist sehr leicht pr. Dampf und Eisenbahn über Paris bis Tours zu machen, von da mit der Diligence nach Bordeaux (keine sehr anstrengende Entfernung) und von Bordeaux kommt man mach La Teste — eine Strecke von fünfzehn Lieues — mit der Eisenbahn in weniger als zwei Stunden, von wo man in dem kleinen französischen Dampfschiff in neun Stunden nach San Sebastian hinüberkommt. Ein Platz in der ersten Kajüte kostet nicht mehr als dreißig Francs oder vierundzwanzig Schilling. Dieser Dampfbootdienst ist bis jetzt nur sehr unvollkommen organisirt und die Fahrten nach San Sebastian, die für jeden Dienstag angekündigt werden, finden nicht regelmäßig statt. Man setzt sich auf diese Weise vielleicht einem kleinen Aufenthalt aus, aber Bordeaux ist eine schöne Stadt, in der man sich mittlerweile sehr gut amüsiren kann. Wer aber mehr Lust zu Abenteuern hat, kann nach Bayonne und über die Pyrenäen gehen, wie ich gethan. Für eine Familie wird es jedoch besser sein, wenn sie das Dampfboot erwartet. Die Herren Rothschild, jetzt alleinige Eigenthümer der Eisenbahn nach Teste, werden ohne Zweifel sehr bald einen guten Dampfbootdienst von den nördlichen Häfen Spaniens organisiren, um den Verkehr auf ihrer Eisenbahn zu erhöhen, so daß man später keinen Aufschub mehr zu fürchten hat. Auf diese Weise kann man San Sebastian ganz bequem erreichen und die Ausflüge nach dem Continent, die unsere Landsleute so sehr lieben, um einen sehr schönen vermehren. Ich nehme keinen Anstand, San Sebastian für eine der reizendsten Städte in Spanien oder Frankreich zu erklären.

Der Lebensunterhalt ist hier sehr wohlfeil. Die Leute, die sich **en menage** zusammenfinden, können ungemein billig leben, da dies aber einige Kenntniß der Sprache voraussetzt, so möchte ich die Wanderlust unserer Landsleute nicht darauf beschränken und sie werden natürlich einem Hotel den Vorzug geben. Das bequemste ist das, in welchem ich jetzt logire. Es sind auch noch drei andere da, die **Posada de Sta. Isabel**, der **Parador Real** und ein neuerbautes Hotel außerhalb der Stadtmauern in der Nähe der Seebadzelte, **el Campamento** genannt. Das Letztere ist ein sehr gut eingerichtetes und bequemes Haus mit vielen und geräumigen Ställen. Ich brauche wohl aber kaum zu sagen, daß obschon die Straßen sehr gut und (wie alle spanischen Heerstraßen) macadamisirt sind, der englische Reisende schwerlich seinen Wagen mit hierher bringen wird, da der Zoll

auf alle derartigen Fuhrwerke ein fast prohibitiver ist und beinahe so viel beträgt, als der ganze Kaufpreis. Ein Wagen wäre übrigens in diesen Gegenden eher eine Last, als eine Bequemlichkeit. Ein Miethwagen ist für die Ausflüge am bequemsten, und in und außer der Stadt thut man weit besser, wenn man zu Fuße geht. Zwei oder drei der Sommer- oder Herbstmonate kann man hier sehr angenehm zubringen. Der Strand ist, was das Baden betrifft, einer der herrlichsten in ganz Europa, denn er besteht aus dem schönsten Sand; der Hafen dehnt sich in vollkommner Halbmondform aus und wird durch die Insel Sta. Clara, welche wie ein Wellenbrecher in der Mitte steht, vor der Gewalt der dann und wann wehenden Winde geschützt. Es giebt auf dem Strande einige gut eingerichtete Badehäuser aus Rohr oder Flechtwerk mit Zelttuch bedeckt, weßhalb sie den Namen des **encampamiento** erhalten haben. Ich habe von M. Laffitte, dem Eigenthümer des französischen Hotels, gehört, daß er Leute, die längere Zeit verweilen, für sechs Francs täglich, Kinder ungefähr für halb so viel beköstigt. Auf diese Weise kann man für **35** Schilling wöchentlich ganz bequem an einer sehr guten und sogar reichbesetzten table d'hôte leben und auch besondere Gerichte ohne Knoblauch oder Oel und beinahe ganz nach englischem Geschmack zubereitet bekommen. Wenn man zu Anfang des Juli hierher kommt, so kann man beinahe die ganze spanische Noblesse sehen, indem die Bäder von San Sebastian von der spanischen Hauptstadt während der Monate Juli und August ungeheuren Zulauf haben. Während des gegenwärtigen Sommers wurden in Madrid nicht weniger als **900** Päße nach San Sebastian unterzeichnet und die Zahl der Fremden im Laufe des Sommers betrug zwischen **2000** und **3000**. Die Königin und der Hof kommen ebenfalls während des Sommers häufig hierher und dies wird auch künftig stattfinden. Bei ihrem früheren Besuche wohnte die Königin in dem Hotel Parador Real — einem Hause welches einem Privatmanne gehört und dessen unteres Stockwerk als Hotel benutzt wird, während in den obern Theilen verschiedene Familien wohnen. Mit dieser patriarchalischen Einrichtung ist die spanische Königsfamilie ganz wohl zufrieden und die junge Königin verlängerte im vorigen Jahre ihren Aufenthalt um das Sechs- oder Achtfache der anfänglich bestimmten Dauer. Ruder- und Angelpartieen und Ausflüge auf das Land machten die königlichen Vergnügungen aus, so wie der Besuch der Spiele und Tänze des Landvolks in San Sebastian und der Umgegend, welche Spiele und Tänze unabänderlich jeden Sonn- und Feiertag, nachdem die Messe und andere religiöse Ceremonieen des Tages vorüber sind, statt-

finden. Hier sieht man auch den muntern basischen Tanz Zoreico, mit Begleitung der baskischen Trommel, einer Art Tambourin.

Eine große Anzahl Badegäste sind Grandes und Titulos de Castilla. Die letztere Bezeichnung schließt alle ein, die von Adel sind, und nur die vornehmsten von diesen sind Granden. Die äußere Erscheinung und das Wesen derselben, so wie zahlreiche andere Exemplare des Nationalcharakters aus den verschiedenen Provinzen können hier ganz bequem von denen studirt werden, die sich vor der unvermeidlichen Strapaze einer Reise in das Innere des Landes scheuen. Die baskische Gegend an und für sich ist vom höchsten Interesse, man sieht hier viel sonderbare Gebräuche noch in voller Blüthe und ebenso kann man darauf rechnen, daß jeden Sommer auf der Plaza Nueva ein Stiergefecht gehalten wird.

Fünfzehntes Kapitel.

Baskische Namen. — Glückliche Unwissenheit der spanischen Frauen. — Gang durch die Alamedas (öffentliche Spaziergänge). — Die Mantilla. — Tracht der Bauern und andern Volksklassen. — Contrabandistas; Tabakschmuggelei. — Die Bootmädchen zu San Sebastian. — Ansicht der Festungswerke in der Dämmerung. — Gegenwärtiges Aussehen des Orts, wo die Stürmenden eindrangen. — Thorheit, die Festungswerke noch länger zu unterhalten. — Wie leicht diese Stadt bombardirt werden kann. — Strenge Bestimmungen. — Prachtvolle Aussicht von dem alten Kloster des heiligen Bartholomäus, der Stadt gegenüber. — Neues Amüsement von Seiten meines Bordelais; das Entsetzen eines Franzosen vor dem Dickwerden. — Neue Straßen. — Enthusiastischer Erguß zum Lobe des Claret. — Prachtvolles Panorama des Hafens und der Umgegend.

San Sebastian, 18. September.

Die Namen, die man hier über den Thüren der Kaufläden sieht, sind beinahe alle baskisch und sehen so eigenthümlich aus, als sie klingen: — „Ordoxgoite“; „Minteguiaga“. Der Name des berühmten Carlistenchefs Zumalacarregui gehört derselben Abstammung an. Er war ein Eingeborner dieses Distrikts und ist immer noch ein Held unter den baskischen Bauern, die bis auf diese Stunde größtentheils Carlisten sind. Das Landvolk, und selbst die Mehrzahl der untern Stände zu San Sebastian, sind mit der kastilischen Sprache eben so wenig bekannt, wie die Walliser Bauern mit der englischen. Die Regierung bemüht sich, die spanische Sprache durch Errichtung von Schulen einzuführen, aber das Werk der Assimilation wird, wenn es je zu Stande kommt, nur lang-

sam und schwer vor sich gehen. Auf den Marktplätzen, eben so wie in den Straßen, wird nichts als baskisch geschwatzt. Und doch scheinen selbst die Bauern mit den Schwierigkeiten ihrer Muttersprache nicht unbekannt zu sein. Als ich heute Morgen das kleine schnippische Stubenmädchen ersuchte, ein wenig baskisch zu sprechen, schickte sie einer orientalisch klingenden Redensart in gebrochenem Kastilisch die Anmerkung voraus: „Ah mi Dios, es muy difficil!“

Die Einfalt der spanischen Mädchen in Allem, was menschliche Kenntniß betrifft, ist wahrhaft ergötzlich. Ich trat so eben in einen Laden, der das Ansehen einer Buchhandlung hatte und da ich einige genaue Mittheilungen in Bezug auf die baskischen Provinzen zu erhalten wünschte, so erwähnte ich „Roncesvalles“, um zu erfahren, ob vielleicht ein neuer Abdruck dieser alten Ballade oder andere sich darauf beziehende Werke zu haben seien. Das Ladenmädchen hatte diesen Namen noch gar nicht gehört! Sie rief „Luisa“, vermuthlich eine ältere Schwester oder Cousine, um ihr mit ihrer reiferen Erfahrung beizustehen. Luisa war eben so unwissend. Ich zog meine Reisekarte von Spanien heraus und zeigte, daß der Ort nur wenig Stunden von San Sebastian entfernt sei. Sie schienen sich beide darüber eben so sehr zu freuen, als zu wundern. Es war ihnen etwas ganz Neues.

Gleich darauf nahm das ältere Mädchen eine gelehrte Miene an und sagte: „Ah, ese la Geografia!“ (Ah, das ist Geographie.)

Acht Uhr Abends.

Ich bin so eben von einem Spaziergange außerhalb der Mauern der Stadt zurückgekehrt, deren Bevölkerrng zum größten Theil (wie das in den meisten spanischen Städten stattfindet) auf die verschiedenen Alamedas und Paseos (öffentliche Spaziergänge) herausgeströmt ist, um die Stunden der Abenddämmerung daselbst zu verbringen. Die Damen tragen allgemein die Mantilla, wie überall in Spanien; einige gehen im bloßen Kopfe, ohne irgend welche Bedeckung aus, und ein über dem Busen mit einem Kamme oder einer Schmucknadel befestigter Shawl, wird als eine hinreichende Hülle für die Straße betrachtet. Die Männer sind in europäisches Kostüm gekleidet, natürlich nach spanischer Lesart. Die den untern Volksklassen Angehörenden sehen sehr dürftig aus und viele haben weder eine Jacke noch eine Kopfbedeckung. Die Mütze ist unabänderlich die flache blaue, die Faja oder der so beliebte Gürtel zeigt sich hier und da; die Beinkleider sind wie der Himmel sie sendet, größtentheils aus einem

groben blauen Stoff gearbeitet, faltig und geflickt; die Schuhe sind oft blos eine hänfene, bis an die nackten Zehen reichende Sandale. Dann und wann sieht man auch einen einzelnen Contrabandista, in ächt spanischem Sammthut, schwarzer schaflederner Jacke, Hosen und Kamaschen, die an den Seiten des Beines offen stehen. Der hiesige Ort wird, wie alle andern spanischen Seehäfen zuweilen von den Contrabandisten in geschäftlicher Absicht besucht, und ganz besonders, weil San Sebastian unter den andern baskischen fueros eine Befreiung von der Abgabe auf Tabak genießt, weshalb man ein sehr gewinnbringendes Geschäft daraus macht, diesen Artikel von hier in die andern spanischen Provinzen einzuschmuggeln.

Die Spaziergänge auf den Außenwerken und außerhalb der Mauern sind die angenehmsten in San Sebastian. Die Landenge, welche die Stadt mit dem Festlande verbindet, ist eine Art Gehege, durch welches Fußwege in mannigfacher Richtung hindurchführen. Hier begegnete ich bei dem Einbrechen der Dämmerung einer Menge Spaziergänger aus der Stadt und ging bis zu der hölzernen Brücke über den Urumea, ein altes malerisches Bauwerk, neben welchem ich einige der Bootmädchen von San Sebastian sah, welche hier gegen eine kleine Vergütung die Leute hinüber und herüber fahren, besonders wenn das Wasser so hoch steht, daß die Brücke dadurch isolirt wird. Auch fahren sie, wenn man es verlangt, nach andern Punkten, oder beschäftigen sich mit dem Fischfang im Hafen und rund um die Mündung desselben. Das Kostüm dieser Nymphen ist gleich dem ihrer Schwestern des Bidassoa, aber nicht ganz so elegant als das, welches die muntere Französin, Madame d'Aulnoy, im vorigen Jahrhundert beschreibt. Ihre kurzen Röcke (sayas) sind jedoch gewöhnlich roth und lassen eine etwas kräftige Muskelentwickelung hervorblicken, denn die Beine und Füße sind oft nackt und das Haar, auf welchem sie selten irgend eine Bedeckung tragen, ist wie das aller Frauen hier, beinahe der einzige Theil, auf welchen sie einige Koketterie verwenden. Es ist fast stets schwarz, glänzend, sehr reinlich (wenigstens äußerlich) und sehr sorgfältig in einen oder zwei Zöpfe geflochten, die auf den Rücken hinunterfallen. Die Fülle des schwarzen Haars an den Köpfen junger Spanierinnen ist oft sehr bemerkenswerth. Bei einigen dieser Bootmädchen gingen die Zöpfe fast bis auf's Knie herab. Ihr Teint ist größtentheils hellbraun, heller als der der Mehrzahl der Spanierinnen (es ist dies eine baskische Eigenthümlichkeit), und einige die ich sah, waren sogar blond. Die Sprache, Geberden und das ganze Benehmen dieser Bootmädchen, sowie aller untern

Volksklassen zu San Sebastian, sind in so hohem Grade aufgeweckt und lebhaft, daß ein Fremder leicht auf den irrigen Gedanken kommt, daß sie sich mit einander zanken. Nur höchst selten sprechen sie leise, und sie verstehen sich allerdings auf's Schimpfen so gut, als irgend ein Frauenzimmer in der Welt: ihre Hände werden aber, obschon sie etwas grob und muskulös sind, selten zu etwas Gewaltthätigerem verwendet, als Rudern. Obschon sich an Sonn- und Feiertagen Hunderte von den Stadt- und Landleuten versammeln, so hört man doch fast niemals von Streitigkeiten, und die Basken können mit Recht für ein thätiges, arbeitsames und tugendhaftes Volk erklärt werden.

Als ich wieder in die Stadt kam, hatte ich eine schöne Aussicht auf den Haupt- oder Landtheil der Festungswerke. Es giebt nur zwei Thore, die Puerta de Mar und die Puerta de Tiena. Ein wenig rechts von der letzteren erhebt sich die Bastion des St. Johannes und die Cortine, in welche die größere Bresche gemacht ward, durch welche unsere tapferen Landsleute beim Sturm vorrückten. Sie ist nach der Belagerung noch stärker wieder aufgebaut worden. Ein Paseo oder öffentlicher Spaziergang führt längs dem Platze hin, wo dieses schreckliche Blutbad stattfand, und einige hohe Bäume und bemäntelte **sennoritas**, die kokettirend darunter herumtrippelten, nahmen denselben Platz ein, auf dem vor dreiunddreißig Jahren die Trümmer der Bresche und mancher tapfere Rothrock umhergestreut lagen. Als die Schatten der Nacht sich tiefer herabsenkten, trat ich wieder durch das furchtbare Stadtthor ein, dessen Umgebung mit dem von oben herabdräuenden Geschütz sehr geneigt war, in dem unvollkommenen Lichte den Beschauer mit banger Scheu zu erfüllen.

Die Festungswerke von San Sebastian werden mit ziemlicher Sorgfalt im Stand gehalten und das Reglement einer Festung streng beobachtet. Weshalb dies geschieht, ist nicht so leicht zu errathen, denn mit Ausnahme des Festungshügels **La Mota** besitzt die Stadt keine eigentliche Stärke. Mit Bomben könnte sie in ein paar Stunden zerstört werden, da sie ganz compact zwischen den Mauern liegt. Nicht so ist es mit der Festung **La Mota**, die absolut uneinnehmbar ist, ausgenommen durch Aushungerung. Zu diesem Zweck müßte sie sowohl von der Land- als der Seeseite eingeschlossen werden, was jedoch sehr leicht geschehen könnte. Der Felsen ist sehr steil und der Weg schlängelt sich in unzähligen Krümmungen hinauf, so daß an einen geregelten Truppenmarsch nicht zu denken wäre. Bei der Belagerung im Jahre **1813** hielt sich Rey, der französische Gouverneur, noch neun Tage nach Erstürmung der Stadt, und

ergab sich nicht eher, als bis die Festung ganz von unsern Bomben angefüllt war. Das Reglement eines befestigten Ortes wird in San Sebastian sehr streng beobachtet, und die Thore der Stadt prâcis acht Uhr geschlossen, nach welcher Zeit man unerbittlich bis den nächsten Morgen sechs Uhr herausgesperrt ist. Ich war stets sehr eifrig darauf bedacht, zur rechten Zeit zurückzukommen, denn ich hatte die Annehmlichkeiten des Heraussperrens vor drei Jahren in Gibraltar gekostet, wo die Thore schon gegen sieben Uhr Abend geschlossen werden. Ich war durch den knietiefen Sand ein wenig östlich von Catalan Bay gewatet und das unelastische Material, welches ich zu passiren hatte, verzögerte meine Rückkehr bis ungefähr fünf Minuten nach Abfeuerung der schrecklichen Signalkanone. Ich sah mich genöthigt, die Nacht auf neutralem Boden zuzubringen und hätte an dem Feuer des Wachthauses kampiren müssen, wenn mich nicht die Schildwache sehr höflich nach dem Hause eines spanischen Handelsgärtners gewiesen hätte. Hier verschlief ich die Nacht in einem sehr gefängnißähnlichen Gemach, nachdem ich jedoch ein ziemlich leidliches Abendessen genossen. — In San Sebastian kommt Denen, die auf diese Weise ausgesperrt werden, das neue Hotel außerhalb der Stadtmauern sehr zu statten.

San Sebastian, 19. September.

Ich stand diesen Morgen um sechs Uhr auf und machte einen sehr angenehmen, vorher verabredeten Spaziergang mit meinem Bordelais auf der Straße nach Bayonne, nach der der Stadt gegenüberliegenden Bartholomäushöhe. Als wir an dem Badeplatze vorüber kamen, sahen wir schon mehre dieser schönen und erfrischenden Leibesbewegung Obliegende. Mir ist dieses Vergnügen leider schon seit Jahren versagt, da bei Lungenkrankheiten das Baden leicht gefährlich werden kann. Mein Bordelais gab mir sein inniges Bedauern darüber zu erkennen, daß ich nicht baden dürfe, was er in meiner Gesellschaft sehr gern gethan hätte, und fügte hinzu, daß das Salzwasser von San Sebastian „la plus douce et agréable du monde“ sei. In der That fließt mein zufällig gefundener Freund ganz von Gutmüthigkeit, guter Laune und Gesundheit — um nicht zu sagen von ausgezeichnetem vin de Bordeaux, und dann und wann einem Schlückchen eau-de-vie — über, welche letztere ihm eine sehr rosenfarbene Unterkehle verliehen haben und ihn den größern Theil des Tages hindurch bis in die Nasenspitze hinein erwärmen, während seine übrigen, in das Fach eines

bon-vivant einschlagenden Neigungen seinem Bauche eine Entwickelung gegeben haben, die, wenn auch nicht immer bequem, doch wenigstens gemüthlich ist. Ob er sich nun wirklich unter der Last seines Wanstes nicht behaglich fühlt, oder ob die allen Franzosen eigene Koketterie der wirkliche Beweggrund ist — kurz, er versichert mir, der eigentliche Grund, weshalb er das Bad in San Sebastian zu gebrauchen wünsche, sei, weil ihm viel daran läge, seinen Umfang auf etwas kleinere Verhältnisse zu reduziren. „Ah, monsieur, que je souffre quelquefois de cette obesité croissante!“

Wir umkreis'ten auf unserm Wege den sehr schönen Bogen, den das Wasser am äußersten Ende des Hafens macht, der dadurch, wie mein Begleiter bemerkte, Aehnlichkeit mit dem Hafen von Bordeaux, aber nur im unendlich kleinern Maaßstabe erhält, und gelangten auf die neue Straße, die jetzt gebaut wird und in das Innere des Landes führen soll. Mehr als hundert Arbeiter, Männer und Frauen, sind fortwährend darauf beschäftigt. Blos ein kleiner Theil dicht bei San Sebastian ist bis jetzt vollendet, aber wunderschön macadamisirt. Wir besuchten die zwei Hospitäler, die sich in der Nähe vor der Stadt befinden und von welchen das eine für Civil-, das andere für Militairpersonen bestimmt ist. Sie sind, wie die meisten Dinge dieser Art in Spanien, in sehr großem Maaßstabe angelegt, aber schlecht unterhalten. Sodann passirten wir das neue Hotel, welches sehr groß und mit vortrefflichen Zimmern versehen ist, das Meublement aber ist, wie gewöhnlich in Spanien, etwas dürftig. Gleichwohl wird es so viel Bequemlichkeiten darbieten, als ein vernünftiger Mensch verlangen kann, denn allzuwählerische Leute dürfen nun einmal nicht nach Spanien gehen. Mein Bordelais machte den Weg nach dem Schenktisch ausfindig und stürzte zwei Glas Branntwein mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit hinunter, die mich etwas in Erstaunen setzte. Seine Erklärung war vollkommen genügend; er hatte es von einem meiner Landsleute, einem heftigen Gegner des Pater Matthew, einem Gentleman Namens O'B— gelernt, der vor einiger Zeit in Bordeaux gestorben war und mit dem er auf sehr vertrautem Fuße gestanden hatte. Er sprach von O'B— mit dem größten Entzücken, und schilderte ihn als einen Mann von den gefälligsten Manieren und den seltsamsten Talenten. Sodann stimmte er das Lob des Claret an, denn O'B— war bei einigen Weinbergen betheiligt und wie mein Bordelais hinzufügte, in seinem Vaterlande ein großer Mann, „je ne sais quoi de grand et magnifique“ gewesen. Meine unverbrüchliche Anhänglichkeit an's Wasser, zu der mich mehr meine Gesundheit als meine

Tugend nöthigt, fiel ihm sehr auf, und als er sein zweites Glas hinunterstürzte, redete er mich folgendermaaßen an:

„Oh, que c'est dommage, monsieur, que vous ne pouvez pas boire le vin de Bordeaux! Que c'est délicieux, le véritable vin de Bordeaux — pas cette odieuse composition de Saint-Sebastian, mais le véritable boisson — mon vin de Bordeaux!

Und ein Seufzer rumpelte durch sein ganzes Zwerchfell und hallte durch die Höhlen seiner umfangreichen Brust, bis er ihm zwischen den Lippen herausfuhr, als er daran dachte, wie unglücklich er sei, nicht ein Oxhoft von dem ächten Saft zu besitzen, um sich in seiner Verbannung daran ergötzen zu können. Und seine Unterkehle ward rosiger und seine Nase purpurner, als er sich des Gewächses der Gironde erinnerte.

Wir stiegen den Hügel hinauf und erreichten das verfallene Kloster von St. Bartholomäus, von welchem nur noch das Skelett übrig ist — schauten durch die zerbröckelten äußern Mauern die Kapelle, das Chor und die Kreuzgänge an, sowie den niedrigen viereckigen Glockenthurm, auf welchem die Engländer (nachdem sie vorher ein Detachement Franzosen verjagt, die ihrerseits erst wieder die Mönche hier vertrieben hatten) einige Geschütze aufstellten, die während der Belagerung mit sehr guter Wirkung gegen die Stadt angewendet wurden. Die Position ist eine sehr imposante, und von einer niedrigen Mauer an der Vorderseite hatten wir eine prachtvolle Aussicht auf das ganze Panorama — die Landenge mit dem Fluß und Hafen auf der einen Seite, die beinahe senkrecht dahinter aufsteigende Stadt mit ihrem Felsengebirge — eine Nachbildung von Gibraltar **en miniature** — und die beiden imposanten Anhöhen, **Monte Olio** und **Monte del Yeldo**, mit dem hohen aber jetzt verfallenem Leuchtthurm. Der Hafen sah prächtig aus, — ein vollkommener Spiegel im Sonnenlicht, welches in dieser frühen Stunde nichts Blendendes oder Grelles hatte. Die Luft war in einem Grade rein und balsamisch, der unmöglich zu beschreiben ist. Die Festungskrone von **La Mota** mit ihrem zirkelrundem Gürtel, der Telegraph auf derselben Anhöhe links, die verschiedenen malerischen befestigten Punkte, traten in der klaren Morgenluft schön hervor. Das schmale Wasser des Urumea sah, da jetzt die Zeit der Halbfluth war, aus, wie ein silberner Faden. Die felsige Insel von Santa Clara stand wie ein gigantisches Außenwerk in der Mitte, während Boote und Schiffe in beträchtlicher Anzahl (meistens mit dem Fischfang beschäftigt) die Mündung des Hafens und den entfernten Horizont bedeckten,

und weit hinaus rechts die entfernten Gipfel der Pyrenäen zu sehen waren. Es möchte schwer sein, sich eine schönere Aussicht zu denken. Ich bitte Jeden, der San Sebastian besucht, sich eines Morgens oder Abends diesen Anblick von der niedrigen Mauer vor dem alten Kloster zu San Bartolomeo zu verschaffen und wünsche nur, daß einmal ein geschickter Maler diese Landschaft auf die Leinwand übertragen möchte.

Mein Bordelais verdarb die Romantik der Aussicht etwas, durch einige Bemerkungen, die für einen Franzosen ganz natürlich waren. Er meinte nämlich, die Festung selbst sei niemals durch die Engländer eingenommen worden; die Stadt allerdings, dies sei aber etwas sehr Leichtes gewesen. Ich widersprach ihm nicht — ich nahm mir nicht die Mühe. Der französische Gouverneur ergab sich am neunten Tage, aber mein Begleiter wollte von dieser Thatsache, obschon sie historisch ist, durchaus nichts wissen.

„Ah, monsieur," rief er, „voilà la forteresse que vos compatriotes ont trouvé être impugnable!"

Wir kehrten um die Mauern herum nach der Stadt zurück, und nach einem ausgezeichneten Frühstück an der table d'hôte, wobei es Fisch, Fleisch, Kaffee und Obst in großer Menge gab, nahm ich von meinem Bordelais Abschied. — Ich hatte in ihm ein vortreffliches Exemplar von einem gutmüthigen, angenehmen Franzosen gefunden, der allerdings von Nationalvorurtheilen nicht frei, aber außerordentlich gutherzig war, und von der Milch der bonhomie überfloß. Ich benutzte einen Empfehlungsbrief und stieg nach der Festung von La Mota hinauf. Es wird Niemand, der einige Zeit hier zugebracht hat und mit gebührender Art dem commandirenden General seinen Paß überreicht, große Schwierigkeit finden, diese Erlaubniß zu erhalten. Da aber die Spanier ganz unnöthiger Weise auf die Beaugenscheinigung ihrer befestigten Plätze sehr eifersüchtig sind, so ist es immer besser, wenn man einen Empfehlungsbrief hat. Der Hügel ist so steil, daß es sehr schwierig sein würde, ihn auf andere Weise, als auf Umwegen zu ersteigen, der Pfad schlängelt sich so allmählig herum, daß er selbst für Kranke nicht beschwerlich ist. Obschon es bei dem Zustande meiner Lungen ohne Zweifel eine Unklugheit war, diese Bergfahrt zu unternehmen, so konnte ich doch der Versuchung dazu eben so wenig widerstehen, als vor drei Jahren der ungleich schwierigern Aufgabe, bis auf den höchsten Gipfel des Felsens von Gibraltar hinaufzuklettern. Bei beiden Gelegenheiten ward ich aber durch die schöne Aussicht belohnt. Seewärts schweiften hier meine Augen nach der Bai

von Biscaya und der nach Bordeaux sich hinstreckenden französischen Küste, während landeinwärts von San Sebastian mit seinem schönen Hafen und Fluß zu meinen Füßen, meine Blicke auf einer weiten Fläche der baskischen Provinzen ruhten, bis sie, sich links wendend, an den riesigen Formen von San Marcial und Jaizquibel und den schroffen Spitzen der Pyrenäen in der Ferne hafften blieben.

Sechzehntes Kapitel.

Die große Straße von Bayonne nach Madrid über San Sebastian. — Skizze der vorgeschlagenen neuen Linie. — Topographie des angrenzenden Landes. — Vortrefflichkeit und Menge der Fische. — Das Thal Loyola mit seiner Erinnerung an den Gründer des Ordens der Jesuiten. — Ansehen von San Sebastian seit dem Wiederaufbau. — Die öffentlichen Kirchhöfe; Begräbnisse. — Die verfallenen Mönchsklöster und das noch bestehende Nonnenkloster. — Einfuhr- und Ausfuhrhandel. — Erinnerung an die Dienste der Legion in San Sebastian. — Dolores del Arco; eine einfache Geschichte.

San Sebastian, 19. September.

Die Reize dieses Seehafens sind so mannigfaltig, daß ich mich nicht enthalten kann, noch einige fernere Einzelnheiten in Bezug auf die Stadt und was dazu gehört, zu erzählen, besonders da der Camino Real von Bayonne nach Madrid unmittelbar hierdurch führen und von Anfang des nächsten Jahres an von Urnieta, Erneni und Oyarzun Abschied nehmen wird. Diese wichtige Veränderung, welche künftig alle mit der Diligence und silla correo oder Mallepost Reisende nach San Sebastian führt, macht diese fernern Mittheilungen sehr wesentlich für ein Werk, wie das gegenwärtige, welches neben andern Gegenständen auch ein vollkommenes Reisetagebuch von London nach Lissabon enthalten soll.

Die neue Straße, welche man, wie ich schon oben gesagt, jetzt bei San Sebastian in der Richtung nach Madrid baut, wird sehr bald vollendet sein.

Der Camino Real von Madrid nach Bayonne wird dann über Andoain längs der Bai von Pasages und über Lasarte nach San Sebastian und von da nach Renteria (dessen schöner Hafen nun wahrscheinlich von dem Unrath gereinigt werden wird, der ihn beinahe ganz nutzlos macht) und von Renteria nach Irun führen. Die neue Straße wird vier neue Brücken bekommen, die eine bei Lasarte, **42** Fuß lang, die zweite bei San Sebastian von **440** Fuß, die die gegenwärtige alte hölzerne Brücke von Santa Catalina über den Urumea ersetzen wird; eine dritte bei Renteria von **50** Fuß und eine vierte von **24** Fuß bei Primaut dicht bei den Ventas von Irun. Diese neue Straße hat den Vortheil, nicht blos durch eine so wichtige Stadt wie San Sebastian zu führen, sondern auch die langweiligen Höhen von Oyarzun zu vermeiden, während die Entfernung im Ganzen genommen dieselbe bleibt. Die Diligencen und Malleposten von Bayonne werden auf diese Weise in den Stand gesetzt sein, in Folge der viel ebenern Straße wenigstens zwei Stunden Zeit ersparen und es dem Reisenden möglich werden, ohne abzusteigen, die schöne Aussicht auf die halbmondförmige Bai von San Sebastian, welche von den Spaniern die Coucha genannt wird und die Bai von Pasages zu genießen.

— Der sonderbare Berg, durch welchen San Sebastian in Folge der Lage an seinem Fuße ein so malerisches Aussehen erhält, hieß, obschon er jetzt allgemein als der Monte Orgullo (der stolze Berg) bekannt ist, ursprünglich Urgull, ein baskischer Name. Die Landzunge, welche die Stadt mit dem Festlande verbindet und sich in östlicher Richtung hinzieht, ist **390** varas oder etwas über **400** Yards lang. Durch diese Landzunge hängt San Sebastian mit dem Camino Real nach Madrid und durch die hölzerne Brücke über den Urumea mit La Herra, Pasages, Irun und Frankreich zusammen. Der Hafen und der Fluß Urumea, der die Landzunge umgiebt, sind bei niederm Wasserstande blos eine Kanonenschußweite von einander entfernt und bei voller Fluth ist die Entfernung noch viel unbedeutender, so daß die Stadt dann fast wie eine Insel oder wie eine mitten im Meere schwimmende Festung aussieht, was Denen die von Ernani herkommen, einen reizenden Anblick gewährt. Die Umgegend ist größtentheils ebenfalls sehr angenehm und ziemlich gut angebaut, während sich ringsum auf allen Seiten Berge, Sierras, Hügel und Ebenen zeigen und die Hügel landeinwärts mit Eichen, Wallnuß- und Kastanienbäumen und Strauchwerk begleitet sind. Das schöne Thal Loyola, das nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist, sollte von jedem Reisenden besucht werden,

der ein paar Stunden erübrigen kann. Es giebt hier einige malerische Bauerhäuser und eine hölzerne Brücke über den Urumea, der sich bis nach Astigarraga durch das Thal schlängelt. Von diesem Thal hat die Familie des berühmten Gründers des Jesuitenordens, Ignaz Loyola, ihren Namen. Sein Geburtsort ist das einige Stunden entfernte Azpeitra.

Drei Jahre lang nach der Erstürmung blieb San Sebastian ein Schutthaufen, ward aber im Jahre **1816** nach einem vom Senat von Castilien approbirten gleichförmigen Plane wieder aufgebaut. Die Straßen laufen jetzt größtentheils parallel, „calles hechas á cordel," wie die Spanier es nennen, und die Häuser sind von gleicher Höhe, beinahe von egalem Ansehen und fast alle mit Balkonen versehen. In Folge der Festungswerke sind jedoch die Straßen sehr unangenehm schmal, so daß das Ganze keine sonderliche Wirkung macht.

Das außerhalb der Stadtmauer gelegene barrio (Viertel) von St. Martin enthält das Hospital und die Misericordia, die durch eine besondere Junta verwaltet werden, aber ein ziemlich trostloses Ansehen haben. Die feurige Geißel, welche über die Sadt hinfegte, ließ auch hier ihre Spuren zurück. In diesem selben barrio sind auch die beiden öffentlichen Kirchhöfe, der eine für die Armen, der andere für die Reichen. Der letztere, el campo santo genannt, ist sauber, nett und verdient Lob, der erstere unterscheidet sich nur wenig von einem Hundeloch, in welches die Leiche des Armen ohne weitere Umstände geworfen wird und ist gewöhnlich nicht mehr als anderthalb Fuß tief. Ich sah gestern ein solches Proletarierbegräbniß mit an und kann die Thatsache verbürgen, daß der Leichnam wirklich nicht tiefer eingescharrt ward, als ich hier angegeben habe. Ueberhaupt tritt in Spanien die Mißachtung für Menschenleben und Tod oft auf's Grellste an's Licht. Es ist ein Glück, daß diese Kirchhöfe in der Nähe des Meeres liegen und daher keinen Mangel an frischer Luft leiden.

Hier wie in ganz Spanien kann man die Lage sehen, in welche die Klöster versetzt sind, seitdem Mendizabal im Jahre **1836** den Blitz seines Aufhebungsdecrets schleuderte. Schrecklich ist die Masse menschlichen Leidens, die in diesem Zwischenraum von zehn Jahren daraus hervorgegangen ist. Die Mönchsklöster wurden gänzlich aufgehoben; die Nonnenklöster, blieben und sollten nach und nach eingezogen werden. Innerhalb der Mauern von San Sebastian gab es drei Klöster, zwei für Mönche und eins für Nonnen. Die zwei ersten

sind seit zehn Jahren geschlossen, das letztere besteht noch, aber die Zahl der Nonnen hat sich um etwas vermindert. Den aus ihren Klöstern gewiesenen Mönchen (Frailes exclaustrados) wurden von dem Staat hinreichende Subsistenzmittel versprochen, aber sie müssen sich jetzt, Dank einer treulosen Regierung und einem unruhigen Volke, größtentheils von Almosen ernähren und dasselbe gilt auch von den Monjas oder Nonnen.

Die Einwohner von San Sebastian beschäftigen sich der Mehrzahl nach mit irgend einer Art Handel. Der Einfuhrhandel besteht aus generos de ultramas, wie zum Beispiel Zucker, Kakao, Kaffee und Tabak aus den spanischen Kolonien zum Verkauf in Guipuzcoa und dem District der Pyrenäen. Auch einige den englischen und französischen nachgeahmte Fabriken sind hier anzutreffen, so wie auch eine sehr große Cigarrenmanufactur. Der Ausfuhrhandel ist sehr gering, denn er beschränkt sich hauptsächlich auf Eisen in rohem Zustande, von verschiedenen Sorten und auf Schmiedeeisen aus den Hammerwerken in der Provinz Guipuzcoa. Außerdem besteht aber auch der Schmuggelhandel hauptsächlich mit Cigarren. Die „arancales vigentes“ oder der bestehende Tarif, der beinahe jede Art von Einfuhr verbietet, ausgenommen aus den wenigen spanischen Colonieen, übt einen lähmenden Einfluß auf den Exporthandel aus und der schöne Hafen ist wie der von Cadix nicht todt, aber schläft, obschon er sehr geräumig ist und an der Mündung hinreichendes Wasser zum Einlaß der größten Kriegsschiffe hat.

In dem militairischen Reisenden werden durch den Besuch von San Sebastian auch noch andere Erinnerungen erweckt werden, als die in Bezug auf die Belagerung von **1813**, und ich kann ihn nicht besser führen, als wenn ich ihn vor jenes Kloster von St. Bartholomäus stelle, von welchem man, wie ich schon oben gesagt, eine so prachtvolle Aussicht genießt. Das Kloster kam im Jahre **1836** in den Besitz des Don Carlos und ward in ein Fort verwandelt, zu dem Zweck, die Stadt während der Belagerung dieses Jahres zu beschießen, und mit dem benachbarten Misericordia und einigen andern Punkten nahm man dieselbe Procedur vor. Die Garnison machte am **10.** Februar einen Ausfall und überwältigte und zerstreute die Streitmacht der Carlisten, so daß sie wieder in den Besitz von St. Bartholomäus und der andern befestigten Punkte gelangte. Am **6.** Mai wurden die Carlisten vor dieser Stadt mit einem Verlust von **300** Mann abermals geschlagen; am **6.** Juni desselben Jahres wurden die Linien der Christinos von zehn carlistischen Bataillonen

mit zwei Stücken Geschütz angegriffen — ein Angriff, der kräftig und siegreich zurückgeschlagen ward und wobei die Carlisten gegen **1000** Mann an Todten und Verwundeten einbüßten, während die Constitutionellen nur **200** Todte und Verwundete zählten, und zuletzt ward die Stadt am **13.** December desselben Jahres gegen einen Angriff der Carlisten durch die Legion unter dem Oberst Arbuthnot auf's Tapferste vertheidigt.

Ehe ich von San Sebastian Abschied nehme, muß ich noch eine einfache aber rührende Geschichte erzählen, die sich vor kurzer Zeit hier ereignete.

Dolores del Arco war ein Waisenmädchen von siebenzehn Jahren, die durch ihre Arbeit einen Bruder von noch zarterm Alter ernährte. Diese interessanten Kinder waren sehr gut erzogen, aber die Hand Gottes hatte sie einige Jahre vor der Zeit dieser einfachen Geschichte allein in der Welt gelassen, indem ihre beiden Eltern nach kurzer Krankheit durch den Tod hinweggerafft wurden.

Dolores war durch ihre besorgte Mutter in den nützlichen Künsten des Lebens unterrichtet worden und hatte auch die castilische Sprache gelernt, die sie eben so gut verstand, als die baskische. Mit ihrer Nadel verdiente sie die Mittel zum Lebensunterhalt, ihre Hände bereiteten das kleine Mahl und besorgten den kleinen Haushalt. Sie bewohnten die Quaquizami oder Dachstube eines kleinen Hauses in dem Viertel in der Stadt, welches dem Hafenthor zunächst liegt, weshalb man ihr den Beinamen del Arco gegeben hatte, und hier nahm Dolores so viel Nähereien an, als sie bekommen konnte, mit Einschluß häuslicher Wäsche, der einfachsten Theile des weiblichen Anzugs und Männerhemden. Ihr kleiner Bruder Manuel, ein Knabe von vierzehn Jahren, trug die Arbeit, wenn sie fertig war, zu den Kunden, und bat, wenn sie nichts mehr zu thun hatte, um mehr. Das interessante Aussehen Manuels sowohl als seiner Schwester erwarb ihnen viel Kunden und wenn bei dem Ave Maria oder zur Stunde des Sonnenuntergangs Dolores an dem offenen Fenster ihre Guitarre stimmte und sie mit weicher, klarer Stimme begleitete, da gab es in ganz San Sebastian keine leichteren und fröhlicheren Herzen, als das ihre und Manuels. An Sonntagen begaben sie sich auch oft nach Lasarte oder dem Thal Loyola, um zu dem Klange des pandéro und der Guitarre den zorzico zu tanzen.

Aber es ist eine bittere und böse Welt, in der wir leben, und es giebt gewisse rastlose Dämonen in der Gestalt menschlicher Leidenschaften, deren

Thätigkeit die himmlischsten Geschöpfe mit allen jenen Schmerzen und Qualen erfüllt, als deren Urheber man gewöhnlich den Teufel nennt. Der untere Theil eines ungefähr zwanzig Thüren von dem, in welchem Dolores und Manuel wohnten, entfernten Hauses war im Besitz einer Familie Namens Sanchez, welche eine tienda oder einen kleinen Kramladen hielt, wo die Waisen gewöhnlich ihren Bedarf einkauften und zuweilen mit Näherei dafür bezahlten. Sanchez war ein gutmüthiger, freundlicher Mann, der ein artiges Benehmen mit einem hübschen Aeußeren verband, seine Gattin Catalina Sanchez im Gegentheil war von unfreundlichem, düsterem Charakter und furchtbar zur Eifersucht geneigt. Die hellen Augen und das hübsche Gesicht der Dolores hatten schon während der nothwendigen Besuche des fleißigen Mädchens in der tienda ihren Neid und grundlosen Widerwillen erregt und einige gutlaunige Scherze und freundliche, aber völlig harmlose Gespräche zwischen dem Ehemann und dem Mädchen, wobei die letztere die Bescheidenheit, die ihrem Geschlecht und ihren Jahren geziemte, nie aus den Augen setzte, dienten dazu, das rachsüchtige Herz Catalinens mit der grimmigsten Eifersucht zu erfüllen. Ihr unfreundlicher, düsterer Charakter trug, wenn sie über dem ihr vermeintlich widerfahrenden Unrecht brütete, der verborgenen Flamme, welche mit ächt südlicher Wuth in ihr tobte, frische Nahrung zu und war nahe daran, sie zu verzehren, als sie einen ganz eigenthümlichen Plan zur Rache entwarf und ausführte.

Ein unbekannter Bote gäb eines Abends in der tienda ein Packet ab, in welchem sich ein Stück feine Leinwand befand, mit dem mündlichen Auftrag, daß Dolores daraus Hemden für den Capitain eines sardinischen Schiffes machen solle, welches im Hafen lag. Der Wind war damals ungünstig und es ließ sich erwarten, daß das Schiff einige Zeit aufgehalten werden würde. Die Leinwand und die Bestellung wurde gehörig an Dolores abgegeben. Zwei Tage darauf erhob sich plötzlich ein frischer und günstiger Wind, den der Capitain gern benutzen wollte, und nachdem er seine ganze Ladung eingenommen und alle Anstalten zur Reise getroffen, segelte er ohne Verzug ab, nachdem er nochmals durch einen seiner Matrosen mündlich Botschaft geschickt hatte, daß er die Hemden mitnehmen würde, wenn er wiederkäme und daß dieselben mittlerweile fertig gemacht werden möchten.

Diesen Auftrag richtete aber Catalina Sanchez nicht aus, sondern begab sich in dem Augenblick, nachdem das Schiff abgesegelt war, mit vor teuflischer

Freude blitzenden Augen nach dem Consistorio und erstattete Anzeige, daß sie von Dolores del Arco um ein Stück werthvolle Leinwand bestohlen worden, oder daß sie das Mädchen wenigstens in starkem Verdacht habe, da sie kürzlich in ihrem Hause mit Näherei beschäftigt gewesen und Niemand anders der Dieb sein könne! Selbst die Polizei wollte wegen des guten Rufs, in welchem Dolores allgemein stand, nicht sogleich auf die Sache eingehen, mußte aber doch endlich nachgeben und in Dolores' Wohnung Nachsuchung anstellen. Der Plan war zu schlau und mit zu höllischer Bosheit ersonnen, um fehlzuschlagen; die Leinwand ward gefunden und man sah sogleich, daß sie von weit höherem Werth war, als Jemand einer so armen Person anvertrauen würde. Die Antworten, die Dolores auf die Fragen der Polizeibeamten gab, waren unbestimmt und verworren. Sie wußte weder den Namen des Kapitains, noch den Namen des Schiffs, noch ob das Schiff oder er noch in San Sebastian sei. Sie wußte auch nicht den Namen des Boten, noch wie er ausgesehen oder wenn sie die Hemden fertig haben oder was sie dafür Macherlohn bekommen solle. Kurz, sie sagte keine Lüge, aber erröthete bei der Beschuldigung, was ihr als Bewußtsein von Schuld ausgelegt ward. Man schenkte ihrer Aussage keinen Glauben und sie ward verhaftet. Catalina Sanchez beschwur ihr Eigenthumsrecht an der Leinwand und machte triumphirend auf die geheimen Kennzeichen aufmerksam, die sie schon vorher den Beamten angegeben hatte. Dolores, die ganz bestürzt und mit der Welt unbekannt war, sagte nichts, sondern brach in eine Fluth von Thränen aus, als diese geheimen Kennzeichen aufgefunden wurden, von denen sie nichts wußte und die sie in der That nicht bemerkt hatte. Wie manches unschuldige Mädchen vor ihr, war sie verblüfft. Man erklärte sie ohne Weiteres für schuldig und sie wurde in das Stadtgefängniß gebracht. Ihr Bruder schrie und brüllte wie ein Wahnsinniger und bat die Offizianten, ihm zu erlauben, die Gefangenschaft seiner Schwester zu theilen. Aber vergebens. Es lag keine Anklage gegen ihn vor und das Gesetz mußte seinen unerbittlichen Weg gehen.

Der arme kleine Manuel wußte nicht, was er in seiner Verzweiflung thun sollte.

Am nächsten Tage, als der Schließer in das düstere Loch des Stadtgefängnisses trat, in welches Dolores am Abend vorher geworfen worden, fand er die Leiche des unglücklichen Mädchens an dem eisernen Gitter des Fensters hängen. Sie hatte das Tuch, welches sie, wie die Mehrzahl der Frauen zu

San Sebastian, um den Kopf trug, benutzt, um sich damit den Tod zu geben.

Mit der Spitze einer Stecknadel hatte sie neben dem Fenster auf die Wand die Worte gekratzt: „Gott und die heilige Jungfrau wissen, daß ich unschuldig bin, aber mein Herz ist gebrochen — ich bin die Tochter eines braven Soldaten und kann seine Schande nicht überleben."

Diese letzten eindringlichen Worte einer Sterbenden bewogen Viele, der Sache etwas genauer nachzuforschen, und der Gatte der Catalina Sanchez erstattete bei der Municipalbehörde eine Anzeige, welche die Glaubwürdigkeit der Aussage seiner Frau sehr erschütterte. Sie ward vor den **Juez de Primera Instancia** geladen und genau befragt, beharrte aber bei ihrer ersten Angabe. Schon stand man auf dem Punkte, sie zu entlassen, als ein Mann vortrat und ihr in's Gesicht sagte, daß sie einen Meineid begangen habe. Es war der Bote, den der Kapitain mit dem Packet, welches die Leinwand enthielt, abgesendet hatte und der noch ein Stück von dem Papier wieder erkannte, in welches sie gewickelt gewesen. Catalina Sanchez büßte ihr Verbrechen im Gefängniß, ihr mit Recht entrüsteter Gatte wollte nie wieder etwas von ihr wissen und der arme, kleine, dreifach verwais'te Manuel, der so früh Vater, Mutter und Schwester verloren, fand in dem guten Sanchez einen Beschützer und in dessen **tienda** eine neue Heimath und Beschäftigung.

Siebzehntes Kapitel.

Reise von San Sebastian nach Tolosa. — Die neue sehr gut macadamisirte Straße. — Kostüm des baskischen Landvolkes. — Einfache Lebensweise. — Allgemeine Erscheinung des Volkes und seiner Wohnungen. — Die fueros. — Befreiung von der Abgabe auf Tabak. — Diese Provinzen das Paradies der Raucher. — Das Geheimniß der Unpopularität Espartero's bei den Basken. — Andoain. — Villabona. — Erzeugnisse der Umgegend und die in diesen beiden Städten geborenen Notabilitäten. — Ueberblick über die baskischen Provinzen im Allgemeinen. — Der Carlismus des Landvolkes ist die Folge der Aufhebung ihrer fueros. — Der schwarze Prinz wird um die Herrschaft von Biscaya beschwindelt. — „Christianos viejos y rancios." — Charakter des Volkes. — Stand des Ackerbaues. — Musik und Tanz. — Sprache. — Der Eingang nach Tolosa.

Tolosa, 19. September.

Ich nahm um 1 Uhr von San Sebastian Abschied und fuhr mit der Diligence hierher. Diese Diligence ist eine sehr kleine, von fünf Maulthieren gezogene, und das Passagiergeld ein sehr billiges. Die Entfernung von San Sebastian bis hierher betrug nur vier Stunden, indem die alte Straße, welche durch Ernani führte, durch Eröffnung einer neuen, um eine halbe Stunde abgekürzt worden ist. Diese neue Straße, die durchweg sehr gut macadamisirt ist, führt durch eine sehr angenehme, waldige, gut bewässerte Gegend, wo sich der rohe Geschäftsfleiß der ackerbautreibenden baskischen Bevölkerung in einer Reihe von Korn- und Maisfeldern zeigt. Diese, nebst einer Anzahl Obstgärten, machen die ganze Kultur aus. Die Aepfel werden größtentheils zur Ciderfabri-

kation verwendet. Die Melonen und die besten Aepfelsorten kommen auf den Markt zum Verkauf. Der Mais und die schlechteren Obstarten bilden die einfache Kost der Bauern. Die Provinz heißt Guipuzcoa, die nordöstlichste der drei baskischen Provinzen. Das Kostüm des Landvolkes weicht von dem, welches ich als das der untern Klassen zu San Sebastian beschrieb, nur wenig ab. Es ist in der Regel ein sehr dürftiges und die Männer tragen größtentheils flache blaue Mützen und weite, nicht sehr schöne Beinkleider und hier und da die Faja. — Die Frauen binden ein buntes Tuch um den Kopf oder gehen auch baarhauptig, während das Haar in Zöpfen den Rücken herabfällt. Die Einwohner leben größtentheils in Städten und Dörfen. Die wenigen Häuser, an denen ich auf der Straße vorüber kam, waren sehr plump aus Stein, Holz und Lehm erbaut, und gewöhnlich auf der Vorderseite mit einem Weinspalier geschmückt. Die beiden Giebelseiten waren niemals ganz zugesetzt, sondern oben offen, um den oberen Theil des Hauses zu erleuchten. Dieser Distrikt ist gu bebaut und die Straße führt durch einige malerische und reizende Thäler, mi hindurch fließenden Bächen, die, wie es schien, für den Angler höchst einladew waren, und Wälder von Zweigeichen mit Ulmen und Kastanien untermischt. Die bemerkenswerthen Städte, durch welche die Straße führt, sind Andoin, mit sehr befestigten Anhöhen und Villabona, von welchen jede ihre kleine „Plaza" oder Markt hat, sowie ein paar Kirchen, die jedoch nichts weiter Bemerkenswerthes darbieten.

Die wohlbekannten **fueros** der baskischen Provinzen haben in den letzten Jahren mehre Wechselfälle erfahren. Sie wurden von Espartero aufgehoben, größtentheils aber unter der Regierung Narvaez wieder hergestellt. Die, welche jetzt noch in voller Kraft bestehen, sind Befreiung von aller Bezahlung von Abgaben auf Stempel, Seidenwaaren und Tabak. Dieser Distrikt kann daher als das Paradies der Raucher betrachtet werden. Man raucht in San Sebastian sehr gute Cigarren für weniger als einen halben Penny das Stück, wenn man sie nämlich in größeren Quantitäten kauft. Es leben hier eine bedeutende Anzahl Cigarrenmacher, sowie auch in Villabona, die natürlich hier mit großem Vortheil arbeiten, indem sie vortrefflichen Tabak aus den spanischen Kolonieen in Cuba und den Philippinen, zu den wohlfeilsten Preisen einführen und keinen Heller Steuer dafür bezahlen. Die Folge ist, daß das Rauchen, ein in Spanien überall herrschendes Laster, hier auf fast spaßhafte Weise übertrieben wird. Die zeitweilig hier wohnenden **aficionados** machen den Tabak zu ihrer Speise,

ihrem Getränk, ihrer Wäsche und Wohnung. Sie legen die Cigarre niemals aus dem Munde, und drei Dutzend täglich, ist die gewöhnlichste Quantität. Mon Bordelais blies seine Wolke zu allen Stunden des Tages und befeuchtete sie regelmäßig mit dem petit verre.

Das Geheimniß von Espartero's größerer Impopularität unter den Basken, als in irgend einem anderen Theile von Spanien, ist, daß er die Keckheit hatte, diese fueros aufzuheben. Seine Soldaten sprengten überdies nach der Convention von Bergara die Eiche von Guernica in die Luft, welche eine Rolle in Wordsworths Sonnet spielt, und die schon früher in dem Halbinselkrieg von den Franzosen umgehauen, von unseren Landsleuten aber wieder gepflanzt worden war.

Kurz nach vier Uhr kamen wir in Tolosa an.

Die Straße läßt links Ernani liegen — denkwürdig wegen des Unglückes, welches die Legion hier mehr als ein Mal hatte und wovon der Grund darin lag, daß die spanischen Alliirten verfehlten, ihnen den versprochenen Sukkurs zu bringen — und führt nach

Andoain, einer betriebsamen Stadt von **1430** Einwohnern, etwa zwei Stunden von San Sebastian entfernt. Sie liegt auf einem hohen unterbrochenen Terrain, an dem Ufer des kleinen Flusses Oria, in welchem es eine Menge Forellen giebt. So klein diese Stadt auch ist, so hat sie doch ihr Ayuntamiento oder Municipalbehörde. Dies ist der Punkt, auf welchem die Straße von San Sebastian in die große Hauptstraße von Bayonne nach Madrid einmündet. In Andoain befinden sich die parada oder das Anhalthaus der silla-correo oder Mallepost von Frankreich, wo die Maulthiere gewechselt werden und wo man eine schnelle Mahlzeit zu sich nehmen kann. Die Kirche ist einen Besuch werth, denn das Innere ist sehr geräumig und größtentheils von Jaspis erbaut und enthält eine Menge sonderbar bemalter hölzerner Heiligenbilder. Es ist in dieser Stadt auch eine Eisengießerei, und die Umgegend erzeugt in ziemlicher Fülle Korn, Mais, Kastanien, aluvias (eine weiße Bohne), Rüben und Flachs. Andoain ist der Geburtsort des Jesuiten Larramenti, Verfasser des dreifachen Wörterbuches über die lateinische, spanische und baskische Sprache.

Die Straße führt, nachdem sie die Stadt verlassen hat, mittelst einer hübschen steinernen Brücke von zwei Bogen über den Fluß Leizaraun, und dann weiter durch eine angenehme Gegend mit einigen Häusergruppen zu beiden Seiten bis sie

Villabona erreicht, was nur eine Stunde von der vorgenannten Stadt entfernt und in einer Ebene nahe am Rande des Flusses Oria gelegen ist. Die Stadt enthält 980 Einwohner, mit Einschluß des benachbarten Amasa und der Vorstadt, und hat zwei Kirchen, außer einer nur in Spanien gewöhnlichen eremitas — kleiner Kapellen, die auf Plätzen errichtet sind, wo im Geruche der Heiligkeit stehende Personen gewohnt haben. Die Einwohner üben ihren Gewerbsfleiß in der Verfertigung von Ankern für Schiffe aller Größen, und ebenso befinden sich hier zwei Eisenhämmer, eine Nagelfabrik u. s. w. Diese Stadt ist ein gutes Muster des Gewerbfleißes des baskischen Volkes, von welchem ein großer Theil gleich ihren Nachbarn in Asturien unablässig mit der Verarbeitung des Eisens beschäftigt ist, an welchem ihre Gebirge so großen Ueberfluß haben. Villabona ist der Geburtsort des Fray Diego de San Pedro e Ibarra, Beichtvater Carls V., von welchem er die Erlaubniß auswirkte, daß diese Stadt sich eine villa oder Stadt nennen durfte.

Der umliegende Distrikt erzeugt dieselben Produkte, die ich oben bei Andoain aufführte, und ich gewahrte hier und da im Vorüberfahren auf den Feldern die baskischen Frauen und Kinder auf das Eifrigste beschäftigt, während die erwachsenen Männer dieses fleißigen Volkes mit der noch schwerern Eisenarbeit ihr Brot verdienen.

Diese Provinz Guipuzcoa ist die kleinste der drei Vascongadas, aber sie ist am dichtesten bevölkert und zählt 4000 Einwohner auf die Quadratmeile. Diese Menschen sind noch dasselbe rauhe Geschlecht, das sie im Alterthume waren, unbezähmbar gegen alle Unterdrücker, aber friedfertig und fleißig in gewöhnlichen Zeiten. Die repräsentative Regierungsform ist unter ihnen sehr alt, und die drei Provinzen halten — was in Spanien ein Wunder ist — fest zusammen. Das Band, welches sie vereint, sind die Fueros, auf deren Aufrechterhaltung sie eifrigst bedacht sind und ihr Bündniß wird auf sehr angemessene Weise durch das Nationalsymbol dargestellt, welches drei in einander gefügte Hände zeigt.

Die Könige von Spanien sind nur „Sennores" von Biscaya und haben bei ihrer Thronbesteigung stets zu beschwören, die Fueros aufrecht zu erhalten. Die Fueros sind oft bedroht worden, wurden aber niemals positiv angegriffen, als bis unmittelbar nach dem Tode Ferdinand VII., wo die Regierung der Königin Christine sie aufhob. Die Folge war, daß die Basken für Don Carlos zu den Waffen griffen, und der größte Theil der Bauern ist noch bis auf den heutigen Tag carlistisch gesinnt. Die Regierung fand es daher auch nothwen-

dig, im Jahre 1844 einen Theil dieser von Espartero aufgehobenen Fueros wieder zu verleihen.

Es wird für den englischen Leser interessant sein zu erfahren, daß die Herrschaft von Biscaya im vierzehnten Jahrhundert durch Peter den Grausamen an unseren schwarzen Prinzen, für die in der Schlacht bei Navarrete geleisteten Dienste abgetreten ward. Mit großer charakteristischer Treulosigkeit schickte jedoch Peter im Geheimen die Instruktion ab, dem Prinzen nicht Besitz nehmen zu lassen, und der Lohn britischer Einmischung und Verschwendung von Blut und Gold war auf der Halbinsel schon damals so unfruchtbar, als er es noch heut zu Tage ist.

Die Eingeborenen dieser Provinzen halten sich Alle für adelig und nennen sich par exellence die „Christianos viejos y rancios", wovon das letztere Wort buchstäblich sehr alt oder „ranzig" bedeutet. Es ist ihr Stolz, keine Beimischung von jüdischem oder maurischem Blut zu haben. Ihre Gesichtsfarbe ist größtentheils weißer, als die der übrigen Spanier — ein Resultat, welches größtentheils dem siegreichen Einfall der Normannen im neunten Jahrhundert zuzuschreiben ist. Die Sitten dieses Volkes sind, im Vergleiche mit denen des übrigen Spaniens, roh. Die Basken sind zu eigenwillig, um gute Soldaten abzugeben, aber ihr Muth ist unläugbar und sie sind daher vorzügliche Guerilleros. Das Land ist glücklicher Weise in eine Menge kleiner Freigüter getheilt, aber der Ackerbau ist noch bedeutend zurück, und fast noch dem der Urzeit ähnlich, so daß die weibliche Bevölkerung mit der Feldarbeit ungeheuere Mühe hat. Die Häuser sind beinahe eben so alterthümlich, als der Ackerbau, aber es findet sich doch hier weit weniger Schmutz und Elend, als in den von Lehm erbauten Hütten beider Castilien, die Hügel sind grün und oft schön mit Eichen und Kastanien bewachsen, während in Castilien ungeheuere Landstrecken von der Sonne ganz versengt und verkalkt sind. Die baskischen Provinzen sind der einzige Theil von Spanien, wo man eine dichtere Bevölkerung und die Nothwendigkeit fortgesetzter Arbeit antrifft — Dinge, die man in dem ganzen übrigen Theil der Halbinsel so wenig kennt, als man Geschmack daran findet. Mais, Kartoffeln, Kastanien, Milch, Käse und Aepfel sind die Nahrungsmittel dieses Volkes. Die Kastanien werden von hier auch in beträchtlichen Quantitäten nach England ausgeführt. Die Tracht der Bäuerinnen habe ich schon beschrieben und ebenso das gewöhnliche Kostüm der Männer. Die platte blaue Mütze ist fast allgemein. In einigen Distrikten, namentlich im Winter, tragen sie auch Hüte, die

aber durchaus nicht maleriſch, ſondern plump geformt ſind. Die Männer gehen oft längere Zeit unraſirt einher, und ſind im Allgemeinen in Bezug auf das Koſtüm weit gleichgiltiger, als die Mehrzahl der Spanier.

Schuhe trägt man wenig, ſondern giebt bei trockenem Wetter hänfenen Sandalen (alpargatas) den Vorzug, welche den größten Theil des Fußes blos laſſen und nur die Zehen bedecken. Dieſe Sandalen habe ich beinahe in ganz Spanien angetroffen. Bei naſſer Witterung trägt man einen ſehr plumpen Schuh, abarcas genannt, der aus ungegerbten, locker mit Riemen zuſammengebundenen Fellen beſteht und zuweilen, aber ſelten hölzernen Schuhen, madrennas genannt. Wenn es regnet, ſo bedecken die Frauen den Kopf mit einer Kapuze. Ihre Beluſtigungen beſtehen größtentheils an Sonn- und Feiertagen, im Tanze nach dem Klange ihrer eigenthümlichen muſikaliſchen Inſtrumente, die aus der baskiſchen Trommel oder pandéro, der Gaita, oder dem Dudelſack, einfachen Flöten und einem Flageolet beſtehen, welches ſie silbato nennen. Ihre Tänze ſind ebenfalls ſehr eigenthümlich; der Zorzico, an welchem acht Tänzer Theil nehmen, iſt eine ſehr lebhafte hüpfende Bewegung und die Espata-Danca, eine ſehr verwickelte kriegeriſche Evolution, bei welcher die Männer ihre Knüppel ſchwingen. Dieſe Tänze, die man oft auf den Höhen ausführt, werden durch ein Konzert der zahlreichen, alterthümlichen muſikaliſchen Inſtrumente begleitet, bei welchen mehr von Lärm die Rede ſein kann, als von Harmonie. Die Sprache iſt für das europäiſche Ohr eben ſo rauh, als die Spiele des Volkes. Es iſt ein wohlbekanntes Sprichwort im übrigen Spanien, daß der Baske „Salomon" ſchreibt und es „Nebukadnezar" ausſpricht. Borrow in ſeiner „Bibel" in Spanien" ſcheint ziemlich dargethan zu haben, daß die baskiſche Mutterſprache mit der der Tartaren beinahe identiſch iſt. Große Verwandtſchaft beſteht unzweifelhaft.

Die Straße von Villabona führt durch das kleine Iraura, wo eine Eiſengießerei iſt und dann weiterhin bei einer einſamen ermita vorbei, bis man nach ungefähr einer Stunde die nächſte Umgebung von Tolosa erreicht. Hier kamen wir an zwei rechts an der Straße gelegenen Fabriken vorüber. Die erſte iſt eine Kupferſchmiede, die zweite eine Papiermühle. Die letztere iſt ſehr groß und in einem ſchönen Gebäude angebracht, und auch mit einer Dampfmaſchine verſehen, welche in Gang geſetzt wird, wenn Waſſermangel eintritt. Die Stadt liegt wunderſchön an den Flüſſen Oria und Arages, durch welche ſie auf beiden Seiten beſpült wird. weshalb ſie ſich vorzüglich zur Anlegung von Fabriken

eignet. Links kamen wir an der Casa de Misericordia oder dem Hospital und dem neuen Kirchhof vorüber und fuhren über eine sehr schöne steinerne Brücke über den Oria nach Tolosa hin. Die Entfernung von San Sebastian beträgt blos vier und eine halbe Stunde, aber da es während des letzten Theiles der Reise geregnet hatte, und jetzt fünf Uhr vorüber war, so freute ich mich, einen der beiden verräucherten Gasthöfe, der **Parador de las Diligencias generales** genannt, erreicht zu haben und mein Mittagsmahl bestellen zu können.

Achtzehntes Kapitel.

Ein hungriger Franzose. — Der Teufel unter den Kellnerinnen. — Ein spanischer Parodor und seine Muchachas. — Essen por vinganza. — Politische Ansichten eines französischen Musterreiters. — Der Popanz der Repeal. — Louis Philipp und die Königin Victoria. — Der Pariser Jokeiclub und die Wettrennen auf dem Champ de Mars. — Der Schneider und der Bandit in den Cevennen. —

Tolosa, 19. September.

Der Anblick eines hungrigen Franzosen ist in einer spanischen Posada sehr tröstlich für einen Mann, der ebenfalls auf das Essen wartet. Ich war so glücklich, ein solches Individuum in dem Gasthause zu Tolosa anzutreffen — einen Commis voyageur, wie ich gleich darauf bemerkte, der mit den Sitten des Landes ziemlich vertraut war, und eine leidliche Mahlzeit mit einer so vollendeten Dreistigkeit herauszupressen wußte, daß ich darüber eben so viel Spaß als Erstaunen empfand. Mit der patriarchalischen Einfachheit des hiesigen Landes, ließ man uns zusammen an Einen Tisch setzen, ohne uns erst zu fragen, ob uns dies genehm sein, und da der junge Mann (denn ein solcher war es), den ich Monsieur Le Sac nennen werde, eben so viel Freundlichkeit als Mangel an Bescheidenheit an den Tag legte, so verkamen wir ziemlich gut zusammen. Beinahe Alles, was man uns vorsetzte, war überkocht oder überbraten, dagegen aber bekamen wir einige leidliche Trauben und eine köstliche Melone, welche auf das unerhörte Verlangen des Franzosen, von einer Kellnerin ausdrücklich vom Markte geholt werden mußte. Es gab natürlich hier keine Klingel, aber Le Sac schrie fortwährend: „Muchacha! Muchacha!“

(Mädchen! Mädchen! wie man hier die Kellnerinnen ruft), bis die Geduld aller weiblichen Diener des ganzen Hauses, drei an der Zahl, durch diesen fortwährenden Ruf erschöpft ward. Senf, Pfeffer, Teller, Messer, Gabeln, was Alles entweder nicht oder nicht in hinreichender Quantität da war, ward von Le Sac in schneller Reihenfolge hintereinander verlangt. Der Wein war nicht nach seinem Geschmack, und er versuchte jede Sorte, die im Hause vorräthig war. Der Käse war abscheulich, und er verlangte, daß sie auch diesen frisch vom Markte holten, wo er, wie er behauptete, einen wunderschönen Käse gesehen hatte. Darein wollten nun die Sennoritas nicht willigen und wurden nun mit ächtem spanischen Unabhängigkeitssinn ihrerseits unverschämt, denn obschon die Diener hier, bei freundlicher Behandlung, ziemlich willig sind, so sind sie doch ein rohes Volk und kehren, bei dem geringsten Anzeichen von Chikane, den Spieß um. Obschon Le Sac, wie sehr viele Franzosen, mit dem Lande sehr gut bekannt war, so verstand er sich doch auf die Sprache sehr schlecht, und ich mußte in einigen Fällen zwischen ihm und der „Muchacha" den Dolmetscher machen. Einige der Redensarten, deren sie sich gegen ihn bediente, waren keineswegs höflich — in der That ganz unübersetzbar — und ich wollte sie ihm nicht erst in ihrer vollen Kraft verständlich machen. Als er aber darauf bestand, übersetzte ich ihm einige derselben wörtlich, worauf er denn vor Wuth kirschbraun ward, und nun sich in einen Strom von Schimpfworten ergoß, welche, da sie größtentheils französisch waren und hauptsächlich aus „sacrerrés" bestanden, das Mädchen glücklicher Weise nicht verstand. Er beschloß sodann sich dadurch zu rächen, daß er für vier Mann äße, was er auch that, indem er drei Mal nach einander Trauben kommen ließ, von welchen er wenigstens drei Pfund vertilgte. Die Sennoritas hatte ihrerseits auch ihre vinganza. Denn die, welche gezwungen war seine Befehle auszuführen, rief nach der Reihe ihre Kolleginnen herein, um das fremde Thier essen zu sehen, und es war spaßhaft zu sehen, wie sie die Augen gen Himmel hoben und mitleidig und erstaunt die Achsel zuckten. Le Sac schien sich daran zu ergötzen, und suchte mit seiner Gefräßigkeit ordentlich Parade zu machen. —

Bei dem Kaffee knüpften wir ein Gespräch an, von welchem einige Proben interessant sein dürften. Nachdem mein Gesellschafter die spanischen Köche verwünscht und la cuisine française gelobt hatte, sprach er die Hoffnung aus, daß in Folge der Heirath des Herzogs von Montpensier, die französische Civilisation in Spanien Eingang finden würde. „Seid Ihr vollkommen

überzeugt," fragte ich, „daß der Herzog von Montpensier selbst in Spanien eingeführt werden wird?"

„Mais mon cher Monsieur, bei Euren ackerbauenden Sklaven in Irland — diesen Schlachtopfern des eisernen englischen Druckes — braucht man wohl nicht zu sagen, daß Euer Kabinet keinen Schritt zur Aufrechthaltung seiner Stellung in Europa zu thun wagen wird."

„Glaubt Ihr das? Laßt Euch nicht träumen, daß die irische Loyalität so ganz wurmstichig sei. Die Bande der Rebellen, welche jetzt nach der Repeal heulen, faßt Alles in sich, was das Land Unwürdiges und Werthloses aufzuweisen hat, die große Mehrzahl der Irländer ist noch von den Geboten der Wahrheit und Ehre beseelt."

„Eine Rebellenbande! Et ce grand O'Connell?"

„Ist der Anführer dieser Bande," fuhr ich ruhig fort, „und wenn er aufrichtig sein wollte, der verbrecherischste unter Allen. Seine natürliche Verläugnung der physischen Gewalt beweis't aber, daß es ihm niemals mit der Repeal Ernst war, die er blos als Popanz benutzt, um England so viel abzupressen als möglich. Vor dieser abscheulichen Doppelzüngigkeit muß Alles, was in Irland edel und rechtschaffen denkt, nothwendig zurücktreten, und die Repeal-Agitation ist, mit Ausnahme unsinnigen Geschwätzes, längst verduftet."

„Mais les journaux Irlandais."

„Das ist ein Gewerbe, welches Ihr in Paris auch kennen gelernt haben müßt. Die Politik des Journalisten ist, sich bemerkbar zu machen, coûte qu'il coûte, und so wie Euere Volkslehrer im Jahre 1840 ihr Aeußerstes thaten, Europa in Krieg zu stürzen, so haben auch die gewissenlosen Skribler, einer gewissenlosen Provinzialpresse, Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um die Celten und Sachsen gegen einander zu Mord und Todtschlag aufzuhetzen. Aber vergebens. Der Mord und Todtschlag hat unter ihnen selbst begonnen, und das junge Irland und das alte Irland sind jetzt zu uneinig zu einem gemeinschaftlichen Handeln, über welches England nur lachen könnte."

„Parole d'honneur! Monsieur, Ihr gebt mir ein neues Licht über die Sache."

„Ist es nicht spaßhaft," bemerkte ich, während Monsieur Le Sac einige sehr bittere Wallnüsse aufknackte, „ist es nicht sehr spaßhaft, die neue Position zu sehen, welche Louis Philipp gegen die Königin Victoria angenommen hat,

und zwar nach allen seinen Freundschaftsbetheuerungen, nach allen seinen grotesken Aufmerksamkeiten?"

„Das Badehäuschen in Treport," sagte Le Sac unmäßig lachend.

„Der Omnibus in dem Park zu Eu, das Piknik, der Transport unzähliger Portraits und Gemälde, und der Geschenke an Wildpret durch expresse Boten — der Besuch in Windsor und in London, die väterliche Rücksicht, das Liebäugeln, die Freudenthränen — ist es nicht spaßhaft zu sehen, was für eine arrière-pensée hinter allen diesen Spiegelfechtereien steckt, und wie der siebenzigjährige Reinecke Fuchs la poule blanche angeführt hat."

„Très-amusant. Aber Ihr wißt doch, daß England auch seine Candidaten für die königliche Jungfrau von Spanien hatte — Don Enrique und Prinz Leopold von Sachsen-Coburg. Und da diese nicht angenommen wurden, hatte dann Frankreich nicht das Recht, eben so heranzutreten und sein Interesse wahrzunehmen? Der Vortheil dieses glänzenden coup ist, daß wir, während wir die französischen Interessen in Spanien consolidiren, England verhindern, einen unserem Lande feindseligen Einfluß zu gründen. Die Heirath kann jetzt als un fait accompli betrachtet werden, und man trifft hier schon Anstalten zu dem Empfange des Herzogs."

Vergebens läugnete ich, daß England einen besonderen Candidaten vorgeschlagen, und versicherte ihm, was die ganze Welt weiß, daß der Knoten der Frage in der Thatsache liege, daß wir uns geweigert hatten, der Heirath mit einem Coburg das Wort zu reden, als Königin Christine uns dazu aufforderte. Le Sac wollte, wie die Mehrzahl seiner Landsleute bei politischen Diskussionen, sich nicht überreden lassen, und bestand darauf, genau das zu behaupten, was ihm beliebte.

„Hättet Ihr mit Eueren beiden Candidaten reüssirt," fuhr er fort, „so würdet Ihr den Einfluß Frankreichs in Spanien vernichtet, die Reisen französischer Handelsleute (nun wußte ich, wo er hinaus wollte, und mit wem ich es eigentlich zu thun hatte) vergeblich und Euere Fabriken hier, ebenso in Aufnahme gebracht haben, wie in Birmingham. Kurz, Ihr würdet den Plan, den England seit zwei Jahrhunderten verfolgt, verwirklicht, und Spanien wie Portugal in einen Trabanten Englands verwandelt haben."

Ich brach nun meinerseits in ein lautes Gelächter aus, da sich solche Argumente durch nichts weiter beantworten ließen, und fragte, während ich mir eine zweite Tasse schlechten Kaffee einschenkte, Le Sac ganz bescheiden,

wie Angesichts des vorherrschenden Españolismo, dieses erstaunliche Wunder bewirkt werden solle.

„Dadurch," antwortete er, „daß Ihr Euch in die Arme der Partei der Progressisten werft, welche England ergeben ist, weil sie von dort allein die Verwirklichung ihrer revolutionairen Hoffnungen erwartet, und durch britischen Beistand die solide konstitutionelle Regierung stürzen möchte, an deren Aufrechthaltung Frankreich so viel liegt."

„Bravo, Monsieur Le Sac," rief ich abermals laut lachend.

Unser Gespräch ward nun allgemeiner, und drehete sich um die Wuth, welche sich seit Kurzem in Frankreich bemerkbar macht, englische Trachten und Sitten, besonders bei Jagden und Wettrennen nachzuahmen, und Le Sac erzählte mir in dieser Beziehung einige lustige Anekdötchen und fügte dann noch einige wunderbare Geschichten aus Spanien hinzu. Von den letzteren will ich blos eine hier mittheilen, die ein örtliches Interesse hatte, und wie er mir versicherte, gar nicht weit von Tolosa in den benachbarten Pyrenäen geschehen war.

„Sir," sagte Le Sac, „es war ein Schneider, welcher den Banditen der Cevennen fing. Pierre Fouqué war der Name des Banditen. Er gehörte zu der Gemeinde von Cavagner. Die unzugänglichen Schlupflöcher, der wildromantische Strich, der perpendikulär auf die Pyrenäen zuläuft, schützten ihn in den Zwischenräumen zwischen seinen verwegenen Ausflügen nach den Bauerngütern der Distrikte des Niederlandes. Die Zeugen, die in früheren Criminalprozessen gegen ihn aufgetreten waren, wurden von ihm furchtbar gemißhandelt. Er drang mitten in den Dörfern, wo sie wohnten, bei Nachtzeit in ihre Wohnungen und prügelte sie durch, so daß einige nur mit genauer Noth am Leben erhalten wurden."

„Aber was war mit dem Schneider?" fragte ich.

„Das sollt Ihr gleich hören. Es gelang ihm fortwährend, der auf ihn lauernden Polizei zu entschlüpfen, und er ging mit einer Doppelflinte bewaffnet umher."

„Was, der Schneider!"

„Nein, der Bandit. Ganze Kompagnieen Gensdarmen und selbst starke Abtheilungen Cavallerie, die man gegen ihn ausgeschickt hatte, vermochten nichts auszurichten. Die gebirgige Beschaffenheit des Landes begünstigte natürlich dieses Entkommen. Man zweifelte schon daran, sich jemals seiner

Person bemächtigen zu können, als er endlich in eine verderbliche Collision mit zwei jungen Leuten, Namens Amiques kam, von welchen der eine —"

„Ein Schneider war?"

„Nein, ein Soldat — oder vielmehr, er war es gewesen. Diese beiden Brüder kehrten mit einander vom Jahrmarkt zu Carcassone zurück, als sie Fouqué in einiger Entfernung bemerkten, der offenbar die Absicht hatte, sie anzuhalten. Nun traf es sich, daß der Schneider stets mit zwei Pistolen bewaffnet einherging."

„Wie, ein Schneider mit Pistolen?"

„Ohne Zweifel, er war einer von den Leuten, welche gerichtliche Aussage gegen Fouqué erstattet hatten. Eine von diesen beiden Pistolen gab er seinem Bruder, dem vormaligen Soldaten, der ruhig auf Fouqué zuschritt, in der Absicht, ihn durch den Kopf zu schießen. Fouqué schlug den ehemaligen Dragoner sogleich mit dem Kolben seiner Doppelbüchse nieder, aber dem Stürzenden gelang es doch noch, einen Arm des Räubers zu packen, als derselbe auf seinen Bruder anschlug. Es folgte nun ein Ringen und ein schrecklicher Kampf, während dessen Amiques sein Pistol losschoß, aber ohne Wirkung. Nun kam der Schneider an die Reihe. Mon Dieu, es ist Mode, die Schneider zu verachten, aber dies war einer, den ich mit Recht als un héros tout fait pour l'immortalité beschreiben kann."

Ich versicherte ihm, daß ich keineswegs das beschränkte Vorurtheil gegen die Ritter von der Scheere theilte, und bemerkte ein gewisses Zucken seiner Lippen und eine Befangenheit in seinem Wesen, die mich vermuthen ließ, daß Le Sac selbst zuweilen in Schneidergeschäften reise. Ich erklärte es für sehr möglich, daß dieser Schneider auch zu unsterblichem Ruhme ausersehen worden sei, und fragte, wie er zu Werke gegangen, als sein Bruder sich in dieser schwieriger Lage befand.

„Der Schneider," fuhr Le Sac fort, „feuerte sein Pistol auf den Banditen ab, aber vergeblich, weil er beim Zielen, durch die Furcht, seinen Bruder zugleich mit zu verwunden, unsicher gemacht ward. Es gelang ihm darauf — ich stehe Euch dafür, Ihr werdet nicht sobald wieder von einem solchen Schneider hören — Fouqué die Büchse aus der Faust zu winden

ſie auf ihn abzufeuern, und ihn an der Schulter zu verwunden. Die Wunde äußerte jedoch auf den Räuber nicht die geringſte Wirkung, und er fuhr fort, ſeinem zu Boden geſtreckten Gegner die Kehle zuzuſchnüren, als der Schneider die Büchſe oben bei dem Lauf packte und mit einem furchtbaren Schlage dem Banditen den Schädel einſchlug. Fouqué war auf der Stelle todt, und des Schneiders Geſicht wurde über und über mit dem Gehirn des Räubers beſpritzt."

Neunzehntes Kapitel.

Beschreibung von Tolosa; die Kirche; die Fabriken. — Blokade der Diligencen. — In dieser Stadt geborene Notabilitäten. — Verhalten der Einwohner gegen die britische Armee während des Halbinselkrieges. — Sieg der Tolosaner über die Franzosen. — Reiseroute von Tolosa nach Bergara, Alegria, Legorreta, Villa-Franca, Brasain, Ormastegui, Zumarraga, Villa-Real, Anzuola, Bergara. — Das Laster des Lotteriespielens. — Die denkwürdige Convention von Bergara. — Umstände, welche dazu führten. — Blosstellung der französischen Gleichgültigkeit gegen die constitutionelle Freiheit Spaniens.

Bergara, 19. September.

Tolosa, welches acht Stunden von hier entfernt ist, hat ein alterthümliches, ehrwürdiges Ansehen, die Straßen sind schmal, aber die Häuser hoch und viele mit zwei großen, zuweilen doppelten Wappenschildern über den Portalen versehen, welche einen hinreichenden Beweis von dem Stolze der alten baskischen Eigenthümer abgeben. Diese Wohnungen, casas solares genannt, sehen still und düster, ohne Ansprüche auf Eleganz, aus, aber die Zahl der Abtheilungen auf vielen dieser Wappenschilder, drängt die englische Heraldik weit in den Hintergrund. Die Häuser sind größtentheils sehr dauerhaft gebaut, und die bessere Klasse derselben mit eisernen rojas (Fenstergittern) versehen, die ihnen einen sehr exklusiven Anstrich geben. Die Dachrinnen ragen weit hervor, und sind mit großen, oft schön geschnitzten Gußröhren versehen, welche die unglücklichen Fuß-

gänger mit Regenströmen überschütten. Tolosa ist in neuerer Zeit zur Hauptstadt der Provinz Guipuzcoa gemacht worden, eine Würde, deren San Sebastian durch die Regierung der Königin beraubt ward, so daß zwischen den beiden Städten große Eifersucht entstanden ist. Tolosa gehört der Diöcese von Pampeluna an, und liegt in einem engen Thale, zwischen den beiden Bergen Ernio und Loazu, an den Flüssen Oria und Arages, welche die Stadt ganz umgeben. Sie enthält nach der letzten Zählung **5300** Einwohner, und ist in zwei Kirchspiele getheilt. Es besteht hier noch ein Nonnenkloster und ein verfallenes Mönchskloster. Die Stadt zählt sechs parallel laufende Straßen, welche von drei andern durchschnitten werden, und drei plazas oder kleine Marktplätze, von denen der größte, der „de la costitution," einen guten „jusgo de elota" oder Gerichtshof hat, der in allen baskischen Städten zu finden ist. Hier versammelt sich auch die Deputation aus der Provinz Guipuzcoa, in einem Hause, welches weiter nichts Bemerkenswerthes darbietet. Die schönen alten Thore wurden von den Franzosen demolirt, aber die Brücken und Zugänge zu denselben sind noch gut erhalten. Die Kirchen zeichnen sich durch Räumlichkeit aus, ganz besonders die Kirche Santa Maria, deren Styl weder gothisch noch klassisch, aber in seiner allgemeinen Wirkung sehr imposant ist.

An den beiden äußersten Enden der Façade, befinden sich zwei kleine spitzzulaufende Thürme, und dazwischen ein großer, in welchem die Glocken hängen. Diese Kirche besaß auch einen sehr schönen retablo (ein vergoldetes und mit Bildhauerarbeit verziertes Altarstück), der im Jahre **1781** nebst der Sakristei und den Archiven durch Feuer vernichtet ward. Dieser Theil der Kirche sollte im Jahre **1806** wieder ausgebaut werden, als das Werk im Jahre **1808**, in Folge der französischen Invasion, wieder eingestellt werden mußte, und dies war ein Glück, denn wäre das Bauwerk schon fertig gewesen, so wäre es doch sicherlich wieder demolirt worden. Im Jahre **1814** nahm man den Bau wieder auf, und führte die Säulenstellung des „trascoro" aus. Der Mangel an nöthigen Fonds hat die Vollendung des Werkes verhindert. Die Fabriken, die ich schon erwähnt habe, sind des Besuches werth, ebenso, wie eine neue Tuchfabrik, desgleichen eine Baumwollenspinnerei, welche in der nächsten Zeit von einer Gesellschaft französischer und spanischer Kapitalisten eröffnet werden wird. Es herrscht viel Gewerbefleiß in Tolosa, und die Stadt macht dem Lande alle Ehre. Wie abgeschmackt ist es, zu glauben, daß wir Engländer auf diese Dinge eifersüchtig seien, oder daß wir nicht auch spanisches Tuch tragen würden, wenn

wir es wohlfeiler erhalten könnten, als es bei uns zu haben ist. Auch eine Fabrik von Bajonnetten und andern Waffen befindet sich hier. Die Gegend um Tolosa ist fruchtbar, und erzeugt Getreide, Mais, Flachs, Kastanien und alle Arten Gemüße in Fülle, nebst mehreren Bohnengattungen. Das Obst besteht hauptsächlich aus Aepfeln, aus welchen ein leidlicher Cider gemacht wird. Die Flüsse liefern vorzügliche Fische. Die Passage der Diligencen und anderen Fuhrwerks, zwischen Frankreich und Madrid sowohl, als nach San Sebastian, Bilbao, Pampeluna und Saragossa, geben den Straßen viel Leben, und es giebt hier auch mehrere mensagerias und galeros (eine Art langer bedeckter Karren, die ziemlich langsam von acht Maulthieren gezogen werden), zwischen denselben Punkten. Es findet hier häufig ein großer Zusammenfluß von Reisenden statt. Die beiden Paradores, die ich erwähnt habe, verdienen wenig Empfehlung, aber sie sind ziemlich geräumig, und oft setzen sich an ihren mesas redondas, oder Tables d'Hôte, vierzig Gäste zusammen nieder, während in den Zwischenräumen, zwischen diesen beiden Hotels, zuweilen acht Diligencen neben und hintereinander aufgefahren stehen, und eine förmliche Barrikade bilden.

Tolosa ist der Geburtsort des Domenjon Gonzalez de Andia, Obersten der von der Provinz Guipuzcoa während unserer Bürgerkriege abgesendeten Legion, zur Unterstützung des kühnen Eduard IV., der ihm dafür den Strumpfbandorden verlieh. Dieses gute Einverständniß war zur Zeit des Halbinselkrieges völlig verschwunden, denn die hiesigen Behörden verweigerten nicht nur unsern Soldaten, die ihre Schlachten schlugen, allen Beistand, sondern befahlen auch den Einwohnern, denselben selbst gegen Bezahlung zu versagen. Abgesehen von dieser Freundlichkeit, plünderten sie auch noch unsere Magazine, und weigerten sich, die Früchte ihrer Räubereien wieder herauszugeben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß ich sie jetzt mit thätigen Vorbereitungen auf das avator des Herzogs von Montpensier beschäftigt fand. Sie bereiteten Feuerwerk und einen Tempel, und ließen ihren Tänzern die besten Pas einüben, um ein paar Prinzen zu bewillkommnen, die ihnen aus dem Lande zugesendet werden, welches ihnen vor dreißig Jahren Fesseln anlegte.

Die Diligencen aus Frankreich kamen erst ziemlich halb acht Uhr an, und zu meiner Bestürzung war die Frequenz so groß, daß ich keinen Sitz in dem Fuhrwerk erhalten konnte, welches in dem Parador, in welchem ich verweilte, einkehrte. Glücklicher Weise erregte jedch der vertraute Dialekt eines seit langer Zeit in Madrid ansässigen irischen Passagiers meine Aufmerksamkeit, und im

Laufe des Gespräches mit ihm erfuhr ich, daß ich vielleicht in der Diligence, die in dem andern Gasthofe hielt, einen Platz bekommen könnte. Ich flog auf den Flügeln der Hoffnung hinüber, und war so glücklich, mir den einzigen noch leeren Platz verschaffen zu können — einen Sitz auf der Imperiale (hier banqueta genannt), welcher, obschon es ihm an Bequemlichkeit fehlte, und er sich ganz besonders des Nachts für einen Kranken nicht eignet, doch von mir lieber angenommen ward, als daß ich Gefahr lief, vielleicht noch Tage lang in dieser etwas öden Stadt sitzen bleiben zu müssen. Ich brauche hier mich nicht in Einzelnheiten über die Fahrpreise einzulassen, und es reiche hin, wenn ich sage, daß sie im Allgemeinen billig sind, und daß das Coupé hier, wie bei den französischen Diligencen, der beste Theil des Fuhrwerks ist. Ich fand meine Reisegefährten fast sämmtlich artig und höflich, und bin der Meinung, daß die Höflichkeit eine Eigenschaft ist, die dem spanischen Boden noch mehr angehört, als dem französischen.

Kurz nach acht Uhr Abends brachen wir auf. Ungefähr drei englische Meilen von Tolosa passirten wir das Dorf Alegria auf einer Ebene am Fuße des hohen Berges Aldava, und an den Ufern des Oria, mit ungefähr 900 Einwohnern. Dieses Dorf besteht aus einer einzigen langen Straße, und enthält eine große Eisengießerei und eine Mahlmühle an dem Amezgueta, dicht an dem Zusammenfluß desselben mit dem Oria. In diesen Flüssen giebt es eine Menge Forellen. Die Erzeugnisse der Umgegend sind dieselben wie in Tolosa, und Aepfelwein ist das gewöhnliche Getränk der Einwohner. Das nächste, ein und eine halbe Stunde entfernte Dorf ist Legorreta, mit 580 Einwohnern, einschließlich der caserios oder Meierhöfe in der Nachbarschaft, einer hübschen Kirche, einem Municipalhause, vier ermitas und zwei Windmühlen. Diese kleine Stadt hat zwei sehr alte Jahrmärkte, und die Umgegend ist fruchtbar und gut bewässert, und mit einer reichen Abwechselung von Obstgärten, Eichen- und Kastanienwäldchen versehen. Eine halbe Stunde davon entfernt ist

Isazonda, am Oria, mit 1000 Einwohnern, einer Gemeindekirche, einer Basilica oder durch die Frömmigkeit einer Privatperson errichteten Kirche, einer ermita und eines Municipalhauses. Es sind hier auch zwei fraguas (Schmieden), und das Land umher ist sehr fruchtbar und ziemlich gut angebaut. In dem Oria giebt es sehr viel Aale und Barben, und in dem Zubin, einem kleinen Gebirgsflusse, viele Forellen. Das Wasser in der Umgegend ist köstlich, und in der Entfernung von etwa einer halben Stunde befindet sich der Brun-

nen von Iturriaza, dessen Mineralwasser gegen viele Krankheiten, besonders nephritische, sehr wirksam ist. Eine halbe Stunde weiter entfernt liegt

Villa-Franca, auf einer Hochebene, mit 800 Einwohnern. Die Stadt ist dicht zusammengedrängt, und von Mauern mit vier Thoren umgeben. Die plaza, in der Mitte der Stadt, hat einen schönen Brunnen, mit vorzüglichem Wasser. Die Paläste der Marquis von Valmediano und von Zabala verdienen einige Aufmerksamkeit, und die Gallerie des Erstern enthält einige Gemälde von guten Meistern. In dem Consistorial- oder Municipalhause zeigt man eine eiserne Kanone, welche die Einwohner in den Schlachten Carl V. gewonnen haben, und mit dieser ward Philipp V. begrüßt, als er die Stadt passirte, gerade, wie man sich jetzt anschickt, den französischen Prinzen Montpensier damit zu begrüßen. Um Villa-Franca herum giebt es einige gute Spatziergänge. Die Umgegend ist fruchtbar, und die Zwetschen sind schon reif. Es wird in dieser Stadt auch etwas Leineweberei und Tuchmacherei getrieben.

Fray Andres Urdanota, ein großer Seefahrer zur Zeit Carl V., ward hier geboren, und entdeckte auf einer Expedition, zu welcher er durch den Kaiser ausgesendet worden, die kleine Insel Luzon. Er war Augustinermönch, und doch dabei ein gran piloto — ein seltsames Zusammentreffen. Eine halbe Stunde weiter, kommen wir nach

Beasain, mit 1000 Einwohnern, einschließlich, wie das bei dem spanischen Census gebräuchlich ist, der umliegenden Meierhöfe. Dieser Ort hat eine etwas unebene Lage, zwei Kirchen, vier ermitas, und ein ayuntamiento. In dieser Stadt war ein spanischer Heiliger, San Martin de Loinaz, geboren, der im Jahre 1627 kanonisirt ward. Es giebt mehrere Flüsse in der Nachbarschaft, und unter diesen den Langata, mit schönen Forellen. Schon eine Viertelstunde später kommt man nach

Ormastegui, mit 550 Einwohnern, Geburtsort des berühmten carlistischen Häuptling Zumalacarregui. Don Thomas, besser als Onkel Thomas bekannt, ward im Jahre 1788 geboren, und war daher zur Zeit seines Todes schon ziemlich alt, welcher in Folge eines Schusses stattfand, den er bei der ersten Belagerung von Bilbao ins Bein bekommen hatte.

Eins der merkwürdigsten Ereignisse in dem carlistischen Kriege war diese Belagerung von Bilbao, die von dem christinischen General Cordova aufgehoben ward, nachdem der berühmteste der neuern Guerrilleros Zumalacaregui seine Todeswunde erhalten hatte. Wäre dieser energischste der carlistischen Generale

am Leben geblieben, so möchte der Krieg wohl ein ganz anderes Ende genommen haben. Er war es, der, als ihm die schlechte Beschaffenheit der Waffen seiner Leute vorgestellt ward, auf die Musqueten der christinischen Soldaten deutete, und sagte: „Dort sind Waffen!“ und es gelang ihm auch wirklich, seine Leute durch mehrere mit großer Verwegenheit ausgeführte Ueberfälle im christinischen Lager zu armiren. Die nähern Umstände des Todes dieses rauhen aber gewaltigen Helden, sind in dem christinischen Liedchen erwähnt:

„Ya vienen Chapechurris
Con corneta y clarin,
Para entrar en Bilbao
A beber chacolin.
Mal chacolin turpicion
Y dia tan fatal,
Que con la borra chera
Se murió el general!“

Dreiviertelstunde weiter, erreichen wir Zumarraga, am linken Ufer des Arola, mit **1000** Einwohnern. Die Mehrzahl derselben ist arm, und beschäftigt sich wenig mit Gewerben, ausgenommen mit Eisen und Zimmerarbeiten. Diese Stadt ist durch eine steinerne Brücke über den Arola von Villa Real getrennt, welche Letztere an dem westlichen Ufer des Flusses liegt, und **800** Einwohner und zwei plazas enthält, von welchen der eine mit einem sehr bequemen Lavadero in Verbindung steht, der das öffentliche Waschen erleichtert, und sehr viel zur Reinlichkeit der Einwohner beiträgt. In der Kirche ruht die Leiche der heiligen Anastasia, die im Jahre **1676** der Stadt von einem ihrer Bewohner, dem Cardinal Necotalde, geschenkt ward. Die Umgegend ist fruchtbar. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Anfertigung von sombreros (Strohhüten), alpargatos (hänfenen Schuhen), Ziegel- und Backsteinen, und es giebt auch einige Webestühle hier. Zwei Stunden weiter kommt

Aezuola, eine Stadt von **1200** Einwohnern, in einer Art Schlucht gelegen; zwischen dieser und der letzterwähnten Stadt liegt der Gebirgspaß oder puerto von Descarga, wo fortwährend ein kleines Detachement Soldaten in einer kleinen Kaserne auf der rechten Seite der Straße stationirt ist, um diesen Paß von Straßenräubern rein zu erhalten. Auf diesen Anhöhen errang Zumalacarregui einen Sieg über Espartero und trieb die Christinos mit seinen braven

Guerrilleros nach Bergara hinein. Eine neue Straße wird bald von Suata nach Ormaztegui eröffnet werden, durch welche sodann dieser Platz umgangen wird. Die Gegend um Anzuola ist fruchtbar, und erzeugt Getreide, Mais, Kastanien, Aepfel und Gemüße in Fülle. Der Wein, der hier gebaut wird, ist ebenfalls nicht schlecht. Die Straße führt über drei verschiedene steinerne Brücken, über den Anzuola, und gelangt nach beiläufig einer halben Stunde nach

Bergara, einer Stadt, die von den Spaniern häufiger Vergara geschrieben wird, weil sie die Lippenbuchstaben „b“ und „v“ häufig verwechseln, was Scaliger zu dem netten Wortspiel bewog: „Beati inter quos idem est vivere ac bibere!“ Ueberhaupt in ganz Spanien, besonders im Norden, und bis Madrid habe ich gefunden, daß man das „**b**“ mit dem „**v**“ gleichbedeutend nimmt, und über vielen Weinläden die schriftliche Einladung gesehen: „Aqui se bende vuen hino“. Bergara ist in ganz Europa, in Folge der denkwürdigen Convention, bekannt, von der ich gleich sprechen werde. Die Stadt liegt in einem angenehmen, fruchtbaren Thale, an den Ufern der Deva, von Bergen umgeben, und enthält **7000** Einwohner, mit den gewöhnlichen Instituten, außer zwei Elementarschulen, einer hohen Bildungsanstalt und einem liceo oder Gelehrtenschule. Unglücklicher Weise giebt es hier ein Filial der Madrider Lotterie, welches unter der Bevölkerung den Hang zum Spiele nährt. Ich habe gefunden, daß dieses Laster in der ganzen Halbinsel, in Lissabon und den kleinern portugiesischen Städten, eben so lebhaft vorherrscht, wie in Madrid, so daß die Dienstboten beständig ihre kleinen Ersparnisse auf dieses abgeschmackte Spiel setzen. Auf dem vornehmsten und größten Platze steht hier das Zollhaus, das von zwölf Bogen getragen wird, und einen ziemlich imposanten Anblick darbietet. Die Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit Ackerbau, und haben große Rindvieh- und Schweineheerden. Man baut jetzt an einer Fabrik zur Baumwollenspinnerei und Kattunweberei. Man findet in der hiesigen Umgegend mehr als dreihundert Quellen guten Wassers, und kann daraus schließen, daß die Fruchtbarkeit sehr groß ist. Man trifft hier sehr große Rübenfelder an, welche das Hauptfutter für das Zuchtvieh erzeugen.

Hier ward nach langen vorausgegangenen Unterhandlungen, am **3.** August **1839** die wohlbekannte Convention von Bergara, zwischen Maroto und Espartero abgeschlossen, welche den Namen des Ersteren bei der carlistischen Partei gleichbedeutend mit „Verräther“ machte, die aber ohne Zweifel sehr wohl über-

legt, und für Spanien sehr wohlthätig war. Don Carlos war nicht mehr im Stande, den Krieg mit Vortheil fortzusetzen, und seine persönlichen Eigenschaften waren durchaus nicht darauf berechnet, Feldherrentalente zu entwickeln, oder die Uneinigkeiten, die in seinem Lager damals herrschten, zu beschwichtigen, oder dem Enthusiasmus, den das Landvolk für seine Sache verschwendete, und dessen er ganz unwürdig war, eine nutzbare Richtung zu geben. Was man auch von Maroto's Antheil an diesem Geschäft denken mag, so machte doch diese Convention dem verheerenden Bürgerkriege mit allen seinen Schrecknissen ein Ende. Der Ort, auf welchem dieser Verbrüderungsact geschah, heißt „El campo del Abrazo". General Maroto hat soeben ein Werk herausgegeben, welches den Titel führt: „Rechtfertigung und klare deutliche Darlegung der Ursachen der Convention von Bergara, der Hinrichtung Estella's und anderer merkwürdigen Ereignisse, die derselben vorausgingen, nebst funfzig Beweisstücken." Unter diesen pièces justificatives befindet sich ein sehr merkwürdiges, dessen Veröffentlichung in Madrid ungeheuere Aufregung hervorrief, da sich durch dasselbe die vollkommene Gleichgültigkeit Ludwig Philipp's und des Marschalls Soult gegen die Rechte und Freiheiten der Spanier, und ihre Geneigtheit erweis't, in die Einsetzung eines Sohnes des Don Carlos auf den spanischen Thron zu willigen, ohne irgend eine Bedingung zur Aufrechthaltung des constitutionellen Systemes zu stellen — eine kaltblütige Gleichgültigkeit, welche die Spanier jetzt vergelten, indem sie das französische Ehebündniß mit offenen Armen bewillkommnen. Das fragliche Dokument ist ein Brief, den M. Duffau-Panillac, Adjutant Maroto's, im Juni 1839 von Paris aus schrieb, wohin er von dem carlistischen General gesendet worden, um mit der französischen Regierung, wegen eines von Maroto vorgeschlagenen Planes zur Beendung des Bürgerkrieges zu unterhandeln. Dieser Plan ward, in Folge mehrerer schweren Niederlagen vorgeschlagen, welche die Carlisten kurz vorher erlitten, so wie in Folge der Schlacht von Ramales und anderer Siege Espartero's, welche die Armee des Prätendenten auf einen Zustand fast gänzlicher Auflösung reducirt hatten. Duffau-Panillac giebt in diesem Briefe an, daß er mit dem Marschall Soult nicht weniger als sieben Unterredungen hatte, von denen jede drei Stunden dauerte, und daß bei der letzten dieser Unterredungen ihm auf den Wunsch und das Geheiß Ludwig Philipps, zu derselben Zeit, wo die Sache der Carlisten so ganz darniederlag, von dem

Marschall Soult die folgenden schriftlichen Anträge gestellt wurden. (Marschall Soult's Worte sind hier buchstäblich übersetzt.)

„Se. Majestät und ich nehmen mit Vergnügen und Dankbarkeit, und unwiderruflich förmlich und amtlich die uns durch Euch mündlich von Eurem General gemachte Eröffnung an, aber Euer General wird sie schriftlich zu wiederholen haben, und einen von ihm selbst gewählten Spanier beauftragen, sofort einen Definitiv-Traktat abzuschließen. Unser Entschluß wird sich nicht ändern, und der König und ich werden mit Vergnügen Euch, von der so eben erwähnten Person begleitet, wiederzusehen hoffen, damit die Schwierigkeiten, die wir zusammen überwunden, nicht wieder aufleben und der Schluß dieser Angelegenheit beschleunigt werden kann.

„Tief betrübt über den unglücklichen Zustand, in welchen Spanien versetzt ist, werden der König und ich mit dem größten Vergnügen die Gelegenheit wahrnehmen, diesem Zustande abzuhelfen, und wir werden kein Opfer scheuen, dieses schöne Land von dem Abgrund zu retten, an dessen Rande es jetzt steht, und es zu der Lage zu erheben, zu welcher es berechtigt ist. Dieser Entschluß ist ernst und fest, aber Euer General wird begreifen, daß wir uns nicht wie enfans perdus in abenteuerliche Projekte stürzen können, und es würde daher vor allen Dingen nothwendig sein, zu ermitteln:

„1. Ob Don Carlos und der Herzog von Beira Willens sind, dem Thron zu entsagen, in welchem Falle wir uns verbindlich machen, ihnen jeden Aufenthaltsort, den sie außerhalb Spanien wählen werden, zur Verfügung zu stellen, und ihnen mit der ganzen Ehre und Achtung begegnen, die ihnen gebührt.

„2. Wir machen uns verbindlich, Donna Christina zu nöthigen, Spanien sofort zu verlassen, und die Vermählung des Prinzen von Asturien mit Donna Isabella, als König und Königin herbeizuführen, die dann, wenn es nöthig sein sollte, und um keine Partei zu reizen, unter ihren gemeinschaftlichen Namen regieren sollen. Wir würden dem zweiten Sohne des Don Carlos den Vorzug geben, weil derselbe mehr Talent besitzt, aber die gute Meinung, die man von dem Prinzen von Asturien hat, und der Wunsch, nicht noch mehr Schwierigkeiten zu erregen, bestimmen uns zu seinen Gunsten. Es ist das Gerücht gegangen, daß Unterhandlungen zwischen Maroto und Espartero stattgefunden haben; es wird daher nöthig sein, daß der letztgenannte General erkläre, daß Frankreich mit dem Wunsche, die spanischen Angelegenheiten auf nachstehend

erklärte Weise unwiderruflich zu schlichten, mit Spanien und dessen General beitragen werde, ein von der Regierung, der Armee und dem Volke sehr herbeigewünschtes Resultat zu erzielen.

„Die Regierung wird billig zu Werke gehen.

„Die auf beiden Seiten erlangten Ehrenstellen sollen beibehalten werden, und ich habe schon gesagt, daß kein Opfer gescheut werden wird, um Spanien aufzuhelfen.

„Die baskischen Provinzen und Navarra müssen ihre fueros behalten, dies muß ihr größter Wunsch, und auch der Eures Generals sein.

„Wenn die Thronentsagung des Don Carlos und seiner erhabenen Gattin nicht aus seinem eigenen Wunsche hervorgeht, nach dem Beispiele Kaiser Carls V., um sein Land zu retten, und Frieden, Religion und die Krone in seiner Familie zu bewahren, so wird der Einfluß Eueres Generals und anderer angesehener Personen, wie z. B. des Paters Cyril Gil u. s. w., ihn durch geeignete Mittel bewegen, dies zu thun, und ihm begreiflich machen, daß eine verlorene Schlacht, oder eine Empörung, die unübersteiglichsten Schwierigkeiten herbeiführen würde.

„Sobald der Prinz von Asturien auf den Thron eingesetzt ist, wird ein Gesetz für die Thronfolge erlassen, um der Möglichkeit irgend einer neuen Revolution vorzubeugen.

„Sobald die Anträge Eures Generals niedergeschrieben sind, und die Ernennung und Instruktion der von ihm zu wählenden Person, die Verzichtung des Don Carlos und der Herzogin von Beira, ebensowohl als die Deklaration Espartero's stattgefunden hat, werden wir, ohne den mindesten Aufschub, zu dem Traktat selbst und der Ausführung desselben übergehen. Wenn es uns gelingt, die genannte Thronentsagung herbeizuführen, so werden wir uns der Mitwirkung des Grafen von Spanien und Cabrera's versichern müssen.

„Auf jeden Fall müßt Ihr uns in Gemäßheit der Euch ertheilten Instruktion sofort wieder schreiben.

„Am 25. Juni 1839."

Während also Ludwig Philipp und sein Minister auf diese Weise in die Einsetzung einer carlistischen Dynastie, ohne die mindeste Rücksicht auf die constitutionellen Freiheiten Spaniens und ohne auch nur einen Vorschlag zu Gunsten derselben zu machen, einwilligten, zeigt Lord Palmerston in seinem Briefwechsel mit dem Oberst Wylde, dem britischen Commissair in Espartero's Haupt-

quartier, die größte Besorgniß für die Aufrechthaltung des constitutionellen Systems, und widersetzt sich der Idee einer Vermählung der Königin Isabella mit dem Sohne des Don Carlos so kräftig, daß die Convention von Bergara glücklicher Weise unter andern und passenderen Bedingungen zu Stande kam. Diese Correspondenz des Lord Palmerston, ist so eben gleichfalls in Madrid im Druck erschienen, und das spanische Volk kann nun das Gemälde von beiden Gesichtspunkten betrachten.

Zwanzigstes Kapitel.

Reise von Bergara nach Vitoria. — Das Feld, auf welchem die Convention von Bergara vollzogen ward. — Mondragon. — Arechavaleta. — Escoriaza. — Castañares. — Salinas de Leniz. — Ullibarri. — Betoña. — Ankunft in Vitoria. — Die Diligence macht Halt. — Neue Methode die Dielen zu bohnen; eine nützliche Cachucha. — Beschreibung von Vitoria. — Klima. — Die alte und neue Stadt. — Die Plaza Nueva und Municipalität. — Das Hospital. — Die öffentlichen Spaziergänge. — Die Florida, der Prado. — Alte Geschichte der Stadt. — Erzeugnisse. — Die Kirche von Santa Maria. — San Miguel. — San Francisko. — Die verfallenen Klöster. — Kleidertracht.

Vitoria, 20. September.

Die Straße führt, nachdem sie Bergara verlassen, welches blos acht Stunden von Vitoria entfernt ist, mittelst einer steinernen Brücke über den Fluß Deva, zwischen welchem und der Straße das Feld liegt, auf welchem die Versöhnung der carlistischen und christinischen Armeen unter der Convention von Bergara stattfand, und welches Campo del Abrazo genannt wird. Die Straße geht sodann an zwei ermitas, einer alten und einer neuen, vorüber, wieder über den Deva, der so viele Krümmungen macht, daß auf dieser kurzen Strecke nicht weniger als fünf Brücken nothwendig sind. Nach zwei Stunden erreichen wir

Mondragon, welches sehr schön in einem Thale zwischen dem Flüssen Deva und Aramayano liegt. Diese mit Mauern umgebene Stadt hat **2500** Einwohner und die gewöhnlichen Institute (einschließlich eines Filials der Madrider Lotterie) und besteht aus drei Straßen mit einer Plaza, die eine von Jas-

pis erbaute casa capitolar enthält, in der sich ein kleines Zeughaus und ein Gefängniß befindet. Ungefähr eine Stunde von hier entfernt, sind die Schwefelbäder von Santa Agueda, die ziemlich berühmt sind. Im Jahre 1845 ward eine ziemlich gute Straße nach diesen Bädern angelegt, um die Königin Isabella in den Stand zu setzen, sich zur Herstellung ihrer Gesundheit dahin zu begeben. Abermals eine Stunde über Santa Agueda hinaus, liegt Aramoyana, welches auch Schwefelbäder besitzt. Diese Bäder sind wenig besucht, der Eigenthümer derer von Santa Agueda jedoch hat ein sehr schönes Haus zur Aufnahme von Gästen, und mehrere Equipagen zur Kommunikation zwischen seinem Etablissement und Mondragon. Die Einwohner der letzteren Stadt sind größtentheils in Eisenhämmern und einer Waffenfabrik beschäftigt. Mondragon ist der Geburtsort Estaban Garibai's, des ersten Verfassers einer allgemeinen Geschichte von Spanien. Es sind drei schöne Eisenbergwerke in der Umgegend El Campanzar, la Gueva do Udola und La Mina do Hierro Helado, wörtlich „die Grube des gefrorenen Eisens." Drei englische Meilen von Mondragon liegt

Arechavaleta, auf einer Ebene am rechten Ufer des Deva mit **730** Einwohnern. Dieses Dorf besteht aus einer einzigen Straße, und die Einwohner sind hauptsächlich mit der Eisenfabrikation oder bei der Weberei beschäftigt. Die Umgegend erzeugt Früchte der mannigfaltigsten Art, uud in den Flüssen wimmelt es von Fischen. Wir fahren dann über den Deva, lassen die Bäder von Arechavaleta, die von Hautkranken im Sommer sehr besucht werden, links liegen, passiren dann über drei steinerne Brücken abermals den Deva, und erreichen

Escoriaza. Diese Stadt liegt in einer von Bergen umringten Ebene, enthält **1760** Einwohner, und wird von den Flüssen Deva und Bolivar bespült. Die Gemeindekirche ist geräumig und schön, die Altäre und Verzierungen zeigen von gutem Geschmack, und das Schiff gewährt einen imposanten Anblick. Hier ist ein im funfzehnten Jahrhundert von Don Juan de Mondragon y Ascarretazabal gegründetes Hospital, welches in Folge einer falschen Verwendung der Fonds jetzt leer steht. Es führt hier eine gute Brücke aus Quadersteinen über die Deva, die aus einem einzigen Bogen besteht und der Klasse angehört, welche die spanischen Architekten escarzano nennen, (weil die Krümmung weniger als einen halben Zirkel beträgt) und sechsundvierzig Fuß Spannweite hat. Die Einwohner sind größtentheils in den Eisenbergwer-

ken beschäftigt. Die Umgegend jedoch ist bis auf die äußerste Spitze der Berge hinauf angebaut, wie dies beinahe auf der ganzen Strecke von Tolosa der Fall ist. Die Straße führt über noch zwei steinerne Brücken, über den sich unaufhörlich schlängelnden Deva, und erreicht nach einer halben Stunde

Castañeres, ein kleines Dorf mit ungefähr **100** Einwohnern, die sämmtlich beim Ackerbau thätig sind. Viele der umliegenden Berge sind mit schönem Gehölz bewachsen, in welchem es eben so wenig an Wild fehlt, als in dem Deva an Fischen. Wir passiren diesen Fluß abermals durch eine steinerne Brücke und erreichen nach einer halben Stunde

Salinas de Leniz, die letzte Stadt in der Provinz Guipuzcoa. Sie liegt am linken Ufer des Deva und ist von hohen Bergen umgeben, welche die Temperatur kalt und feucht machen. Diese Stadt hat ungefähr **800** Einwohner. Es giebt hier Salz- und Eisenwerke. Die Straße führt nun die cuesta oder beträchtliche Anhöhe herab, wo man in die Provinz Alava kommt, und erreicht bald den Paß von Arlaban, wo Mina im Jahr **1811** Lafitte überrumpelte, der im Transport der von Massena in Portugal gemachten Beute begriffen war. Diese war von so ungeheuerem Werth, daß sie ein großer Anreiz zur Bildung anderer Guerillerosbanden ward. Eine und eine halbe Stunde von Salinas entfernt, erreichen wir das kleine Dorf

Ullibarri de Gamboa, passiren dann eine gute Brücke über den Zaderra, und kommen nach einer halben Stunde nach Arroyave, einem anderen kleinen Dorfe, das auf einem cerro oder isolirten Hügel, dicht am Flusse Zadorra liegt. Die Straße geht dann in kurzen Strecken nach Medivil und Durana, bis sie Betoña erreicht, durch eine dicht bevölkerte, mit kleinen Weilern übersäete Gegend. Einer derselben ungefähr eine Meile seitwärts von der Straße heißt Zurbano, ein Name, der traurige Erinnerungen erwecken wird. Das Land ist hier sehr malerisch mit bewaldeten Hügeln übersäet, auf deren Gipfel zuweilen Dörfer liegen, während Obstgärten, Kastanienwäldchen und grüne Gebüsche auf allen Seiten anzutreffen sind. Wir sahen im Vorbeifahren überall auf den Feldern Frauen arbeiten, obschon es jetzt erst acht Uhr Morgens ist, und diese schwere Arbeit, zu welcher die Natur das schöne Geschlecht gewiß nicht bestimmt hat, giebt Allen mit Ausnahme der noch ganz jungen, ein hageres Ansehen. Die Tracht der Bäuerinnen ist eben so plump, als ihre Arbeit, und das einzige Bemerkenswerthe daran das weiße Halstuch. Die berela oder flache blaue Mütze, wird gewöhnlich von den Männern hier

getragen, eben so wie die abarca oder Hose von ungegerbtem Leder. Von Betoña betrug die Entfernung nach Vitoria eine halbe Stunde. Die Straße führt, sobald man sich der letzteren Stadt nähert, durch eine schöne Allee, und der Anblick der dicht beisammenstehenden Häuser und stattlichen Gebäude, welchen diese alte, auf einer sanften Anhöhe liegende Stadt bietet, war im höchsten Grade imposant.

Bei unserer Einfahrt in Vitoria, dessen breite reinliche Straßen sich nach den schmalen und dunklen, die ich seither passirte, sehr vortheilhaft ausnahmen, und die, von einer bedeutenden Provinzialstadt gehegten Erwartungen vollkommen verwirklichten, ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, als wir um die scharfe Ecke einer aus der Vorstadt in die Mitte der Stadt führenden Straße biegen wollten. Das lange Gespann der Maulthiere, acht an der Zahl, zog in dem geeigneten Augenblick, wo das schwerfällige Fuhrwerk der Straße, welche wir hinausfahren wollten, gegenüber kam, nicht gehörig an, und da die glückliche Gelegenheit auf diese Weise verloren ging, so stand der Wagen plötzlich still. Zwei Mal versuchte der mayoral oder Fuhrmann den coup auszuführen, wobei ihn der more do porta oder Postillon, der das einzige Pferd des Gespannes ritt, getreulich unterstützte. Jedesmal mußten die sämmtlichen Maulthiere erst herumgelenkt werden, aber vergeblich war jede Bemühung, und fest saß die Arche Noahs auf Rädern, volle zehn Minuten lang, bis der Mayoral durch die Verzweiflung zum Muth aufgestachelt, und von mehreren malerisch aussehenden Gehülfen, welche der rusdo versammelt hatte, unterstützt, mit Zunge und Peitsche sein Gespann antrieb, während sein zagel oder Gehülfe wie ein Besessener herumsprang, bald auf den macho loskeilte, bald ein paar Maulthierstuten bearbeitete, bald einen Stein aufhob und ihn nach dem reiterlosen Vorderpferd warf. Zugleich hing sich ein halbes Dutzend Stallburschen und Gassenjungen, jeder an ein Thier des Gespannes, während der Postillon mit der Peitsche knallte und seine Sporen gebrauchte, bis endlich die Schwierigkeit überwunden, und der pons mularum passirt ward.

Das Hotel, in welchem wir einkehrten, war der Parador Nuevo, ein gutes, reinliches und ziemlich bequemes Haus, in welchem wir ein leidliches Frühstück hielten. Hier sind, was für die Halbinsel ein wahres Wunder ist, wirklich Klingeln angebracht, deren Ruf auch beantwortet wird. Die Dielen sind gebohnt, und eine derbe baskische muchacha war mit dieser ermüdenden Arbeit beschäftigt, als wir gerade eintraten. Die Polirbürste, deren sie sich be-

diente, verlangte aber glücklicherweise nicht die Erniedrigung des Knieens, sondern war mit einem Lederriemen an die Sohle des rechten Fußes angebracht. So ausgerüstet, fuhr sie so nach Art eines Schlittschuhläufers, mit der linken Hand auf die Hüfte gestemmt, lustig umher, mit einer Energie, die fast der der Elsler gleich kam, und einer anmuthigen Haltung, die fast an die Taglioni erinnerte, so daß es in der Ferne nicht leicht war, ihre Bewegung nicht mit der Cachucha zu verwechseln.

Da die Diligence in Vitoria drei Stunden lang verweilte, hatte ich vollkommen Zeit, nach dem Frühstück auszugehen und die Stadt anzusehen. Sie hat unzweifelhaft ein sehr stattliches Ansehen, und die Häuser sind größtentheils sehr schön gebaut. Einige davon würden jeder großen Stadt Ehre machen. Die Balkons sind groß und bequem, und die rejas gewöhnlich mit kugelförmig vergoldeten Knöpfen versehen, was einen hübschen Anblick gewährt. Vitoria ist befestigt und hat ungefähr **12,000** Einwohner. Der ursprüngliche Name ist Beturia, was im Baskischen eine Ebene bedeutet, und Vitoria ist daher ein korrumpirter Name, der in der Aehnlichkeit des Klanges seinen Grund hat. Der glorreiche Sieg, den Wellington hier errang, hat die Bezeichnung glücklicherweise nicht unangemessen gemacht. Vitoria ist die Hauptstadt der Provinz und der militairischen commandancia von Alava, der südlichsten der baskischen Provinzen. Im Winter ist die Temperatur kalt, ganz besonders während der Nordwinde, wo häufig Nebel vorherrschen, vorzüglich während des Morgens. Im Sommer ist jedoch das Klima ganz köstlich, und die Hitze niemals zu übermäßig. Eine englische Familie würde hier zu dieser Jahreszeit einen sehr angenehmen Aufenthalt finden, denn die Lebensmittel sind gut und wohlfeil, und die öffentlichen Spaziergänge werden durch nichts in ganz Europa übertroffen. Es ist auch ein Theater mit einer netten Façade hier. Die Häuser in dem älteren Theile sind sehr alt, und die Straßen unbequem, schmal und krumm, aber der neugebaute ist vortrefflich. Die neue Plaza, an der man zehn Jahr gebaut, und sie im Jahre **1791** vollendet hat, besteht ganz aus Quadersteinen, bildet einen Platz wenigstens **230** Fuß im Viereck, wird auf jeder Seite von neunzehn Bogen und einem Portikus getragen, und ist mit viereckigen Bruchsteinen gepflastert, auf welchen die Müssiggänger der Stadt sich herumtreiben. Hier befindet sich auch das consistorial oder Rathhaus, was schön gebaut ist, und sich imposant ausnimmt, das darüber ersichtliche Motto ist seltsam: „Viva Isabel II. — viva la Constitucion!“ Das Hospicio, eine Art Mittelding zwi-

schen einem Hospital und Armenhaus, ward im Jahre 1638 von Fray Lorenzo Jordanes, einem Franziskaner und sehr guten Architekten errichtet, und verbindet edle Einfachheit mit Geschmack und Eleganz.

Die öffentlichen Spaziergänge, von welchen ich schon gesprochen habe, sind die florida, innerhalb der Stadtmauern, voll von schönen in Reihen gepflanzten Bäumen mit Einschluß einiger Zedern, Ruhesitzen und Marmorstatuen, nebst den anderen Annehmlichkeiten eines Gartens, welchen ich durchwandelte und höchst reizend fand. — Und außerhalb der Stadtmauern der Prado von beträchtlichem Umfange, in welchem sich nur einige Reihen von Bäumen befinden, indem der Boden mit grünen Rasen bedeckt ist, und hier kommen die munteren Basken an Sonn- und Feiertagen zusammen und tanzen Stunden lang. Die Einwohner sind mit einer Menge Handwerke und Fabrikationen beschäftigt, und das hier fabrizirte Leder ist besonders berühmt. Es war Don Sancho mit dem Beinamen El Sabio, König von Navarra, der im Jahre 1181 diesen Ort vergrößerte und befestigte, und ihm den Namen einer villa oder Stadt gab. Sie ward später von den Mauren eingenommen, aber im Jahre 1200 von Alonso VIII. von Castilien erobert, der sie seiner Krone einverleibte, und im Jahre 1431 verlieh Don Juan II. ihr den Titel einer „ciudad“. In Vitoria ist auch nicht ein einziger berühmter Mann geboren. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und erzeugt Getraide und Gemüße in Fülle; dem Weinbau aber ist sie nicht günstig. Es befindet sich außer den zwei erwähnten Gasthöfen noch ein dritter hier, welcher die Casas de Portas heißt, auch giebt es einige gute Kaffeehäuser und einen circulo oder Art von Klub, wo vorzugsweise Karte gespielt wird.

Von dem Glockenthurme der Kirche zu Santa Maria genießt man eine schöne Aussicht auf die ungeheuere Ebene von Vitoria, welche nicht weniger als 168 Dörfer enthalten soll. Die in diese Kirche führende Vorhalle, über welcher sich der Glockenthurm erhebt, ist mit alterthümlicher Bildhauerarbeit verziert, die mehr sonderbar, als gut zu nennen ist. In der Kirche befinden sich ein paar gute Gemälde von Ribera, einem der besten Maler der spanischen Schule im großartigen Style. Es besteht hier ein sonderbarer Gebrauch, nach welchem Witwen, bei dem Jahrestage des Todes ihres Gatten, sich vor dem Hochaltar auf ein schwarzes Tuch niederwerfen, während die Kirch mit gelben Wachskerzen erleuchtet wird. Die Kirche von San Miguel

;ſt ebenfalls beachtenswerth. Der Vorhalle gegenüber, befanden ſich zwei breite Kreuzgänge und ſehr viel unſchöne Statuen in Mauervertiefungen. Die Kirche von San Franciſko, hat wie viele der in dieſem Theile von Spanien anzutreffenden Kirchen, einen Ueberbau mit drei Oeffnungen wie Thüren, in welchen Glocken aufgehängt werden könnten, die aber nicht dazu benutzt werden, und mit kleinen Spitzen gekrönt ſind. Viele von den Kirchen in allen baskiſchen Provinzen haben derartige Glockenthürme, die faſt ausſehen wie Pfefferbüchſen. Dieſe Kirche des San Francisco hat ebenfalls ihre doppelte Vorhalle, in der Plaza Vieja befindet ſich ein ſchöner Brunnen, mit einer etwas armſeligen Statue, der Marktplatz hat ein etwas antikes Anſehen, und wird Vielen beſſer gefallen als der dicht daneben gelegene neuere. Mädchen mit geflochtenen Haaren, die oft bis auf die Kniee herabreichen, kommen hierher, um in ihren antiken Krügen Waſſer zu holen, welches ſie auf ſehr orientaliſche Weiſe auf ihren unbedeckten Köpfen forttragen. Das Kloſter des heiligen Franciscus iſt ein ſchönes Bauwerk, wird aber jetzt als Magazin benutzt, und das von Santa Maria, dem erſteren gegenüber, wird zum Verkauf ausgeboten. Hier traf ich einen Exclaustrado oder außerhalb des Kloſters lebenden Mönch, der außerordentlich höflich und mittheilſam war, und der unter der gleichgültigen Regierung und dem unruhigen Volke, welches ſeine Geldverpflichtungen gegen Gott und Menſchen ſehr leicht nimmt, in ſo großer Noth ſich befand, daß ich ſehr nahe daran war, ihm eine peseta anzubieten.

In Vitoria verlieren ſich allmälig die baskiſchen Eigenheiten des Koſtümes. Das Flechten des Haares findet hier bei den Frauen nicht allgemein ſtatt, und Einige binden das ihre in ſehr unzierliche Tücher zuſammen. Die Hüte der Bauern fangen hier an ſammten, ſpitzig und zuweilen mit blaßrothen Roſetten oder Bändern geſchmückt zu werden. Auch Haarnetze ſieht man. Das maleriſche Koſtüm der Mönche vermißt man ſehr, aber die Prieſter tragen noch den ſchwarzen Tuchrock ohne Kapuze und den ungeheueren Schaufelhut, durch den ſich Baſil in Beaumarchais berühmter Oper auszeichnet.

Soeben iſt hier die Nachricht von dem Entweichen des Sohnes Don Carlos' und Cabrera's, welche die Wachſamkeit der franzöſiſchen Polizei zu täuſchen gewußt, hier eingegangen, und hat außerordentliche Senſation hervorgerufen. Da ich hier dem Schauplatz ihrer Thaten ſo nahe bin, ſo kann ich nichts Beſſeres thun, als meinen Leſern eine Skizze über die äußere Erſchei-

nung, den Charakter und die Laufbahn dieser Person mitzutheilen. „Wer den Finger in den Familientopf steckt, wird ihn verbrannt herausziehen," sagt das Sprüchwort, da ich aber keine besondere Liebe zum Carlismus hege, so werde ich auch kein Komma in meinem Dintenfaß zurücklassen. Um daher die Fleisch-schnitten nicht unter die Brühe zu mengen, und unsere Olla gebührend aufzu-tischen, werde ich ihr ein neues Kapitel widmen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Don Carlos Luis, der gegenwärtige Prätendent der spanischen Krone. — Aussichten für eine carlistische Invasion. — Abriß der Lebensgeschichte Cabrera's. — Er beginnt als verdorbener Priester. — Die erste carlistische Insurrektion. — Die Bergfestung Morella. — Sein Auftreten als Guerilleros. — Er erhält den Obersten-rang. — Nachrichten über die Hinrichtung seiner Mutter. — Seine schreckliche Vergeltung. — Er wird zu dem Range eines General-Majors befördert. — Er entledigt sich seiner Nebenbuhler auf ziemlich unumständliche Weise. — Don Carlos Niederlage vor Madrid. — Außerordentliche Einnahme von Morella. — Die Belagerung. — Die brennende Bresche. — Er wird zum Kommandanten von Morella gemacht. — Sein Einfall in die huerta von Valencia. — Sein Sieg bei Maella. — Seine furchtbare Grausamkeit. — Zweite Belagerung von Morella. — Cabrera wird krank. — Espartero zieht ohne Schwertstreich in die Festung ein. — Er nimmt Berga. — Cabrera zieht sich nach Frankreich zurück. — Allgemeine Schilderung seines Charakters. — Balmaseda.

Vitoria, 20. September.

Don Carlos Luis, der Sohn des Don Carlos, zu dessen Gunsten der Letztere vor einiger Zeit auf seine Ansprüche auf die spanische Krone verzichtete, ist von der Natur nicht mehr begünstigt als sein Vater, und hat eben so wenig Aussicht, sich durch die Bande persönlicher Anhänglichkeit eine Partei zu sichern. Der Prinz, welcher den Namen eines Grafen von Montemolin angenommen hat, steht in seinem achtundzwanzigsten Jahre, und mißt etwa fünf Fuß fünf Zoll englisch Maß. Seine Miene hat ebensowenig Heldenmäßiges

als sein Wuchs. Sein Haar und Teint sind dunkel, und eine besondere Eigenthümlichkeit erhält seine Erscheinung durch den sehr schwarzen Bart, den er rund um das Kinn trägt, das Hervorragen der Oberlippe und der Zähne, was bei dem Gespräch sehr auffällig sichtbar ist, und den Mangel an dem linken Augapfel, der sich zuweilen umdreht, so daß das ganze Auge weiß aussieht. Seine Stirn ist ziemlich schmal, seine Nase lang, und an der Spitze breit und ein wenig seitwärts gebogen. Sie ist nicht gerade das, was man eine krumme Nase nennen würde, aber doch sicherlich auch keine, wofür man sich bei seinem Portraitmaler bedanken würde.

Noch auffälliger in seiner äußern Erscheinung ist der Umstand, daß seine Kniee einwärts gebogen sind, was besonders bei dem Gehen bemerkbar wird — ein Mangel, den alle spanische Bourbons mehr oder weniger theilen. Der Prinz (oder Graf, da er dem letzteren Titel den Vorzug giebt) scheint diese Unvollkommenheit sehr gut zu kennen, denn er bemüht sich unausgesetzt, sich sehr aufrecht zu halten; bei der Bewegung aber tritt der Uebelstand in Folge der unbeholfenen Versuche, ihn zu verhehlen, nur um so sichtbarer hervor. Er ist nicht ganz ohne Partei, aber an eine Restauration der Carlisten in Spanien ist jetzt auch nicht mehr im Entferntesten zu denken. Der Graf von Montemolin hat bis jetzt noch nie eine militairische oder bürgerliche Fähigkeit gezeigt und ist in dieser Hinsicht das Seitenstück zu seinem Vater. Die Abenteuer dieses jungen Prätendenten in Frankreich, und seine ziemlich gut ausgesonnene Flucht nach London leben noch frisch in dem Andenken meiner Leser, aber diese Flucht war im politischen Sinne von durchaus keiner Bedeutung, und ausgenommen, daß sie ihn von einer Aufsicht befreite, die wenig besser war als wirkliche Haft, hätte sie keine weitere Sensation hervorzurufen gebraucht, als ein Gelächter über die französische Polizei, welche vor drei Monaten sich dadurch, daß sie den Prinzen Ludwig Napoleon aus Ham entwischen ließ, eben so lächerlich gemacht hatte.

Der thätigste militairische Anhänger der carlistischen Sache, seit dem Tode Zumalacarregui's, und der Mann, zu welchem der Graf von Montemolin das meiste Vertrauen hegt, er werde ihn auf den Thron des heiligen Ferdinand setzen, ist der General Cabrera, der ungefähr um dieselbe Zeit wie der Graf von Montemolin den Händen der französischen Polizei entschlüpfte.

Don Ramon Cabrera ward im Jahre **1809**, gleich nach der französischen Invasion in Tortosa geboren. Seinem catalonischen Ursprunge ver-

dankt er die rauhe Energie und die unternehmende Unthätigkeit, welche die Eingebornen dieser Provinz von den übrigen Spaniern unterscheiden. Er ist jetzt siebenunddreißig Jahre alt, und seine Körpergröße ist genau die Napoleons (womit aber glaube ich die Aehnlichkeit zwischen beiden Männern aufhört) nämlich fünf Fuß vier Zoll englisch Maß. Er ist sowohl hager als klein, und sein Wuchs hat durchaus nichts Empfehlendes. Sein Teint ist dunkel, und sein Haar und Bart sehr schwarz, aber dünn und schwach, ganz im Gegensatz zu der gewöhnlichen Fülle des Spaniers, ehe ihn das Alter niederbeugt. Er geht etwas gebückt und sieht überhaupt sehr schwächlich aus, so daß man sich über seinen Ruf wundert. Sein Mund ist groß und hat einen Ausdruck von Blutdürstigkeit und läßt sogleich an die Grausamkeit denken, mit welcher er Tausende von gefangenen Christinos niederschießen ließ, um sein Frühstück zu würzen. Seine Stirn hat nichts Bemerkenswerthes. Die Augen sind bräunlich=grau, haben einen grellen, theilnahmlosen Ausdruck und blicken unter schwarzen, buschigen Augenbrauen hervor. Der abstoßende Charakter seines Aeußeren wird dadurch vollständig gemacht, daß diese Unheil verkündenden Brauen in einander laufen, und daß er über dem linken Auge eine tiefe Schmarre auf der Stirn hat, während er Einem bei dem Gespräch selten in das Gesicht sieht. Sollte er Nogueras, den Mörder seiner Mutter in London, antreffen (was sehr leicht der Fall sein könnte) so wird er ihm wahrscheinlich Stahl zu kosten geben. Cabrera's denkwürdigste Waffenthat war, daß er das Gebirgsschloß Morella mehre Wochen lang gegen die christinische Armee behauptete, die sich endlich zurückzog, ein Dienst, für den er eine solche Standeserhebung erhielt, als Don Carlos ihm verleihen konnte. Später übergab er jedoch die Festung an Espartero mit einem Grade verhältnißmäßiger Schwäche, den selbst seine Krankheit unerklärlich macht. Seine Mutter starb höchst heldenmüthig und bethätigte die oft wiederholte Bemerkung über die höhern Eigenschaften der Frauen auf der Halbinsel. Sie war eine wahrhafte spanische Amazone, und ihr Tod die kaltblütige Rache Nogueras, wegen eines Sieges, den ihr Sohn über ihn errang. Beide leben jetzt in der Verbannung wie so viele Hunderte von Spaniens bessern Kindern.

„Perezoso no alcanza
Vitoria in triunfo alguno.“

Don Ramon begann seine Laufbahn, wie Viele der ersten Guerilleros als ein voleur de grand chemin. Sein Vater war ein armer Matrose, und

seine Mutter gehörte zur Zunft der Fischweiber. Seine Erziehung glich der der meisten Kinder seines Standes in Spanien, während einer Zeit der Invasionen und Bürgerkriege — oder mit andern Worten, er erhielt gar keine Erziehung. Die ersten funfzehn Jahre seines Lebens verlebte er spielend an den Ufern des Ebro und in den Straßen von Tortosa, mit der sorglosen Freiheit eines jungen Wilden. Als sein Bart zu wachsen begann, ward er zum geistlichen Stande bestimmt und als famulo (halb Diener, halb Schreiber) zu einem Kanonikus der Kathedrale, Namens Don Vincente Previsia, gebracht. Es giebt in Tortosa keine Universität, und zu jener Zeit gab es nicht einmal eine leidliche Schule. Diejenigen, welche daher in den heiligen Stand zu treten wünschten, sahen sich genöthigt, sich unter die Obhut eines der im Orte anwesenden Priester zu stellen, für welche sie allerlei häusliche Arbeiten besorgen, und dagegen von ihnen etwas Latein, Theologie und etwas aristotelische Philosophie gelehrt erhielten. Der wilde, ausschweifende Charakter des jungen Cabrera harmonirte nur schlecht mit diesem gelehrigen Stillleben. Alle Lehren des guten Kanonikus waren an ihm weggeworfen. Er war gleichzeitig der liederlichste und zerlumpteste Schüler in Tortosa. Seine leidenschaftliche Liebe zu den Frauen brachte ihn täglich in neue Verwickelungen. Wenn ein einsames Haus oder ein Garten bestohlen ward, so fiel der Verdacht sofort auf ihn. Wenn ein alguacil Prügel bekam, so klagte man sofort ihn an. Er war faul, ausschweifend, zanksüchtig, unverschämt, kurz ein vollkommener tronero, und als die Zeit kam, wo er sich um die Ernennung zum Unterdechanten bewarb, wies ihn der Bischof, Don Victor Saez, unbedingt zurück.

Er war nun vierundzwanzig Jahr alt, ohne Handwerk oder Beruf oder Geld, aber im Besitze des allerschlechtesten Rufes. In diesem Augenblicke kam die Nachricht von dem Tode Ferdinands VII. nach Tortosa. Diese ward von dem verdorbenen Schüler als eine sehr glückliche begrüßt, und er begann sofort die Gelegenheit zu benutzen. Sieben oder acht Tage darauf (ungefähr um die Mitte des Octobers 1833) ward eine Verschwörung gegen die Thronfolge der Königin Isabella entdeckt, und Cabrera war mit dabei. General Berton, Gouverneur der Stadt, und Don Mateo Sanpons, Generalvicar, verfolgten die Verzweigung der Verschwörung weiter, und unter den ersten Anzeigen befand sich auch Cabrera's Name. Er entwischte noch Zeit genug, um der Verhaftung zu entgehen, floh in das Gebirge und ward sofort ein Geäch-

teter. Hier erfuhr er, daß die Festung Morella in die Hände carlistischer Insurgenten gefallen sei, und er begab sich dahin, um Dienste zu nehmen. Die Stadt Morella spielt in Cabrera's Leben eine große Rolle. Sie war die Wiege, der Thron und das Grab seines Glückes. Morella ist die Hauptstadt des wilden Distriktes El Manstrazzo genannt, an der Sierra, welche die Königreiche Aragonien und Valencia trennt. Fünf Provinzen grenzen an diesen Distrikt, und der Paß und das Schloß von Morella sind daher von der größten Wichtigkeit, und spielten während der vielen carlistischen Kriege eine sehr hervorstechende Rolle. Als Cabrera in der Festung ankam, trug er sein zerlumptes Studentencostüm, mit alpargatas (hanfenen Beinkleidern) und einen langen Stock in der Hand. Er sagte, daß er schreiben könne, und ward sogleich zum Korporal gemacht, und da es an regelmäßigen Musqueten fehlte, so versah man ihn einstweilen mit einer alten Vogelflinte. Morella ward bald darauf vom General Berton angegriffen. Cabrera zeigte bei dem ersten Gefecht großen Muth nnd ward sofort zum Sergeanten befördert. Berton nahm endlich Morella, und die carlistischen Banden wurden zerstreut, aber Cabrera, der nun Lieutenant war, stellte sich an die Spitze von etwa zwanzig Tortosanischen Landsleuten, und warf sich in die Gebirge von Niederarragonien, um auf eigene Rechnung Krieg zu führen, oder vielmehr zu rauben und zu plündern.

Cabrera war bald ein vollkommener Guerillero; er hatte jede dazu nöthige Eigenschaft; jung, stark, unternehmend, gewissenlos, energisch, arm und geächtet, hatte er nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen. Bald sah er sich an der Spitze einer zahlreichen Bande von Latrofacciosos und nahm den Titel eines Obersten an. Zwei Jahre lang durchzog er das Land nach allen Richtungen, raubte und plünderte ungehindert, und sein Ruf verbreitete sich bald fern und nah. Ein nebenbuhlerischer Guerillero, Namens Carnicer, ward ungefähr um diese Zeit von den Christinos erschossen, und man glaubt noch heute in Arragonien allgemein, daß er in Folge einer von Cabrera mitgetheilten heimlichen Nachricht aufgefangen ward — ein Grad von Verrätherei, der unglücklicher Weise mit seinem gewissenlosen und unbezähmbaren Ehrgeiz nur zu gut vereinbar ist.

Als Cabrera auf diese Weise seines Nebenbuhlers ledig war, erlangte er sofort den ersten Rang unter den Latro-faccioso-Häuptlingen des Landes, und erhielt, nachdem er sich gegen Ende des Jahres 1835 in das Lager des Don

Carlos in Navarra begeben, von demselben die förmliche Anstellung als Oberst. Kurz darauf war er siegreich in einigen Gefechten mit der Garde der Königin in Valencia, und hatte bald tausend Mann unter seinen Befehlen, und erlangte den Ruf eines Guerilleros vom ersten Range. Er mischte in seine kriegerischen Leistungen unabänderlich die zügellosesten Ausschweifungen, und so oft er einige Zeit Ruhe hatte, stellte er bis zum letzten Augenblicke in seinem Quartiere Gelage und Bälle an, lehrte seine Offiziere trinken, zechen und tanzen, und hatte in jedem seiner drei Cantonnements drei oder vier Frauen. Viele Geschichten, die man über seine Ausschweifungen erzählt, sind geradezu unglaublich. Eine der wesentlichsten Eigenschaften eines Babecilla (Anführers unregelmäßiger Truppen) ist Rücksichtslosigkeit in Bezug auf Blutvergießen. Ein spanischer Bandit würde seinen Anführer verachten, wenn er in dieser Beziehung irgend eine Schwäche verriethe. Cabrera besaß diese Eigenschaft in größter Vollkommenheit. Sein wollüstiges Leben erhielt seine Abwechselung nur durch schreckliche Zwischenfälle von Grausamkeit. Es ist entsetzlich, es zu berichten, aber eben diese sang froid war es, was ihm in Spanien die Achtung seiner Soldaten verschaffte. Niemand rauchte den cigarillo kaltblütiger als er, während er den Befehl gab, ein Dutzend Gefangene zu erschießen, Niemand sah sie mit dem Blick kälterer Gleichgiltigkeit zum Tode führen. Diese Grausamkeit Cabrera's war schon sprichwörtlich geworden, als ihm im Februar 1836 ein tragischer Vorfall eine Art Entschuldigung verschaffte.

Don Ramons Mutter hatte seit einiger Zeit in Tortosa ein sehr eingezogenes Leben geführt. Der Brigadier Nogueras, welcher damals in Niederarragonien das Kommando führte, ließ sie verhaften und verlangte vom General Mina, General-Kapitain von Catalonien, Vollmacht, sie hinrichten zu lassen, weil sie bei einer carlistischen Verschwörung betheiligt sei, die er, wie er erklärte, in Tortosa entdeckt hatte. Mina gab den Befehl, und die arme alte Frau ward sofort, ohne Richter, ohne Proceß, erschossen, zur Vergeltung, sagte man, für die Greuel, welche ihr Sohn alltäglich beging. In Spanien ward Anfangs davon nicht viel Aufhebens gemacht, aber in England erregte es allgemeine Entrüstung, und die Vorstellungen unsers Ministers bewogen die spanische Regierung, die Sache näher zu untersuchen. Mina ward später in den Cortes darüber befragt, und hatte die Dreistigkeit, zu behaupten, daß ein Kriegsgericht gehalten, daß die Existenz der Verschwörung nachgewiesen

worden sei, und daß in der That ein regelmäßiger Proceß stattgefunden habe. Natürlich war es ihm unmöglich, dieses Anführen nur im Geringsten zu beweisen, und die ganze Verantwortlichkeit der That ruhte auf ihm und Nogueras, hauptsächlich aber auf dem Letzteren. Endlich ward Nogueras, um England zu befriedigen, pro forma verabschiedet, aber die Presse und Nationalgarde von Saragossa lobte sein Verhalten, und die Letztere bat darum, daß man den klugen, energischen Offizier wieder in sein Kommando einsetzen möge. Er ward auch wieder eingesetzt und später einer von Espartero's Günstlingen, wie die Einwohner von London wohl wissen. Der unglückliche Mensch hat jedoch nun genug gelitten, und man kann daher einen Schleier über seine Uebelthaten fallen lassen. Die Folgen derselben waren jedoch, insoweit Cabrera dabei betheiligt war, fürchterlich. Obschon er sich schon längst mit seiner Mutter veruneinigt hatte, bewahrte er doch gegen sie jenen Grad lockerer Zuneigung, welche wilde Jünglinge fast immer gegen die einzige Person hegen, die ihre Unregelmäßigkeiten mit nachsichtigem Auge betrachtet. Außer sich vor Wuth bei der Nachricht von ihrer Ermordung, erließ er einen teuflischen Tagesbefehl, nach welchem vierunddreißig Frauen von christinischen Offizieren, die damals in seinen Händen waren, sofort erschossen wurden. Er machte ferner gleichzeitig bekannt, daß Alle, die später mit den Waffen in den Händen ergriffen würden, sofort das gleiche Schicksal theilen sollten, und daß er unablässig fortfahren würde, den Tod seiner Mutter an den Familien der christinischen Häuptlinge zu rächen. Diese furchtbare Drohung ward buchstäblich befolgt, besonders während der unmittelbar auf Noguera's Gräuelthat folgenden Zeit, und Cabrera erlangte sogar einen gewissen Ruf, daß er dieses Rachegelübde so gewissenhaft erfüllte.

Während der ersten Hälfte des Jahres **1836** trug Cabrera in mehren Gefechten mit dem General Palarea in Valencia den Sieg davon, und ward im Juli desselben Jahres von Don Carlos zu dem Range eines Generalmajors erhoben. Man erzählt sich, daß er, um seine Beförderung zu betreiben, eine seiner abgedankten Maitressen in der Eigenschaft einer Dienerin in das Haus des Grafen von Villemur, damals Don Carlos' Kriegsminister, gebracht habe, und daß er ihr von Zeit zu Zeit, vermittelst eines zuverlässigen ariero Geld zuschickte, um sie in den Stand zu setzen, die Rathgeber des Prätendenten zu bestechen. Diese Angabe ist jedoch vielleicht eine bloße von dem Parteigeiste ersonnene Geschichte. Gegen das Ende dieses Jahres

fand die berüchtigte Expedition des Generals Gomez durch Spanien nach Andaluſien ſtatt. Cabrera ſchloß ſich dieſer Expedition mit ſeiner Bande an, und ein andrer Guerilleros, der berüchtigte El Serrador, that daſſelbe. Von welcher Art auch der Grund des Mißverſtändniſſes geweſen ſein mag, welches ſich ſpäter ergab, als ſie Caceres erreichten, ſo befahl Gomez ihnen Beiden, ſeine Armee binnen achtundvierzig Stunden zu verlaſſen, was ſie auch demgemäß thaten. Die von den zügelloſen Horden, welche ſie commandirten, begangenen Räubereien ſind als der Grund dieſes Bruches angeführt worden, aber die wahrſcheinliche Urſache war Eiferſucht. Bei ſeiner Rückkehr ließ Cabrera ohne weitere Umſtände El Serrador verhaften, und war nun der einzige Cabecilla von Valencia und Murcia. Er ward ſehr bald zum Generalkommandanten dieſer beiden Provinzen ernannt, und ſchloß ſich im Mai **1837** Don Carlos bei ſeinem großen Unternehmen gegen Madrid an. Sein gewöhnliches Glück begleitete ihn, denn der einzige Nebenbuhler, der ihm im Oſten von Spanien entgegengeſtellt werden konnte, der brave Quilez, ward in der glänzenden Affaire getödtet, welche am **24.** September bei Herrera zwiſchen dem General Buerero und der Expeditionsarmee ſtattfand.

Cabrera marſchirte mit der Avantgarde und zeigte bedeutenden Muth. Er rückte bis an das Stadtthor, die berühmte Puerta de Atocha, vor und beſetzte die nahgelegenen Anhöhen mit ſeinen Scharfſchützen. Er ſah von ſeinem Hauptquartier durch das Fernglas die Infantin Luiſe Charlotte die königliche Armee von dem Balkon des Palaſtes herab muſtern. In dieſem entſcheidenden Augenblicke, gerade als die Armee den Befehl erwartete, in Madrid einzurücken — an dem denkwürdigen **15.** Auguſt — gab Don Carlos Ordre zum Rückzug! Es iſt unnöthig, hier in eine Unterſuchung der Urſachen einzugehen, welche den ſo ſonderbaren Entſchluß hervorriefen. Es genüge, zu ſagen, daß derſelbe in der ganzen carliſtiſchen Armee die größte Unzufriedenheit hervorrief, ganz beſonders aber bei Cabrera. „Künftig," ſagte er in Gegenwart aller ſeiner Offiziere, „wenn ich einen Befehl von dem Prinzen erhalte, **yo hacé en mi cabeza** (werde ich ihn blos in Gedanken ausführen);" dieſes Verſprechen erfüllte er buchſtäblich.

Als die Bewegung des Rückzuges begann, brach er mit ſeiner Diviſion nach dem Königreiche Valencia auf, und überließ es Don Carlos, in die Provinz zurückzukehren, ſo gut er konnte. Cabrera's Ruf als Militair war während dieſes Feldzuges durch die Entrüſtung und Unzufriedenheit, welche die

Unfähigkeit des Prätendenten erregt hatte, nur noch vermehrt worden. Jeder sagte, daß wenn Cabrera den Oberbefehl gehabt hätte, die Armee in Madrid eingerückt sein würde, und von diesem Tage an ward er von den Carlisten als ihr Held betrachtet (denn Zumalacarregui war nicht mehr) und er spielte von nun an die Hauptrolle. Bis zum Schlusse des Jahres **1838** war Cabrera größtentheils siegreich, während Don Carlos' Waffen überall Niederlagen erlitten.

Seit längerer Zeit war er darauf bedacht gewesen, in den Besitz von Morella zu gelangen, in der Absicht, daselbst ein Hauptquartier aufzuschlagen. Im Februar **1838** ward er auch durch einen außerordentlichen Handstreich, dessen authentische Einzelheiten das größte romantische Interesse besitzen, Herr dieser Festung. — Ein Artillerist, Namens Pedro (auf der Halbinsel nennt man Leute der unteren Volksklassen in der Regel nur bei ihrem Taufnamen) war von der christinischen Armee desertirt und hatte unter Cabrera Dienste genommen. Er hatte früher zu der Garnison von Morella gehört, und trat eines Tages mit der Hand an der Mütze Don Ramon in den Weg und sagte:

„General, ich mache mich verbindlich, Morella mit einer halben Compagnie einzunehmen, wenn vuestra excellenzia mir dieselbe zur Verfügung stellen will."

„Du sollst sie haben," sagte der General, von der entschlossenen Miene des Mannes betroffen, „wäre es auch blos, um Deine gute Absicht zu belohnen."

Pedro machte sich ohne Verzug mit seiner kleinen Schaar, die aus vierzig Infanteristen unter dem Befehl eines Lieutenants bestand, auf den Weg nach Morella. Es war gegen sieben Uhr Abends, und die Dunkelheit schon eingebrochen, als man an dem Fuße des Felsens ankam, der von der Citadelle von Morella gekrönt wird. Einige Zeit lang beschäftigte er sich mit Aufsuchung des Punktes, an welchem er während seines Verweilens in der Festung oft den Felsen hinunter- oder heraufgestiegen war. Die Nacht war kalt, das Commissariat war (wie das in Spanien stets der Fall ist) schlecht versorgt, der Lieutenant und seine Soldaten fingen an zu murren, als sie plötzlich Pedro mehre Fuß hoch über ihren Köpfen hängen und wie ein Affe den Felsen erklimmen sahen. In weniger als Dreiviertelstunde hatte er den Wall erreicht, den er ebenso erkletterte, wie die übrigen Festungswerke. Die Schildwachen hatten sich in ihre Häuser geduckt, um Schutz gegen die rauhe Witterung zu suchen. Pedro kroch an das erste Schilderhaus heran, schoß mit seiner Mus-

quete die Schildwache nieder und entriß ihr das Gewehr. Die Wache stürzte bei dem Knalle heraus, aber Pedro gab mit beispielloser Kühnheit auf den ersten Soldaten, der zum Vorschein kam, wieder Feuer, und streckte ihn ebenfalls todt nieder, indem er zugleich mit lauter Stimme rief: „Viva Carlos quinto!“ Die übrigen Soldaten warfen, in der Meinung, daß die Citadelle im Besitz der Carlisten sei, die Waffen weg und flohen. Der Allarm verbreitete sich durch die ganze Festung, und auf allen Seiten erhob sich das Geschrei: „los Facciosos!“

Mittlerweile war Pedro nicht müssig, sondern verschloß sorgfältig alle Eingänge, welche zu der Terrasse führten, von der er auf so glückliche Weise Besitz genommen hatte. Nachdem er sich so gut als möglich verbarrikadirt hatte, half er dem Lieutenant mit Hilfe von Stricken den Wall herauf, und der Sergeant und der größte Theil der Leute, die ihn begleitet hatten, stiegen dann auf dieselbe Weise nach. Einige hatten sich auf den Rückweg gemacht, um Cabrera die Nachricht von Pedro's wunderbarer That zu überbringen. Die kleine Schaar verbrachte die Nacht auf der Terrasse, erstaunt, daß man sie nicht angriff, und erwartete die Ankunft einer größern Streitmacht. Sie wußte nicht, wie vollständig ihr Sieg war. Der Gouverneur des Platzes hatte, von demselben panischen Schrecken ergriffen, wie die Garnison, um zwei Uhr des Morgens die Thore geöffnet und Morella mit seiner ganzen Streitmacht geräumt.

Als bei Tagesanbruch die Einwohner der Stadt, beinahe sämmtlich Carlisten, den Abzug der Garnison entdeckt hatten, erschienen sie auf den Straßen und riefen: „Viva Carlos quinto! Viva la religion! Viva la Virgen! Viva Cabrera!“ Pedro getraute sich jedoch nicht so schnell aus seiner Festung heraus, und die Einwohner wußten nicht, welchem Umstande sie das außerordentliche Schweigen zuschreiben sollten, welches in der Citadelle herrschte, als eine Abtheilung Reiter an den Thoren der Stadt anlangte — es war Cabrera mit seinem Stabe. Nun erklärte sich bald Alles. Die Gefangenen in der Citadelle wurden in Freiheit gesetzt und in Triumph herumgeführt, und die Fahne des „Carlos Quinto“ wehte siegreich über Morella. Pedro ward auf der Stelle zum Hauptmann und Ritter des heiligen Ferdinand gemacht, der Ruhm der Expedition jedoch wie gewöhnlich dem General Cabrera zugeschrieben.

Obschon Cabrera an diesem Unternehmen keinen Antheil hatte, so ging doch die darauf folgende Organisation von ihm aus. Er war nicht sobald im

Besitz dieser längst begehrten Mauern, als er Morella zum Mittelpunkt sowohl einer Regierung als einer Armee zu machen suchte. Spanier und Ausländer drängten sich von allen Seiten zu. Mit Verwaltungsgegenständen, sowohl bürgerlichen als militairischen, nur wenig vertraut, war er so verständig, dem Rathe Derjenigen zu folgen, die in diesen Dingen Erfahrung besaßen. Gut gebildete Offiziere, größtentheils Franzosen, wurden mit dem Unterricht der Soldaten beauftragt. In Cantavieja errichtete er eine Stückgießerei, wo er aus Glocken mehre sehr gute Geschütze anfertigen ließ. In Mirambel, Morella und den meisten Dörfern des Maestrazzo wurden Pulver- und Waffenfabriken in Gang gesetzt, während die schon vorhandenen Festungswerke durch neue vermehrt wurden.

Die Christinos, die durch diese Anstalten außer sich geriethen, beschlossen, den festen Platz wieder zu gewinnen, aus welchem sie sich auf so lächerliche Weise hatten verdrängen lassen. Ihr Versuch gewährte Cabrera nur Gelegenheit zu einem neuen Triumphe. Im Juli 1838 marschirte General Oraa, an der Spitze der constitutionellen Armee des Centrums gegen Morella. Seine Streitmacht bestand aus ungefähr 20,000 Mann, in drei Divisionen. Die erste unter Aspiroz (welcher kürzlich die Vereinigung seiner Streitmacht mit der des Generals Narvaez vor der Schlacht bei Torrejon de Ardaz bewerkstelligte) näherte sich den Bergen des Maestrazzo von der Nordseite her. Die zweite unter den Befehlen Van Halens, (der bei einer neuern Gelegenheit Espartero's erster General war, und bei der Belagerung von Sevilla commandirte) marschirte von Westen her über Temel. Die dritte von Pardinas angeführte nahm eine Position südöstlich bei Castellon de la Plana. Diese drei Colonnen besetzten die drei Punkte eines Dreiecks, dessen Mittelpunkt Morella war, und hatten Befehl, auf diese Festung loszumarschiren. Die Bewegung ward sehr prácis, aber außerordentlich langsam ausgeführt.

Cabrera ließ, als er die Annäherung des Feindes erfuhr, seine besten Truppen in der Festung zur Vertheidigung derselben, und rückte selbst mit 3000 Mann aus, um die nächste Umgegend zu besetzen. Er occupirte die Höhen, welche Morella umgaben, und als die Christinos so weit vordrangen, molestirte er sie unaufhörlich, indem er ihnen plötzlich in den Rücken fiel, oder auf ihre vorderen Kolonnen feuerte, nach Art eines tüchtigen Guerilleros. Dieser Krieg ward von keiner Taktik geregelt. Es waren zwischen den Belagerten und ihren Verthiedigern außerhalb der Mauern blos einige wenige Sig-

nale verabredet, indem man Raketen von verschiedenen Farben steigen ließ, um nur einigermaßen übereinstimmende Operationen möglich zu machen.

Cabrera hatte aber auch eine noch einfachere Methode, sich mit dem Innern des Platzes in Mittheilung zu setzen. Beinahe jede Nacht, so lange die Belagerung dauerte, trennte sich ein junger Mann von den carlistischen Vorposten auf den Anhöhen, und schlich sich unter dem Schutze der Dunkelheit an den Fuß der Mauer. Hier ward ihm ein mit Knoten versehener Strick herabgeworfen, und er auf diese Weise in die Citadelle heraufgezogen. Dieser junge Mann war Cabrera selbst, wenigstens behaupten dies die Carlisten allgemein. Auf diese Weise konnte er sich von dem genauen Zustande der Garnison überzeugen, der er regelmäßig auch die neuesten Nachrichten von Außen mitbrachte; er kehrte unter dem Schutze der Schatten der Nacht auf demselben Wege wieder zurück, erschien des Morgens wieder bei seiner kleinen Armee und begann den Feind auf neue Weise zu belästigen. Zögerungen und Mangel an Vorsicht charakterisiren die sämmtlichen Operationen der Christinos. Draa blieb aus Mangel an Artillerie, die er in Alcaniz zurückgelassen hatte, acht Tage unthätig vor dem Platze liegen. Er beschäftigte sich während dieser Zeit mit Recognosciren und suchte sich so gut als möglich zu verschanzen. Am achten Tage eröffnete er das Feuer, und drei Tage darauf war die Bresche praktikabel. Anstatt aber sogleich den Sturm beginnen zu lassen, warteten die Christinos auf eine Bresche, und in der Zwischenzeit besannen sich die Belagerten auf ein eigenthümliches Vertheidigungsmittel, welches einen guten Beleg zu dem Charakter dieses Parteikrieges giebt.

Es lag in Morella eine ungeheure Quantität Holz, das Sparrwerk von mehr als hundert Häusern, die den Constitutionellen gehört hatten, und von den Carlisten demolirt worden waren. Dieses Holz häufte man in großen Massen auf die Bresche und steckte es alsdann in Brand. Die Flammen stiegen hoch empor und warfen einen hellen Schein über die Stadt und Citadelle. Immer wurden wieder neue Massen auf die Flammen geworfen, und binnen wenigen Stunden war die Bresche ein ungeheurer flammender Heerd, der ringsumher eine glühende Hitze verbreitete, und allen Zugang unmöglich machte. Cabrera's Soldaten riefen den Belagerern höhnisch zu: „Weshalb wollt Ihr denn nicht heute Abend stürmen? wir haben uns die Mühe genommen, Euch zu leuchten.“ Gerade so verhöhnten bei der Belagerung von Ba-

dajoz die Franzosen unsere Soldaten mit den Worten: „Warum kommt Ihr nicht herein nach Badajoz?" Aber wir kamen endlich nach Badajoz!

Die Christinos versuchten endlich auch den Sturm, aber er mißglückte. Mehr als **200** Mann wurden sowohl durch die Kugeln der Vertheidiger als durch das Feuer der Bresche kampfunfähig gemacht, und die verbrannten Soldaten schrieen, dem schrecklichen Platze entfliehend: „Cabrera es un Demonio y Morella un enfiermo." (Cabrera ist ein Teufel, und Morella eine Hölle.)

Die Carlisten unterhielten dieses Feuer Tag und Nacht; es ward ein zweiter Sturm versucht, der eben so fehl schlug wie der erste. Auch der Hunger wüthete in Draa's Armee.

Als die Lebensmittel erschöpft waren, schlachtete man die Pferde. Alle Mannszucht hörte auf. Noch ein Mal gab Draa Befehl zum allgemeinen Sturm, aber der verzweifelte Versuch ward wieder zurückgeschlagen. Endlich hoben die Christinos, nachdem sie eine große Zahl an Todten vor diesen Mauern verloren, und unter diesen auch den frühern Gouverneur von Morella, der sich die Festung auf so alberne Weise hatte nehmen lassen, die Belagerung am **18.** September auf. Die Bresche brannte noch, Cabrera zog wieder ein, und das Feuer ward gelöscht. Er kehrte triumphirend in die befreite Stadt zurück. Niemals ward ein König von Spanien mit solchem Uebermaß von Enthusiasmus empfangen. Die Glocken läuteten, phantastische Bewunderer warfen sich, als er vorüberzog, auf die Kniee, und begrüßten ihn als einen Heiland und Retter. Es ward in Morella eine Zeitung gedruckt, deren Redacteur, ein alter Priester (in solchen Händen befand sich damals die spanische Presse größtentheils), jeden Abend zu Cabrera ging, um dessen Befehle einzuholen, und eine pomphafte Geschichte der Belagerung mit den Worten schloß:

„Wir Alle, tapfere Soldaten der Armee und Bewohner der heldenmüthigen getreuen Stadt, glauben, daß Se. Majestät nichts Besseres thun kann, als wenn sie dem unsterblichen Cabrera nach einem so großen Siege den Titel eines Grafen von Morella verleiht."

Der auf diese Weise angedeutete Titel, ward nebst dem Range eines Generallieutenants sofort gewährt und Ramon, der noch vor fünf Jahren ein zerlumpter Schüler gewesen, konnte sich jetzt als „Conde de Morella" unterzeichnen. Don Carlos schickte ihm auch ein eigenhändiges Dankschreiben, worin er bat, daß er noch ferner der cuchillo der Gottlosen sei und daß die

Santissima Virgen de los Dolores, unsere Generalissima, ihn mit ihrem Mantel bedecken und ihn schützen und vertheidigen möge.

Die Nachricht von der Aufhebung der Belagerung von Morella verbreitete sich nun auch durch ganz Spanien, es war der größte unerwartete Sieg, den die Carlisten seit langer Zeit errungen hatten. Cabrera ward mehr als je der Held seiner Partei. Wir haben gesehen, auf welche Weise dieser große Ruf erworben ward, und wie viel davon eigentlich auf seinen Antheil kam. Die Zögerungen und die Fehlgriffe Oraa's waren die erste Ursache dieses Ereignisses. Cabrera's Verdienst bestand blos darin, daß er den Feind à tort et à travers ohne Plan oder Methode und nach Art eines Guerilleros angegriffen hatte.

Es fiel ihm nach seinem Siege nicht einmal ein, Oraa's Armee zu verfolgen, die sich in der größten Unordnung zurückzog und die er in den Engpässen, durch welche sie den Rückweg nehmen mußte, beinahe hätte vernichten können, und doch schickte Cabrera nur ein einziges Bataillon zur Verfolgung des Feindes ab.

Am Tage nach seinem Wiedereinzug in Morella versammelte er alle seine Streitkräfte, ließ die Stadt ohne alle Vertheidigung und zog auf der entgegengesetzten Seite von der, auf welcher sich Oraa entfernte, ab. Die constitutionelle Armee hätte zurückkehren und ohne Schwertstreich durch die Bresche einziehen können. Aber Oraa's Soldaten dachten nur an das Plündern. Die Gegend, durch welche sie zogen, blieb lange Zeit nachher eine bloße Wüste. Das Bataillon, welches sie verfolgte, schnitt so Viele davon ab, als ihm beliebte, und machte **200** Gefangene, welche sämmtlich erschossen wurden, weil sie gewagt hatten, gegen Morella zu marschiren. Was aber hatte Cabrera vor? Einige Tage nach der Aufhebung der Belagerung badeten sich einige Damen aus Valencia im Meere an der schönen Küste, die nur eine kurze Strecke von der Stadt entfernt liegt. Da man in Spanien niemals etwas zur rechten Zeit erfährt, so erfreueten sich die Stadt und die Umgegend des vollkommensten Vertrauens. Das constitutionelle Journal von Valencia enthielt die glänzendsten Berichte über die bizarría (Tapferkeit), welche die Christinos bei der Belagerung von Morella entfalteten, und es waren Anstalten zu einem großen Feuerwerk getroffen, um die Einnahme der Festung zu feiern. Man hatte sogar Cabrera's Tod berichtet und dieses Ereigniß gebührend gefeiert. Die Thore der Stadt standen alle offen. Friede und Freude herrschte unter dem wonnigen

Himmel des schönen Valencia's, wo man schon glücklich ist, wenn man sein Licht sieht und seine Luft athmet.

Plötzlich erhob sich ein Angstgeschrei, und die erschreckten Badenden sahen wilde grimmig aussehende Reiter im vollen Galopp die Mantillas, die sie am Ufer hatten liegen lassen, mit der Spitze ihrer Lanzen aufheben.

„Los facciosos! Los facciosos!" bei diesem schrecklichen Rufe entflohen Alle. Die Thore der Stadt wurden geschlossen. Es war eine Schwadron von Cabrera's Cavallerie, welche der Hauptmacht seiner Truppen voran sprengte. Der Anführer der Schaar, Don Ramon Morales, der früher unter der Garde Ferdinands diente, soll mit dem Zustande der armen überraschten Frauen Mitleid gehabt haben. Während sie sich, so gut sie konnten, hinter den Felsen versteckten, befahl er seinen Soldaten sich zurückzuziehen und versicherte den Señoritas, daß sie nichts zu fürchten hätten. „Ach, wie Schade," sagten sie, als sie sich, so schnell sie konnten, vom Badeplatze nach der Stadt entfernten, „daß ein solcher Cavalier ein Rebell ist." Que lastima que tal caballero sea un faccioso!

Mittlerweile verheerte Cabrera mit Feuer und Schwert die prachtvolle huerta von Valencia, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihres Reichthumes so berühmt ist, rings um den Horizont erhob sich der Rauch brennender Dörfer, das Läuten der Glocken und das Wirbeln der Trommeln rief die Valencianer auf, die Waffen zu ihrer Vertheidigung zu ergreifen, aber Niemand wagte sich einem so schrecklichen Feinde gegenüber zu stellen. Weder Attila noch Alarich verbreiteten in ihrem Jahrhundert mehr Bestürzung als Cabrera vor acht Jahren. Zwei ganze Tage lang plünderten die Carlisten nach Herzenslust und machten sich dann eben so schnell wie sie gekommen wieder auf den Weg nach Morella, indem sie lange Reihen von mit Beute beladenen Maulthieren vor sich her trieben. Ungeheuere Quantitäten Getreide wurden in der Citadelle aufgehäuft und Schafe und Ochsen in die benachbarten Thäler auf die Weide geschickt. Das Geld ward unter die Anführer und Soldaten getheilt. Eine solche Expedition war natürlich weit mehr nach dem Geschmack der barateros, aus denen der Hauptkern von Cabrera's Truppen bestand, als die Verfolgung oder auch Vernichtung der christinischen Armee.

Der Schrecken vor dieser blutigen Erscheinung ist jetzt noch nicht in Valencia ganz verwischt und die Schmuggler brachten lange Zeit ihre Ladun-

gen ganz wohlbehalten durch, wenn sie einfach das Geschrei: „Cabrera!" anstimmten, bei welchem die Zollbeamten augenblicklich die Flucht ergriffen wie die Uebrigen.

Am ersten October desselben Jahres, errang Cabrera zwischen Flix und Maella einen abermaligen Sieg über den General Pardinas, der gleichwohl eine doppelt so große Streitmacht besaß. In dem entscheidenden Augenblicke des Gefechtes, als seine Truppen zu weichen begannen, warf sich Cabrera an die Spitze, indem er rief: „Feiglinge, Ihr wollt mich verlassen! Nun gut, so werde ich allein in der Mitte des Feindes sterben." — „Nicht allein, mein General," rief der Oberst einer arragonesischen Schwadron, „sondern mit Euren getreuen Arragonesen." Mit diesen Worten schwenkte der Oberst herum und seine Schwadron warf sich bei diesen Worten mit solcher Wuth auf den linken Flügel des Feindes, daß derselbe in einem Augenblick zerstreut war. Pardinas, ein tapferer Befehlshaber, stürzte, als er die Unordnung bemerkte, an der Spitze seines Stabes sogleich nach dem Punkte der Gefahr. Der arragonesische Oberst galoppirte ihm entgegen und streckte ihn mit seiner Lanze todt nieder, während Pardinas Stab, von der carlistischen Cavallerie angegriffen, floh, so daß die Niederlage allgemein ward. Cabrera kam bald hinzu, da es ihm mittlerweile gelungen war, die Flüchtigen wieder zu sammeln, aber das Werk war schon gethan. Als Pardinas Soldaten den Tod ihres Generals erfuhren, warfen sie sich auf den Boden nieder, hoben die Musketen umgekehrt empor und baten um Pardon. Sie waren **5000** Mann stark, beinahe **1000** lagen todt auf dem Platze. Und von dieser ganzen schönen Division entkamen nicht mehr als vierzig Reiter.

Dies war die berühmte Affaire von Maella, eine der unheilvollsten für die Christinos in dem ganzen Kriege. Die Berichte lauteten in den christinischen Journalen sehr verschieden, aber die von mir hier erzählten Details stimmen mit den Aussagen von Augenzeugen vollkommen überein. Pardinas ward nicht durch die große Macht überwältigt, sondern durch einen jener Zufälle, welche im Kriege fortwährend stattfinden.

Diese Schlacht, welche Cabrera gewann, fast ohne es zu wissen, machte seinen Ruhm vollständig. Der Schrecken verbreitete sich bis nach Saragossa und man erwartete ihn jeden Augenblick vor den Wällen der Stadt. Cabrera aber nahm sich nicht die Mühe, seinen Sieg weiter zu verfolgen. Hätte er sich in einem solchen Augenblicke Espartero's Armee in den Rücken ge-

worfen, so wäre ohnstreitig dadurch der ganze Feldzug entschieden worden. Aber dies war weder seine noch die spanische Art und Weise Krieg zu führen. Seine einzige Sorge war, sich der Gefangenen zu entledigen, die er gemacht hatte. Die Saragossaner hatten ihre Furcht und ihre Wuth wie gewöhnlich durch die Hinrichtung einiger carlistischen Gefangenen an den Tag gelegt und Cabrera gab dagegen Befehl, für jeden Carlisten zehn Christinos zu erschießen — eine blutige Rache, durch welche dieses grausame Ungeheuer sich beinahe seiner sämmtlichen Gefangenen entledigte.

Und doch ist dies die glänzendste Epoche in Cabrera's Leben. Von seinem Königreiche Morlla aus, beherrschte und regierte er ein gutes Dritttheil von Spanien. Seine Armee war jetzt **15,000** Mann stark und bestand aus nur wenigen regulären Truppen, mit Einschluß von **800** Reitern. Er hatte **40** Stück Geschütz, mehre Festungen und drei wackere Lieutnants, Forcadell, Llanglostera und Polo. Alles in seinem Bereich gehorchte ihm und zitterte vor ihm. Er erkannte keine Autoritäten, nicht einmal die seines Königs. Sein Name ward von einem Ende Spaniens bis an das andere von der carlistischen Bevölkerung mit Achtung genannt. Sein Glück hatte einen solchen Gipfel erreicht, daß er nothwendig selbst darüber erstaunt sein mußte.

Eine Reihe von Niederlagen hatte jetzt die Sache der Carlisten in Navarra geschwächt und es entstanden ernste Zwistigkeiten unter den Generalen. Es bildete sich eine Friedenspartei in dem carlistischen Lager und Maroto stellte sich an die Spitze der desengañados. Cabrera soll zu dieser Zeit einen heimlichen Briefwechsel mit Arias Tejeiro, Don Carlos Kriegsminister, unterhalten haben und regelmäßig von dem Fortgang der Ereignisse unterrichtet worden sein, er gab sich jedoch keine Mühe, den Prätendenten aus seiner schwierigen Lage zu befreien und verbrachte das ganze Jahr **1839** in diesem Zustande der Unthätigkeit. Es war klar, daß er sich in seiner unabhängigen Stellung zu befestigen und in Frieden die Früchte seines wunderbaren Glückes zu genießen suchte. Aber seine Interessen waren weit entfernt von denen des Don Carlos so unterschieden zu sein, als er sich schmeichelte, und er bemerkte dies, als im September **1839** die Nachricht von der Convention von Bergara und dem Uebertritt des Don Carlos nach Frankreich, nach Morella kam. Mehrere seiner ersten Officiere, welche Brief von ihren Freunden in Navarra erhalten hatten, schienen zu zögern, den Vorschlägen zu einem Vergleich

Gehör zu geben. Cabrera ward sehr schnell davon unterrichtet, denn mit der gewohnten Politik aller Tyrannen (man sehe Shakspeare's Richard III.), hatte er ein ausgedehntes Spionirsystem in seinem ganzen Lager organisirt. Die Maßregel, die er zu seiner Sicherheit traf, war folgende.

Er lud seine Offiziere ein, an einem bestimmten Tage bei ihm im Hauptquartier zu erscheinen. Als sie beisammen waren, redete er sie an und fragte sie im sanftesten und natürlichsten Tone, was ihre Meinung in Bezug auf die Vorschläge sei, die ihnen zu einer transaccion gemacht worden und ob sie es nicht für gerathen fänden darauf einzugehen. Forcadell, der ungestümste darunter, rief bei der ersten Erwähnung des Wortes transaccion, daß er lieber sogleich den Dienst verlassen, als so etwas anhören wolle. „Sehr gut, Ihr könnt gehen," sagte Cabrera zornig und zeigte ihm die Thür. Forcadell stand auf und verließ demgemäß das Zimmer. Ihm folgte Llangostera. Cabrera schloß die Thüre hinter ihm und kehrte wieder auf seinen Platz zurück, indem er sagte: „Wir brauchen keine Narren hier." Dann begann er sein Spiel zu wiederholen und die versammelten Offiziere zu befragen, was wohl zu thun sei. Jeder hielt sich nun für ermächtigt, seinen Rath zu ertheilen und Einige gaben den Wunsch zu einer Aussöhnung zu erkennen.

Sobald die Berathung vorüber war, ließ Cabrera alle die erschießen, die zu einem Vergleich geneigt geschienen hatten! Das leiseste Wort des Zweifels war hinreichend, dieses Todesurtheil herbeizuführen. Er erließ unmittelbar darauf einen Tagesbefehl, in welchem verkündet ward, daß Jeder, der das Wort transaccion auch nur ausspräche, erschossen werden solle.

Aber seine Vorsichtsmaßregeln blieben hierbei nicht stehen. Um seine Position herum zog er eine Linie, jenseits welcher nach seinem Willen eine absolute Einöde existiren sollte. Alle, welche innerhalb dieses Raumes wohnten, erhielten Befehl, sich ohne Ausnahme zu entfernen, und Niemand durfte bei Todesstrafe einen Fuß auf dieses verbotene Gebiet setzen. Dieser Zwischenraum ward fortwährend von Patrouillen durchstreift, und Alle, die sich darin betreten ließen, es mochten nun Carlisten oder Christinos sein, ohne Weiteres erschossen.

Durch dieses energische Mittel wurde jede Mittheilung zwischen Cabrera und dem übrigen Spanien abgeschnitten, so daß man lange nicht wußte, was aus ihm geworden war. Einige sagten, er sei todt, Andere, er sei geflohen, während er sich doch in der That blos innerhalb des Cordons hielt,

den er gezogen. So verging der ganze October und ein Theil des November **1839.**

Als Cabrera aus diesem furchtbaren Schweigen hervortrat, war er seiner Armee sicher. Die Furcht hatte die, welche vorher schwankten, zur Entscheidung gedrängt. Mit dem Beistand des Barons von Raden, früher Generallieutnant in Holländischen Diensten, der Antwerpen gegen die Franzosen vertheidigte, hatte er die Befestigungen vermehrt, die, wie man glaubte, seine Position schon uneinnehmbar machten. Jeder Fluß und Engpaß des Districtes ward mit Verschanzungen versehen und die Berge starrten von Festungen, von welchen die stärksten Morella und Cantavieja waren. Balmaseda war mit **500** Reitern, den Ueberresten der Armee von Navarra, zu Hilfe gekommen und der tragische Tod des Grafen von España, der auf den ersten Verdacht einer „transaccion" ermordet ward, machte sein Vertrauen und seine Sicherheit vollständig, indem er ihm die Unterstützung der carlistischen Armee in Catalonien verbürgte. Ebenso ward er dadurch vor den wahrscheinlichen Folgen eines Vergleichs gewarnt.

Jetzt aber rückte Espartero aus den nun im Friedenszustande befindlichen Provinzen, mit einer Armee von **70,000** Mann und **70** Geschützen heran. Ihm zur Seite stand der frühere Carlistenanführer, der auf die Seite der Königin übergegangen war und jetzt eine Proclamation an seine Landsleute erließ, worin er sie aufforderte, sein Beispiel nachzuahmen. Aber die Proclamation fand kein Echo, denn Cabrera hatte geeignete Vorkehrungen getroffen. Der Winter kam heran, die Berge von El Maestrazzo waren mit Schnee bedeckt, die Engpässe waren nicht mehr zu passiren und erschreckt vor dem militairischen Rufe Cabrera's machte Espartero Halt. Er schlug sein Hauptquartier, Las Matas, auf, in der Mitte der Festungen des Feindes, und ungefähr eine Stunde von einer derselben, Castellote, entfernt. Hier befestigte er sich ebenfalls, öffnete Straßen für seine Zufuhren, errichtete Hospitäler für seine Kranken und Magazine zur Munition und erwartete die Rückkehr günstiger Witterung.

Bis jetzt hatte das Glück den jungen Abenteurer an der Hand zu führen geschienen, aber nun war der Augenblick da, wo das Gerüste seiner Macht und seines Ruhmes schneller auseinander fallen sollte, als es aufgeführt worden. Jetzt, wo die beiden größten Vorkämpfer der Carlisten und der Christinos einander gegenüber standen, erwartete man den Ausgang mit

dem gespanntesten Interesse. Der Herzog de la Victoria war Oberbefehlshaber der Streitmacht der Königin, und Don Carlos hatte durch ein Dekret vom 9. Januar 1840 das Commando der Armee von Catalonien, mit dem der Armeen von Arragonien, Valencia und Murcia, mit welchen er lange zuvor den Grafen von Morella bekleidet hatte, vereinigt. Cabrera hatte jetzt 30,000 Mann unter seinen Befehlen. Es ließ sich daher ein ernster Widerstand erwarten und die carlistische Partei setzte große Hoffnung auf ihren beliebten Anführer. Plötzlich ward die carlistische Partei von einer Unglücksbotschaft gleich einem Donnerschlag ereilt. Cabrera war jetzt nicht mehr der Schatten seines frühern Ich — er war krank und dem Tode nahe.

Man weiß nicht genau, von welcher Zeit an der Beginn dieser Krankheit Cabrera's sich herschreibt. Es war aber zu Anfang des Novembers 1839, als er die ersten ernsten Anfälle spürte. Es ging damals das Gerücht, daß er vergiftet worden, während Andere sagten, daß er blos an einem bösartigen Fieber leide. Er war von nicht weniger als vierzehn Aerzten auf ein Mal umringt, lauter Spaniern, und der fähigste darunter war ein Canonicus aus Valencia, Namens Sevilla, dessen Bildung nicht weniger unregelmäßig war, als die der Uebrigen, aber Keiner davon vermochte das eigentliche Wesen seiner Krankheit zu errathen. Der Grund davon lag in Erschöpfung. Er hatte auf seinem hohen Standpunkt die ausschweifenden Gewohnheiten seiner Jugend beibehalten, und die Excesse, denen er sich alle Tage hingab, in Verbindung mit den Strapazen des Krieges und den zahlreichen Wunden, die er an allen Theilen seines Körpers trug, hatten endlich seinen Körper ruinirt. Er hielt die erste Krisis aus, aber seine Genesung ward von noch größerer Gefahr begleitet. Gewohnt, alle seine Launen zu befriedigen, kehrte er zu bald zu seiner früheren Lebensweise zurück. Wein, Weiber und die anstrengenden spanischen Tänze, die er leidenschaftlich liebte, machten die Vernichtung seiner Kräfte vollständig und führten zu zahlreichen Rückfällen.

In diesem Zustande von Erschöpfung behielt er immer noch das Kommando; die Personen in seiner näheren Umgebung verschwiegen soviel als möglich dem Volke und der Armee seinen wirklichen Zustand. Mehrmals wurden in dem ganzen Maestrazzo die Glocken geläutet, um seine vermeintliche Herstellung zu verkünden. Um die Täuschung noch mehr zu befördern, legte einer seiner Lieutenants seine Kleider an, bestieg sein Pferd und galoppirte durch die Dörfer, welche seine Herrschaft anerkannten. Als diese List nicht mehr

möglich war, zeigte er sich von Zeit zu Zeit in einer Sänfte, und die Ehrfurcht, welche das Volk gegen seine Person hegte, war so groß, daß schon dieses Erscheinen hinreichend war, den sinkenden Muth wieder zu beleben. Größtentheils jedoch lebte er zurückgezogen und unsichtbar wie ein morgenländischer Despot, und Demoralisation ergriff in seiner Abwesenheit diejenigen, die gewohnt waren, auf ihn zu vertrauen, wie auf einen Gott.

Mittlerweile dauerten die furchtbaren Rüstungen Espartero's fort und es ward klar, daß es für Cabrera, auch wenn er seine ganze Gesundheit und Kräfte wieder gewänne, außerordentlich schwierig sein würde, Espartero Widerstand zu leisten. Cabrera sah dies selbst ein und sendete im Monat Januar und Februar einen Boten nach dem anderen an Don Carlos in Burgos, um ihn von seiner Lage in Kenntniß zu setzen und sich seinen Beistand in einer oder der anderen Gestalt zu verschaffen. Don Carlos schrieb ihm mehrere Briefe, in welchen er ihm als seinem liebem Ramoneté antwortete und sogar eine besondere Auszeichnung für seine Truppen creirte, aber dies war die ganze Unterstützung, welche der Prätendent seiner letzten Armee angedeihen ließ. Die nordischen Mächte hatten sich definitiv von dem Kampfe zurückgezogen und es war, ungeachtet der größten Anstrengung unmöglich, etwas von ihnen zu erhalten.

Endlich gegen das Ende des Monats März ward in den nördlichen Provinzen ein großes Manöver beschlossen, in der Absicht, Cabrera zu befreien, aber es war nun zu spät. Der Friede hatte in diesen so lang gestörten Provinzen schon zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß er jetzt so leicht hätte wieder gebrochen werden können. Die flüchtigen carlistischen Offiziere in Frankreich entwischten in großer Anzahl aus ihren Depots, aber an der Grenze fanden sie durchaus keine Sympathie bei dem Volke. Man versuchte eine Insurrection, aber es fehlte an Geld, Waffen und Anführern, und der Versuch mißglückte.

Mittlerweile war schöne Witterung eingetreten. Im April setzte sich Espartero wieder in Bewegung, aber die allgemeine Erwartung sah sich gänzlich getäuscht, denn er konnte nirgends auf einen Feind stoßen. Er belagerte und nahm nach der Reihe Castellote, Cantavieja. Cabrera war an keinem dieser Orte. Endlich begann die Belagerung von Morella, der geliebten Stadt des Guerilleros, der Hauptstadt seines Reiches, die er so lange für uneinnehmbar gehalten. Cabrera war auch nicht da! Morella ward durch eine heftige Kanonade fast ganz zusammengeschossen, ergab sich am 31. Mai auf

Gnade und Ungnade und der ganze Maestrazzo ward fast ohne Schwertstreich von den Truppen der Königin besetzt. Auch hier war Cabrera nicht! Niemals war eine so vollständige Niederlage auf so hochtrabende Ansprüche gefolgt. Es war wie eine Gaukelei, die mit dem ersten Zusammentreffen mit der Wirklichkeit verschwindet.

Cabrera passirte zu Anfang des Monates mit seiner Armee den Ebro und zog sich nach Catalonien zurück. Als General O'Donnel ihn bei Cenia angriff, verließ Cabrera das Bett, um noch ein Mal auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. Er hielt sich sehr wacker und das Pferd ward unter ihm getödtet. Es war seine letzte Schlacht und hier blieb auch O'Donnels Bruder. Cabrera hatte schon längst gesehen, daß er sich nicht halten könne und dachte nur blos darauf, nach Frankreich zu fliehen. Er verbrachte beinahe drei Wochen in Bergara, wo er den Proceß der Mörder des Grafen de España begann, aber nicht zu Ende brachte. Als Espartero sich diesem letzten Walle der Faktion in Spanien näherte, marschirte Cabrera nach der Grenze.

Seine zwei Schwestern schickte er voran, eine davon, siebzehn Jahr alt, war an einen seiner Adjutanten verheirathet. Als sie nach Frankreich kamen, fand man, daß sie funfzigtausend Franks in Gold versteckt bei sich trugen. Die französische Regierung wies ihnen zu ihrem Aufenthaltsort die Stadt Bourges, in dem Departement L'Ave an, wo sie sich mit der Blumenzucht zu beschäftigen begannen. Jetzt rückte ein neuer Gegner gegen Cabrera ins Feld, und zwar kein anderer, als die Königin Isabella selbst, die am **30.** Juni triumphirend in Barcelona einzog. Der Triumph der jungen Königin war, obschon friedlich, dem Rebellenhäuptling verderblicher, als der der Armee. Die Sache der Carlisten ging in dem Enthusiasmus, den die Anwesenheit der Königin erweckte, vollständig unter. Am **24.** Juli ward Bergara von Espartero genommen und am **6. 5** Uhr Morgens flüchtete sich Cabrera mit **10,000** Mann nach Frankreich.

Es standen blos **200** Soldaten an der Grenze, als diese ganze Armee anrückte. Die Christinos verfolgten sie nicht und es ward daher nicht ein einziger Schuß abgefeuert. Auf dem französischen Gebiet entstand eine Berathung zwischen denen, welche zu bleiben wünschten, und denen die nicht wollten. Die Gensdarmen verhafteten Cabrera in der Mitte seiner Truppen; sein Schwager Polo erbot sich ihn zu befreien und mit ihm nach Spanien zurückzukehren, aber Cabrera weigerte sich hartnäckig. Nachdem er eine Armee gebildet und angeführt, bebte er vor dem Gedanken zurück, sich zu einem bloßen

Parteigänger zu erniedrigen. Seine Armee rückte in der größten Ordnung kolonnenweis in Frankreich ein. Zehntausend Arragonesen, von denen die Mehrzahl den Gedanken, sich ohne Kampf zu ergeben, verabscheuete, ließen sich, die letzten Befehle ihres Chefs respektirend, von einer Hand voll Soldaten entwaffnen.

Als Cabrera sich als freiwilliger Gefangener in den Händen der französischen Behörden entfernte, fand ein rührender Auftritt statt. Seine Soldaten drängten sich herbei, um ihren alten Commandanten noch einmal zu sehen, warfen ihre Mützen in die Luft und riefen: „Viva Cabrera!“ Und rauhe Gesichter, die mitten im Blutvergießen und Gemetzel ungerührt geblieben waren, sah man jetzt Thränen vergießen. Cabrera weinte selbst, als er sich für immer von den Genossen seiner gemißbrauchten Gewalt trennte. Dies war die letzte Scene des spanischen Successionskrieges. Mit Cabrera gingen auch Forcadell, Llangloskera, Polo, Palillos, Berjo und sämmtliche arragonesische Häuptlinge über die Grenze. Die Calatos versuchten sich noch einige Zeit zu halten und wollten den Kampf nicht eher aufgeben, als bis sie ihr letztes Zündkraut verbrannt hätten. Nach wenigen Tagen jedoch waren sie ebenfalls gezwungen, über die Grenze zu gehen.

Groß war das Erstaunen in Frankreich bei dem Anblick Cabrera's, dessen hageres, dürftiges, durchaus nicht imposantes, ja fast gemeines Aeußere, so wenig den vorher vorherrschenden Ideeen von ihm entsprach. Seine Krankheit trug ohne Zweifel etwas dazu bei. Es ist aber eben so gewiß, daß er blos das Kind des Glückes und sobald sich Widerwärtigkeiten zeigten, seiner Stellung gänzlich unwürdig war. Er ist sehr schlicht in seinem Wesen und in seinen Reden fast schüchtern. Sein Lächeln würde nicht unangenehm sein, wenn er sich nicht so viel Mühe gegeben hätte zu beweisen, daß es ein verrätherisches ist.

Cabrera hat niemals eine ächte politische Meinung gehabt; er schloß sich der Sache des Don Carlos an, weil diese es war, von der er sich Glück versprechen konnte, und ebenso würde er sich jeder anderen angeschlossen haben, wenn sie ihm mehr Vortheil dargeboten hätte. Er bewies dies durch die Verachtung, mit der er die Befehle des Prätendenten aufnahm. Man sagt sogar, daß er mehr als ein Mal unter eine von Don Carlos erhaltene Ordre die Worte: „Recibido, pero no ejecudato, toto por el servicio de vuestra

majestad." (Empfangen aber nicht befolgt, Alles zum Dienst Ew. Majestät) geschrieben und sie so zurückgesendet habe.

Cabrera hatte stets einen Abscheu vor Priestern und Mönchen — eine seltsame Eigenschaft bei einem vorgeblichen Vertheidiger der Religion. Ohne Zweifel hatte dies seinen Grund darin, daß er von diesem Stande zurückgewiesen worden, und er dehnte den Groll über die strenge, aber gerechte Behandlung, die ihm von einigen Geistlichen widerfahren, auf die ganze Klasse aus. Einmal erschoß er einen Priester, der einen Bauer ein und dieselbe Abgabe zwei Mal hatte bezahlen lassen. Der Bischof von Mondonedo beschwerte sich bei Don Carlos und der Letztere schrieb sogleich an Cabrera. „Der Bischof von Mondonedo hat Ew. Majestät betrogen," entgegnete Cabrera, „ich habe keinen Priester erschossen, sondern einen Dieb. Diebe wurden früher gekreuzigt. Heutzutage lassen wir sie erschießen. Los tiempos cambian los costumbres" (Mit der Zeit ändern sich die Sitten). Nicht lange nachher entsetzte er den Bischof seines Postens als Präsidenten der Junta und ernannte einen Laien an seine Stelle. Ebenso vertrieb er alle Mönche aus Morella, so lange er daselbst verweilte und entgegnete auf Don Carlos Vorstellungen: „Es ist möglich, daß die Mönche Ew. Majestät in Madrid nützlich sind, obschon ich es nicht einsehen kann, aber hier brauche ich die Lebensmittel selbst."

Cabrera's Grausamkeit findet in den blutbefleckten Annalen Spaniens nicht ihres Gleichen, doch muß man ihm auch wegen der Vorurtheile und Sitten des Landes Etwas zu Gute halten, und bedenken, daß die Constitutionellen die Carlisten größtentheils wie wilde Thiere behandelten. Aber Keiner, nicht einmal Narvaez, hat die Logik des cuatro tuós so weit getrieben, als er, und wenn Cabrera gereizt ward, so verwandelte er sich in einen blutdürstigen Teufel. Von Natur sehr reizbar, gerieth er bald in Wuth und verlor dann alle Selbstbeherrschung, seine Offiziere spornten ihn in solchen Augenblicken nur noch mehr an, anstatt ihm Einhalt zu thun — wahrscheinlich aus Furcht, daß er sie selbst seiner Wuth opfern könnte. Einige Tage, ehe Oraa die Belagerung von Morella begann, war Cabrera's Stab bei ihm zur Tafel. Die Unterhaltung drehte sich beim Beginn des Mahles um die Frage, was mit den Gefangenen geschehen sollte, die sie machen würden. Anfangs kam man überein, daß die Anführer ohne Gnade erschossen werden sollten. Nach einiger Zeit, als der Wein den Gästen in den Kopf gestiegen war, kam man von den An-

führern bis auf die Offiziere und dann auch auf die Unteroffiziere, und bei dem Dessert ward der Beschluß gefaßt, daß auch die gemeinen Soldaten dasselbe Loos theilen und auch nicht ein Einziger Pardon erhalten solle. Cabrera stimmte dem Vorschlag der Offiziere bei, oder brachte sie vielmehr darauf und hielt sich später durch sein Wort gebunden, das auszuführen, was er im Augenblicke der Trunkenheit geschworen. Wir brauchen nicht zu sagen, daß dieß ein bloßer Vorwand war, um seine abscheuliche Grausamkeit zu bemänteln.

Er besaß keine Kenntniß von der Kriegskunst, aber das Glück allein erklärt noch nicht seine überraschenden Erfolge. Beim Beginn seiner Laufbahn, zeichnete er sich durch seine Thätigkeit aus. Als Parteigänger that er sich durch plötzliche und unvorhergesehene Manöver hervor. Ueberrumplungen und Furcht und Schrecken trugen sehr zu seinen Siegen bei. Er war daher ganz ein Guerrillos und nichts weiter, aber mit allen Eigenschaften begabt, welche den Erfolg eines Guerrillos sichern können. Als Commandant einer regulären Armee vermochte er nichts auszurichten. Er zeigte einiges Talent zum Organisiren, was unter solchen Umständen Organisiren genannt werden konnte — aber die militärischen Institute, welche er innerhalb der Maestrazzo errichtet, zeigen von Fähigkeit und Energie. Und doch scheint es, als ob diese vorübergehenden Fähigkeiten ihm blos zum Spott gewährt worden wären, denn seine verächtliche Schwäche im entscheidenden Augenblicke seines Schicksales (die durchaus nicht durch das Anführen von Krankheit entschuldigt werden kann), bedeckt Alles, was er früher gethan, und beweis't, daß seine Befestigungen und Arsenale das Werk seiner fremden Offiziere waren. Seine Recrutirungsmethode war sehr einfach, und beruhte wie sein ganzes System auf Grausamkeit und Terrorismus. Er schickte eine starke Abtheilung Soldaten in ein Dorf und ließ die folgende kurze Bekanntmachung anschlagen: „Los mozos de este pueblo que no se presenten en el termino de las veintey cuatro horas, seran arcabuceados por detras como traidores.“ (Die jungen Leute dieses Dorfes, die sich nicht innerhalb 24 Stunden stellen, werden als Verräther von hinten erschossen werden.) Wenn er Geld brauchte, verfuhr er ebenso unbedenklich; er überfiel plötzlich eine Stadt im Lande des Feindes und erhob eine Contribution ohne Unterschied von allen Einwohnern, Carlisten und Christinos.

Und doch ward er bei allen diesen Abscheulichkeiten von dem Volke ge-

liebt. Gegen seine Offiziere oft schroff und übermüthig, war er bei dem Verkehr mit den Bauern stets freundlich und leutselig. Er war seiner eigenen Herkunft eingedenk, und bewarb sich in demselben Verhältniß, wie er die Aristokratie haßte, um die Gunst der unteren Klassen. Seine Plünderungen fanden stets jenseits der Territoriums statt, welches seine Herrschaft anerkannte. Ohne Administration und ohne Polizei (mit Ausnahme der Spione) erhielt er durch die bloße Furcht die strengste Ordnung. Er wählte zu jedem Posten die Leute, die er für die dazu geeignetsten hielt, und überantwortete sie bei der geringsten Dienstwidrigkeit ohne Gnade dem Tode.

Seine Krankheit war das äußere Zeichen seines Zusammenbrechens unter dem Uebermaße des Glückes und seiner Unfähigkeit, mit der Größe desselben Schritt zu halten. In dieser Hinsicht hatte er viel Aehnliches mit Masaniello. Es ist, wenn man ihn sieht, schwer zu glauben, daß das Schicksal einen Mann von so unbedeutendem Aeußeren erwählt habe, um ihn an die Spitze einer der furchtbarsten Insurrektionen zu stellen, von welchen die Geschichte berichtet.

Einige Tage zuvor, ehe Cabrera Frankreich betrat, ging noch eine andere Schaar und ein anderer General bei Bayonne über die Grenze. Es war dies Mal nicht der Anführer, der die Soldaten auf ein fremdes Gebiet führte, sondern die Soldaten zwangen ihren Anführer dazu. Von den Generalen der Königin gedrängt, von den Einwohnern des Landes, durch welches sie zogen, mit Flintenschüssen empfangen, hatte diese Schaar in sechs Tagen hundert Stunden Weges zurückgelegt, ohne Brot, ohne Röcke, ohne Schuhe; aber nicht ohne sich oft gegen den Feind herumzuwenden, obschon sie nur **1500** Mann stark waren. Diese eisernen Menschen, deren wildes Ansehen die Stadt Bayonne in Schrecken setzte, hatten an der Grenze ihre Waffen zerbrochen, um sie nicht abgeben zu müssen. Ihr Commandant war der unbezähmbare Balmaseda.

Balmaseda war, nach Zumalacarregui, der muthigste unter den Carlisten, er war es, der zuerst Maroto entlarvte und der Letzte unter den Trümmern der Armee von Navarra, welcher aufrecht stehen blieb. Castilianer von Geburt und einer vornehmen Familie angehörend, war er bei dem Tode Ferdinand VII. schon Oberstlieutnant. Er ergriff sogleich die Waffen für Don Carlos und legte sie erst den letzten Augenblick nieder. Von hohem Körperwuchse und mit herkulischer Stärke ausgerüstet, führt er als Parteigänger

seinen Krieg an der Spitze einer Reiterschaar, die überall Furcht und Schrecken verbreitet. Nach der Convention von Bergara ging er mit seiner Streitmacht zu Cabrera, aber sie konnten sich nicht einigen und er verließ ihn bald wieder. In der Mitte des Winters kam er noch einmal zu ihm, um seine Zustimmung zur Hinrichtung Segara's zu holen, der die Armee von Catalonien commandirte, und den er schon damals im Verdacht des Abfalls hatte, den er kurz darauf verwirklichte. Cabrera lieh seinen Vorstellungen kein Gehör. Er ward es nun müde, unter den carlistischen Generalen blos „Verräther oder Tänzer" — so drückte er sich aus — zu finden, und versuchte sich auf eigene Faust in Beteta festzusetzen, aber es gelang ihm nicht und er sah sich genöthigt, sich durch forcirte Märsche nach Frankreich hinüber zu retten. Hätte der Zufall anstatt Cabrera Balmaseda an die Spitze von **30,000** Soldaten gestellt, so hätte der Successionskrieg wahrscheinlich einen ganz anderen Ausgang gehabt. Demgemäß spricht auch Balmaseda von dem Grafen von Morella nur mit Verachtung — „er wird sich in Frankreich ganz heimisch fühlen," sagte er; „gebt ihm eine Guitarre und es wird ihm weder an Brot noch an Zufriedenheit fehlen."

Vollkommen begründet ist es, daß die Freunde der constitutionellen Freiheit Spaniens, weder von den Fähigkeiten des jungen Prätendenten, noch von denen Cabrera's etwas zu fürchten haben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Französische Sympathieen der Behörden zu Vitoria. — Anstalten zum Empfang der französischen Prinzen. — Außerordentliche Entfaltung von Militair auf der Straße. — Erster Anblick des Schlachtfeldes von Vitoria. — Ergebniß dieser großen Waffenthat. — Ariñez. — La Puebla de Arganzon. — El Bastillo, wo die Schlacht von Vitoria begann. Stellung der beiden Armeen. — Ein herrliches Weib. — Armiñon. — Miranda de Ebro. — Zollhausplackereien. — Wie man ihnen entgehen kann. — Spanische Ehrerbietung für den Hut, und wie man sich dessen allgemein bedient, um Cigarren einzuschmuggeln. — Der Ebro als geographische Grenze. — Contrast zwischen den baskischen Provinzen und Castilien. — Ameyugo. — Der letzte Mais. — Pancorbo. — Der Paß. — Das gothische Schloß. Die von unserem französischen Freund Angoulême zerstörte Festung. — Rivaredonda. — Die Diligence; der Mayoral; der Zagal und der Postillon. — Bubo. — Bribieska. — Abschied. — Das Kloster. — Prellereien gegen Reisende. — Der Telegraph und Quintanapalla.

Burgos, 21. September.

In Vitoria, welches zwanzig und eine halbe Stunde von hier entfernt ist, waren die Behörden bei meiner Abreise mit ihren Anstalten zum Empfange der französischen Prinzen beschäftigt, und es sollten ein Gastmahl, Bälle und andere Festivitäten stattfinden. — Beweis einer sehr liebenswürdigen Schwäche von diesen Leuten, deren Stadt am 5. Juni 1808 mit allen Kirchen und Klöstern von Verdier vollständig verheert und geplündert ward. Ueberall auf der Straße begegnen wir Truppen, die entweder in den verschiedenen Städten quartiert sind, oder nach der Grenze marschiren; „zu Ehren der französischen

Prinzen," sagen die Behörden, in der That aber um sie vor der übermäßigen Liebe zu schützen, welche die Spanier gegen sie hegen, und die sich mit der der Haifische zu den Matrosen vergleichen läßt. In der That werden sie mehr wie Gefangene, als wie ein Brautzug nach Madrid eskortirt werden. Diese Entfaltungen von Militair sind eine Vorkehrungsmaßregel gegen einen plötzlichen Ueberfall, und unter dem Vorwande von Ehrenbezeugungen ist eine ganze Armee in Kolonnen zwischen Madrid und der Grenze aufgestellt worden und **3000** Mann Infanterie und **2000** Mann Reiter sind in einzelnen Detachements von Miranda nach Burgos, von Burgos nach Vitoria, von Vitoria nach Tolosa, von Tolosa nach Irun stationirt. Diese werden vor den Prinzen das Gewehr präsentiren, aber auch zugleich dem Volke die Spitze bieten. Ganze Batterien werden Salutschüsse abfeuern, aber auch den Nationalsinn in gebührenden Schranken halten. Wenn Montpensier ohne militairische Unterstützung käme, so würden ihn schon die Schmuggler an der Grenze nicht durchlassen.

Wir verließen Vitoria gegen elf Uhr Vormittags. Der große rasenbekleidete Prado lag uns zur Linken, und nachdem wir einige wenige einzelne Häuser und ventas passirt hatten, fuhren wir eine Anhöhe hinauf, von welcher wir rückwärts schauend, eine schöne Ansicht von der Stadt und der großen Ebene genossen, von der sie umgeben und die mit einer ungeheuern Menge pueblos oder Dörfer besäet ist. Hier ward am **21**. Juni **1813** die Schlacht von Vitoria beendet, eine der entschiedensten und glorreichsten im ganzen Halbinselkriege. Die Streitkräfte waren, wie bei Salamanka, auf beiden Seiten ziemlich gleich, während der aufgedrungene König Joseph genöthigt ward, aus Spanien zu fliehen. Die Sieger bemächtigten sich seines ungeheuren Gepäckes, sogar mit Einschluß seiner Garderobe und fünf Millionen Dollars, seines Wagens, seiner Gemälde, ja sogar seiner Maitressen. Seine Marschälle, Jourdan und Clausel, wurden auf das Haupt geschlagen, die ganze Armee zersprengt, so, daß sie **6000** Todte und Verwundete, **150** Stück Geschütz, viele Adler und Fahnen und ihre sämmtlichen mit Beute beladenen Bagagewagen zurücklassen mußte. Die Schlacht ging so rasch von Statten, daß das Blutbad verhältnißmäßig gering war, aber nach Gazan's eigenem Zugeständniß, verloren die Franzosen ihre sämmtliche Equipage sowie ihre Kanonen, ihre ganze Kriegskasse, ihre ganzen Vorräthe, ihre sämmtlichen Papiere, so daß keiner beweisen konnte, wie viel rückständigen Sold er zu fordern hatte, und

die meisten barfuß gehen mußten, während sie nach der originellen Schilderung eines dabei zugegen gewesenen englischen Offiziers vor der Stadt geschlagen wurden, und in der Stadt und durch die Stadt und aus der Stadt und hinter die Stadt und um die Stadt herum.

Das prachtvolle Becken von Vitoria, einer der wenigen günstigen Punkte zu einem Hauptschlachtfeld, die auf der Halbinsel anzutreffen sind, ist eine wellenförmige Ebene, von ungefähr zwölf englischen Meilen Länge, und zehn dergleichen Breite, und beinahe kreisförmig von ziemlich hohen Gebirgen eingeschlossen. Diese Ebene wird auf der rechten Seite durch den Zadorra vielfach durchschnitten und zu militairischen Zwecken ungeeignet gemacht. Eben so ist sie auch mit koupirtem Terrain und Gehölz untermengt, abgesehen von der großen Anzahl Dörfer die ich oben erwähnte, so daß die Franzosen den vorrückenden Engländern eine ziemlich feste Position zur Vertheidigung entgegenstellen konnten.

Die Straße geht durch Ariñez, ein kleines Dorf ungefähr eine Stunde von Vitoria entfernt, und läßt mehre andere Dörfer rechts und links liegen. Man genießt dabei häufig eine angenehme Aussicht auf den vielfach gekrümmten Zadorra, an dessen Ufern ich hier und da Hafer- und Wickenfelder sah, die man auf der Halbinsel nur höchst selten antrifft. Der nächste Ort ist

La Puebla de Arganzon, drei Stunden von Vitoria entfernt. Diese Stadt liegt in dem Paß an dem Abhang der Berge von Morillas und Pueblas, durch welchen, wie man glaubt, das Wasser aus dem See geflossen, der früher das dermalige Becken von Vitoria einnahm. Der Zadorra fließt auf der Westseite durch den Paß und ergießt sich endlich in den Ebro. Die Stadt enthält 550 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung Gerberei und Nägelfabrikation ist. Die Häuser sind größtentheils von Holz und hängen zuweilen auf so außerdentliche Weise über die schmalen Straßen, daß man recht gut aus einem in das andere springen könnte. Die Façade der Gemeindekirche ist hübsch. Ungefähr dreiviertel Stunde weiter endlich befindet sich eine Anhöhe mit den Trümmern einer alten Festung El Castillo genannt, wo die Schlacht von Vitoria begann. Unsere Armee hatte sich am Abend vorher, an dem Rande eines Bergstromes, die Bayas genannt, gelagert, und das Hauptquartier des Herzogs befand sich in Subijana de Morales, während die Franzosen sich vorn postirt hatten, mit dem rechten Flügel Tres Puentes und dem linken Subijana de Alava berührten, von welchem letzteren Punkt

wir sie rasch auf die Stadt zurückwarfen. Es wäre Schade, diese glänzende Waffenthat durch eine kurze unvollkommene Erzählung zu verstümmeln, und ich verweise daher die Leser auf den vollständigen sehr ausführlichen Bericht Napier's in seiner Geschichte des Halbinselkrieges.

Die Spanier nehmen das ganze Verdienst der Schlacht für sich in Anspruch, wiewohl ihr Antheil sich nach den Listen der Gebliebenen und Verwundeten ermessen läßt. Der Verlust der Spanier war **553**, der der Portugiesen **1049**, und der der Engländer **3380** Mann. In der That entwarf Wellington den Plan, und Hill, Picton und Graham führten ihn aus, und hier fiel der tapfere Cameron und bat auf einer Stelle niedergelegt zu werden, von welcher aus er den Rückzug des Feindes sehen könne, der letzte heroische Wunsch, der ihm auch gewährt ward. Eine spanische Lokalgeschichte sagt, hier ward die glorreiche Schlacht von Vitoria von der vereinigten Streitmacht der Engländer, Spanier und Portugiesen gewonnen. Von den Spaniern jedoch, die wirklich in diesem Kriege mitfochten, habe ich stets die richtigste und gerechteste Würdigung unserer Landsleute gehört, und die wirklichen Militairs der Halbinsel sind es nicht, die an der Ungerechtigkeit dieser Afrancesado Theil nehmen. Ein solches Entziehen des uns gebührenden Ruhmes, läßt sich von den Einwohnern von Vitoria erwarten, welche während des Halbinselkrieges unseren Verwundeten allen Beistand und unseren Commissaren sogar die Benutzung ihrer leerstehenden Klöster verweigerten. Die Hilfslegion unter Evans erfuhr hier ebenfalls eine bübische Behandlung, indem man die Kranken und Verwundeten in feuchten Gewölben verfaulen ließ, ohne daß ihnen das Volk oder die Behörden den mindesten Beistand geleistet hätten. Bei Vitoria nahmen wir eine sehr schöne Frau mit auf, welche wegen der Frequenz der Reisenden und der Unzulänglichkeit der Diligencen genöthigt war, mit einem Sitz auf der **Banqueta** vorlieb zu nehmen. Ich war nicht böse über die angenehme Nothwendigkeit, welche diese schöne Person so dicht in meine Nähe brachte. Sie war groß und stark, von den vollendetsten anmuthigen Umrissen und im Besitz einer für ihre Größe sehr schlanken Taille. Seltsamer Weise trug sie selbst auf der Reise gar nichts weiter auf dem Kopfe, als ein sehr locker darüber geworfenes Tuch. Nicht einmal die Mantilla hatte sie angelegt. Ihr Haar war kohlschwarz und glänzend, in Zöpfe geflochten, und was man hier nicht oft sieht, auf dem Kopfe in Ringe zusammengelegt, wo es ein prachtvolles natürliches Diadem bildete; ihre Augen waren groß, dunkel, klar, glänzend

und doch mild wie der Schein des gestirnten Himmels. Ihr Mund und ihre Zähne waren vollkommen schön, ihr Kinn trug das unwiderstehliche Grübchen, welches, wie die Poeten meinen, von Cupido's Finger herrührt, und ihr Lächeln war das bezauberndste das ich je gesehen. Um zu zeigen, daß die Zeit der Dueñas in Spanien vorüber ist, ward diese junge verheirathete Frau blos der Obhut des mayoral (Kutscher) anheim gegeben. Ich fand ein großes Vergnügen an der Unterhaltung der Señorita und an ihrer harmonischen Silberstimme. Um jedes Uebermaaß von Zärtlichkeit zu verhüten, schielte uns mittlerweile ein häßlicher dritter Passagier an, gleich dem Drachen, der die goldenen Aepfel der Hesperiden bewacht. Nach einer ligua larga (langen Meile) von Arganzo erreichten wir

Armiñon, ein Dorf mit **374** Einwohnern, an den Ufern des Zadorra, der diesen Ort mit vorzüglichen Forellen und anderen Fischen versorgt. Es führt eine steinerne Brücke von fünf Bogen hier über den Fluß. Ungefähr eine halbe Stunde weiter, kamen wir an einer steinernen Säule mit einer Inschrift vorbei, welche die Grenze zwischen den baskischen Provinzen und Altcastilien bezeichnet. Binnen weniger als noch einer Stunde gelangten wir nach

Miranda de Ebro, am Ebro zu beiden Seiten des Flusses gelegen, über welchen hier eine schöne steinerne Brücke von sechs Bogen führt. Diese Stadt hat **2380** Einwohner. Sie bietet weiter nichts Bemerkenswerthes dar, und wird von einem auf einer Anhöhe links von der Straße errichteten Castell beherrscht, in welchem sich gewöhnlich eine Garnison befindet. Hier wurden wir volle zwei Stunden durch die Zollbeamten aufgehalten, welche das ganze Gepäck in der Diligence herumwühlten, und offenbar mehr einen Dollar zu erhaschen suchten, als auf die Aufrechthaltung der Zollgesetze bedacht waren. Es ist hier in fiskalischer Hinsicht die Grenze von Castilien, weil dies die erste castilische Stadt ist, durch welche die Straße führt. Der Hauptgegenstand bei diesen Untersuchungen sind Cigarren, welche nach den fueros in den baskischen Provinzen, die wir so eben verlassen haben, steuerfrei sind. Ich bemerkte, daß beinahe jeder Passagier der Diligence seinen Hut voll Cigarren einschmuggelte, denn die Spanier haben eine abergläubische Ehrfurcht vor dem Hute, den sie einem stets aus der Hand nehmen und auf einen besonderen Stuhl stellen, wenn man in ein Zimmer tritt. Niemand, nicht einmal ein aduanero, würde den Hut zu belästigen wagen. Demgemäß trug Jeder ein

tüchtiges Hundert Cigarren in seinem Hute bei sich, und die gezwungene Steifheit, mit welcher Jeder während dieses langweiligen zweistündigen Nachsuchens kerzengerade stand, würde selbst den Ernst eines Heraklit wankend gemacht haben.

Der Ebro ist eine sehr bezeichnende geographische Grenze in Spanien. Auf der Nordseite liegen die fruchtbaren baskischen Provinzen, auf der südlichen dagegen die kahlen Ebenen Castiliens, auf denen ein wenig Getraide zur Ernährung der dürftigen Bevölkerung erbaut wird und wo einige zerstreute Schweine- und Schafheerden die ganze Viehzucht ausmachen. Die Fläche von Castilien hat fast gar keine Waldungen, und die Eingeborenen haben eine merkwürdige Antipathie gegen Bäume. In den baskischen Provinzen dagegen giebt es Ueberfluß an Bäumen; die Städte sind alle von Gärten und angebauten Feldern umgeben. Schon begegnen uns hier in Castilien spitze Hüte und Lederhosen und zuweilen die unbequeme montera (eine Art Mittelding zwischen einem dreieckigen Hut und einer Nachtmütze); das schön geflochtene Haar der baskischen Frauen vermißt man hier ebenfalls. Die castilianischen Bäuerinnen sind weit weniger arbeitsam; sie tragen wollene buntfarbige Röcke und gewöhnlich ein buntes Tuch um den Kopf.

Die Straße führt von Miranda vermittelst einer kleinen Brücke über den Fluß Oroncillo und gelangt nach zwei Stunden nach

Ameyugo, mit 350 Einwohnern am Ufer jenes Flusses gelegen, auf einer von Bergen eingeschlossenen Ebene. Hier befindet sich eine ziemlich große Mehlmühle, und es wird außer anderen Getreidearten auch ein wenig Mais gebaut, beinahe der letzte, den man in dieser Richtung antrifft. Beim Heraustreten aus diesem Dorfe lassen wir die Straße nach Bilbao links liegen, und kommen nach einer Stunde nach

Pancorbo, welches in einer engen Schlucht liegt, die durch zwei Berge gebildet wird, die so hoch sind, daß sie bei den Spaniern den Beinamen „cordilleras“ bekommen haben. Ich glaube, es giebt auf der ganzen Welt nichts Malerischeres als diesen Engpaß. Die Ausläufer der Pyrenäenkette einerseits und das schroffe steile Ende des Ocagebirges andrerseits bilden diesen schmalen Paß, durch welchen die Straße sich neben dem mit Felsstücken besäeten Fluß hindurch windet. In der Mitte dieser Schlucht steht die malerische Kapelle der Nuestra Señora del Camino (unserer Frau von der Straße), deren Hilfe natürlich in alten Zeiten in dieser waldigen romantischen Umgebung von

dem schlichten Wanderer angerufen ward. Ich hatte eine sehr schöne Aussicht auf diese Umgebung von meinem hohen Sitze auf der Diligence, und da meiner schönen Reisegefährtin das Herz vor Furcht klopfte, so gestattete sie mir, sie bei ihrer weichen Hand zu fassen. Ungeheuere Felsenmassen von der wunderbarsten und abenteuerlichsten Form, bedecken die ganze Länge des Engpasses, und eine davon ist besonders auffällig. Sie bildet rechts auf der Straße einen Vorsprung und einen natürlichen Thorweg, unter welchem Fußgänger hindurch gehen können, wie durch das Portal einer Kirche. Dieser Paß war seit undenklichen Zeiten die natürliche Schranke Castiliens, wo die Spanier dem Vorrücken der Empörer lange trotzten, beim Beginn der französischen Invasion jedoch ließen sie ihr Thermopylä schimpflich im Stiche. Es steht ein schönes altes verfallenes Schloß auf dem Gipfel eines hohen Felsens, der die äußerste Spitze des Ocagebirges bildet, und sich mehr zu einem Adlerhorst als zu einem Wohnort für menschliche Wesen zu eignen scheint. Wie ein menschlicher Fuß hinaufgelangen konnte, erscheint von der Straße aus ganz unerklärlich. Hier soll Roderich, der letzte der Gothen, die Verführung der schönen Cava bewirkt haben, für welche unheilvolle That des lüsternen Königs Spanien durch Jahrhunderte des Blutvergießens und Elends bezahlen mußte. Dieses Schloß leistete später bei dem Einfall der Mauren gute Dienste. Es liegt auf dem westlichen Theile des Felsenabhanges. Ein anderes moderneres Schloß, **Santa Engracia** genannt, ward im Jahre **1795** auf demselben Platz errichtet, und bedeckt mit seinen Festungswerken den ganzen Gipfel des Berges. Dieser ward im Jahre **1810** von den eindringenden Franzosen occupirt, aber im Jahre **1823** von der nächsten französischen Invasionsarmee unter dem Herzog von Angoulême zerstört, welcher die Kanonen vernageln und die vorräthigen Kugeln und Bomben in die Tiefe hinabwerfen und kaum eine Spur von den zahlreichen Mauern, Forts und Kasematten, Arsenalen und selbst Kapellen stehen ließ, welche die Oberfläche in ihrer ganzen Ausdehnung bedeckten. Diese Zerstörung der Kapellen durch einen Vertheidiger der Religion, läßt sich nicht gut erklären, und dies geschah (wie ich meiner schönen Reisegefährtin bemerklich machte, da selbst die Galanterie nicht die Stärke des politischen Impulses zu dämpfen vermochte) von einem Manne, der sich für einen Freund und Verbündeten Spaniens ausgab. „Eh, mon Dieu, mon brave homme, ne nous protégez pas autant!“ An dieser That des frommen Angoulême läßt sich durchaus

nicht zweifeln, und der gezierte Montpensier wird im Vorbeireisen diesen Umstand mit Vergnügen wahrnehmen, indem dadurch auch für eine künftige Invasion eine Schranke beseitigt ist. Es ist dies eine der Verbindlichkeiten, welche Spanien Frankreich schuldet, welches es jetzt so zärtlich in die Arme schließt.

„Son barbaros — lós Gavachos!“ war die muntere Antwort der Señorita auf meine Bemerkung.

Die Straße führt mittelst einer Brücke (es sind deren drei vorhanden) über den Aroncillo durch die Stadt Pancorbo, welche befestigt ist und **1600** Einwohner zählt. Binnen einer Stunde erreichen wir

Santa Maria der Rivaredonda, eine unbedeutende Stadt, deren Umgegend vorzüglich Getreide in ziemlicher Fülle erzeugt. Zwischen hier und der letzterwähnten Stadt beginnt der **camino real** nach Logrono. Die Straße, welche wir von Irun bis hierher zurückgelegt haben, ist vortrefflich, und macht Spanien Ehre, welches fünfzig Jahre vor unserer englischen Entdeckung auf ganz natürlichem Wege macadamisirte. Unsere Maulthiere legten sechs tüchtige englische Meilen die Stunde zurück, denn es werden nämlich niemals weniger als acht und zuweilen sogar zehn angespannt. Unser Postillon ist ein junger Bursche von sechszehn Jahren, in der halb andalusischen Tracht, welche bei dieser Klasse in ganz Spanien so beliebt ist. Auf den Rücken seiner Jacke ist ein Blumenkorb gestickt, und die Hosenträger in lederne Kamaschen hineingestopft, während ungeheuere Sporen seine Absätze und ein schalkhaft auf die Seite gedrückter Hut seinen Kopf schmücken. Die Cigarre kommt nie aus seinem Munde, und er schwingt unaufhörlich seine aus einem langen Riemen mit einem kurzen Griff bestehende Peitsche. Der Mayoral redet während des ganzen Weges seinem Gespann zu, und nennt die Maulthierstuten bei ihren Namen, wie z. B. „Corridor-aa!“ „General-aa!“ oder auch mit dem einfachen „Mul-aa!“ und den Hengst (denn es befindet sich bei jedem Gespann selten mehr als einer, der aber wegen seiner gewohnten Böswilligkeit mehr Hiebe bekommt, als eigentlich nach der Gesellschaftsrechnung auf seinen Theil fallen) mit „Macho, macho, macho-o-o!“ Bei jedem schwierigen Punkte der Straße, oder sobald das Gespann Lust zeigt, etwas saumseliger zu werden, springt der Zagal von der Seite des Mayoral herab, und bearbeitet die Thiere nach der Reihe mit einem tüchtigen Knüppel und hebt auch zuweilen einen Stein auf, um ihn nach den Vorderpferden zu werfen, wenn es mehr

als gewöhnlich widerspenstig ist. Der Postillon und der Mayoral wetteifern mit einander im Gebrauch der Peitsche, die Thiere setzen sich in einen raschen Galopp, der Zagal läuft so schnell als er kann mit den wahnsinnigen Geberden eines Besessenen daneben her, und schwingt sich dann, wenn Alles wieder im gehörigen Gange ist, mit einem Satze und einem triumphirenden Blick wieder auf seinen Sitz, denn er ist wie alle Spanier stolz auf die Entfaltung seiner persönlichen Gewandtheit. Während dieser ganzen Zeit und furchtbaren Anstrengung ist ihm doch wunderbarer Weise die Cigarre nicht ausgegangen, und er raucht so kaltblütig fort, wie ein Kämpfer bei dem Stiergefecht, der so eben nur mit genauer Noth den Hörnern des wüthenden Thieres entgangen ist. Als ein Beispiel des guten Einverständnisses und der Gutmüthigkeit, welche unter diesen Leuten herrscht, kann ich erwähnen, daß, als es einmal unserem jungen Postillon nicht gelang, sich Feuer für seine Cigarre anzuschlagen, während der Wagen mit größter Schnelligkeit fortrollte, der Zagal herunter sprang und drei oder vier Minuten lang neben ihm herlief, während der Andere den cigarrilo ihm aus der Hand nahm und den seinen daran anzündete. Binnen einer Viertelstunde kamen wir nach

Cubo, mit **600** Einwohnern, die sich größtentheils mit dem Getreidebau auf der Ebene beschäftigen, in deren Mitte dieser Ort liegt. Es führt eine schöne steinerne Straße über Quintanaelez nach Ona und von da nach Villacago. Wir sahen jetzt mehre Dörfer zu beiden Seiten der Straße, ein sehr seltener Fall, bei der allgemeinen Oede Castiliens, und nach zwei und einer halben Stunde, und nachdem wir ein Wachthaus mit Soldaten zur Säuberung der Straße von Räubern, eine schöne alameda und eine steinerne Brücke passirt sind, gelangen wir nach

Bribiesca, am Oca, über welchen hier eine gute steinerne Brücke führt, mit **1800** Einwohnern. Diese Stadt ist gut gebaut, die Straßen regelmäßig und der Marktplatz sehr nett und mit einem schönen Thore versehen. Die Stadt bildet ein Viereck mit vier Thoren und nach diesem Vorbilde ließen Ferdinand und Isabella die Stadt Santa Fé auf der Vega von Granada erbauen. In Bribiesca ward im Jahre **1388** die Versammlung der Cortes gehalten, bei welcher Johann I. dekretirte, daß der spanische Thronerbe den Titel eines Prinzen von Asturien führen solle, welcher demzufolge zuerst von seinem Sohne angenommen ward, welcher die Tochter unseres Johann von Gent heirathete. Die Kirche von Santa Clara hat einen schönen retablo

auf dem Hauptaltar, der von gothischer Bauart ist und Beachtung verdient. Der retablo in der Colegiata oder kleinen Cathedrale hat schöne Statuen des heiligen Petrus und Paulus von Becerra. Hier nahm meine Reisegenossin leider von uns Abschied. Trotz des neben uns sitzenden Drachen drückte ich ihr beim Scheiden die Hand, und ward durch ein bezauberndes Lächeln belohnt.

Die Gegend um Bribiesca herum ist angenehm und verhältnißmäßig gut angebaut, sie erzeugt Getreide, Wein, Obst und Gemüße (die beiden Letztern in Ueberfluß) und besitzt gleichfalls ausgedehnte Weideplätze. Die Straße führt binnen wenig mehr als einer Stunde durch das Dorf Pradanos, nach weiter dreiviertel Stunden durch das Dorf Castil de Peones und binnen einer Stunde nach

Monasterio de Rodilla, welches sehr hoch gelegen ist und 640 Einwohner zählt. Auf der anderen Seite der Stadt befindet sich die Ruine eines maurischen Schlosses auf einer bedeutenden Anhöhe in Gemäßheit des Lieblingsgeschmackes dieses unternehmenden Volkes, an dessen wunderbares Schloß auf der Serra bei Cintra mich dieser Anblick sofort erinnerte. Hier wechselten die Diligencen ihr Gespann und das neue bestand aus zehn Thieren, da unser Weg uns nun eins der höchsten Terrains hinauf führte. Es war sechs Uhr vorbei, und als die Dämmerung in dieser hochgelegenen Gegend eintrat, ward es bitterlich kalt. Auch der Hunger überfiel uns, denn wir hatten seit dem Frühstück in Vitoria um neun Uhr nichts wieder genossen. In Folge der despotischen Arrangements ward durchaus nirgends angehalten, und ich ward hier noch um eine kleine Silbermünze betrogen, mit der ich einen Burschen beauftragte mir etwas zu essen zu holen, der aber nicht wieder zum Vorschein kam. Eine Dame im Innern des Wagens verlangte ein Glas Malaga und ich ahmte ihrem Beispiele nach, denn die Kälte war beinah unerträglich. Ich erhielt das Getränk erst als die Reise schon wieder fortgehen sollte, und der Malaga war nichts als abscheulicher mit Wasser verdünnter Branntwein. Der Schuft vergaß auch, mir das kleine Geld wieder zu bringen. Prellereien werden an Reisenden natürlich in allen Ländern verübt, aber auf den spanischen Straßen vermißt man die Bequemlichkeit am Entsetzlichsten. Ausgenommen in den zu den Mahlzeiten bestimmten regelmäßigen Paradores ist es unmöglich einen anständigen Bissen oder Schluck zu bekommen. Der vorsichtige Reisende wird sich einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln mitnehmen, aber Manche thun dies nicht gern, und zu diesen gehöre auch ich. Die

Dämmerung brach jetzt ein, und wir hatten den frappanten Anblick einer Procession, welche soeben mit der Hostie unter Fackelbeleuchtung aus der Kirche trat, und unter Absingung einer Hymne an uns vorüberzog. Es war Sonntag.

Langsam fuhren wir den Berg hinauf, der sich über dem Monasterio erhebt und bei Anbruch der Nacht ward die Kälte außerordentlich. Was ich bei dem schrecklichen Zustande meiner Lunge, obschon ich mich dreifach eingewickelt hatte, auf einem Theile des Fuhrwerks litt, der unmöglich verschlossen werden konnte, das kann man sich denken, denn beschreiben will ich es nicht. Der Gipfel dieses Berges führt den Namen La Brujula, ist zu beiden Seiten der Straße mit Wald bewachsen und der höchste Punkt in Spanien, indem er mehr als **5000** Fuß über der Meeresfläche liegt. Hier ist ein Telegraphen-Thurm, der zu der Linie von Madrid nach Paris gehört. Ludwig Philipp erhält jetzt die Nachrichten aus Madrid binnen vier Stunden. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir nach

Quintanapalla, mit **360** Einwohnern und einer schönen Kirche. Hier ratificirte Karl II. seinen Ehecontract im Jahre **1682**, aus welcher Ehe unglücklicher Weise keine Nachkommen hervorgingen, so daß die Bourbonen auf den spanischen Thron gelangten, was zu den bedeutungsschwersten Folgen führte. Der jetzige Ehecontract vom Jahre **1846** — mehr als **160** Jahre später — hängt mit jenem durch die engsten, obschon unsichtbaren Bande zusammen, und der furchtbare Widerstand, den der Letztere erweckt hat, ist die Folge von dem Nachtheil des Ersteren. Nie ward eine unglücklichere Ehe geschlossen als im Jahre **1682**, vielleicht mit Ausnahme der jetzigen von **1846**. Wie seltsam, daß wir auf jedem Schritt in Spanien an Etwas erinnert werden, was für die Vermählung des Herzogs von Montpensier ein böses Omen ist.

Nach abermals drei Stunden gelangten wir, nachdem wir die drei unbedeutenden Dörfer Rubena, Villafria und Gamonal passirt hatten, gestern Abend 8 Uhr nach Burgos.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Burgos; seine vielfachen Annehmlichkeiten. — Lage; Bevölkerung; Klima. — Geschichte dieser Stadt. — Einnahme derselben durch die Franzosen. — Die Kathedrale. — Anblick der Thürme. — Das Portal: — Die Puerta Alta. — Die Pellegeria. — Der Cimborio oder Dom. — Der Chor. — Der Hochaltar. — Statuen. — Bemalte Holzbilder. — Die plateria oder Kirchengefäße. — Die frühere ungeheuere Anzahl und Plünderung derselben durch die Franzosen. — Gespräch mit dem Uavero und einem alten Canonicus. — Die Kapelle des Condestable. — Die der Santa Maria; die Madonna von Andrea del Sarto; die Magdalene mit dem braunen Haar, von Leonardo da Vinci. — Die Kapelle von Santiago.

Burgos, 22. September.

Burgos ist eine höchst interessante alte Stadt und enthält eine Menge Gegenstände, die für den reisenden Architekten, Künstler und Alterthumsforscher merkwürdig sind. Und doch verweilen die Fremden selten hier, weil sie sich darnach sehnen, den Unbequemlichkeiten von Altcastilien zu entgehen und so schnell als möglich nach Madrid zu kommen; man kann aber zwei und drei Tage sehr gut hier verbringen. — Die weltberühmte Kathedrale besitzt eine Fülle an interessanten Gegenständen. Die Straßen und Plätze verdienen, daß man ihnen einige Aufmerksamkeit widmet. Das einzige gute Kafé und die schönen paseos (öffentliche Spaziergänge), bieten zugleich Studien des Lebens und der Charaktere, das alte Schloß mit seinen Zugängen ist höchst interessant, ebenso wie viele der Kirchen und unbewohnten Klöster. Die alten Bogen und wankenden Ueberreste

der Stadtmauern sind höchst merkwürdig und die Cartuja in der Nachbarschaft, mit ihrem prachtvollen Monument, das ungefähr eine Stunde von hier entfernte Grabmal des Cid, in Burgos selbst die Trümmer des Hauses, in welchem er einst wohnte — Alles dieses zusammengenommen, macht diese Stadt zu einem der interessantesten Punkte in Spanien.

Burgos ist die Hauptstadt von Altcastilien und liegt am Abhange eines Berges am rechten Ufer des Alazon. Dieser Fluß trennt die Stadt von den Vorstädten, La Vega, mit welchen sie durch drei steinerne Brücken zusammenhängt. Die Bevölkerung beträgt jetzt nur **12,000** Seelen, obschon sie in ihrer Blüthezeit mehr als **50,000** zählte. Die Stadt wird auch von dem kleinern Fluß Pico durchschnitten, der in mehre **Esguevas** (Schleußen) getheilt ist, durch welche die Stadt auf bewundernswürdige Weise gereinigt wird. Das Klima ist feucht, und eines der kältesten in Spanien, und macht die Stadt zu einem eben so angenehmen Aufenthalte im Sommer, als der Winter hier streng und unangenehm ist. Burgos hat jedoch zu allen Zeiten ein höchst ehrwürdiges Ansehen und ist in der That das Ideal einer altcastilischen Stadt. Sie ward im Jahre **884** von Diego de Porcelos gegründet, nachdem die kühnen Bergbewohner des Nordens versuchten, den maurischen Eindringlingen die Spitze zu bieten und dem jungen Königreiche Leon unterworfen, bis Fruelsa **II.** im Jahre **926** die vornehmsten Einwohner hinrichten ließ, nachdem er sie erst zu einem Schmaus eingeladen, um sie in seine Macht zu bekommen. Die Bürger von Burgos wählten später ihre eignen Magistratspersonen, von welchen die berühmtesten Lain Calvo, Nuño Rasera und andere Helden waren, die in den alten Balladen figuriren. Nach funfzigjährigen Kämpfen schüttelte der größte Held von Burgos, Fernan Gonzales, das Joch Leons ab und ward zum ersten unabhängigen Grafen von Castilien ausgerufen, ein Titel, den er erblich machte. Seine Enkelin Nuña war an Sancho von Navarra vermählt und ihr Sohn Ferdinand heirathete Sancha, das einzige Kind Bermudo's **III.**, wodurch die Königreiche Leon und Castilien vereinigt wurden und er unter dem Namen Ferdinand **I.** im Jahr **1067** zum Herrscher beider Königreiche ausgerufen ward. — Burgos war nun eine Zeit lang die Hauptstadt der Monarchie, aber erfreute sich dieser Würde noch nicht ganz zwanzig Jahr. Im Jahre **1085** erhob Alfonso **VI.** Toledo zu diesem Range, und es entstanden Rangstreitigkeiten zwischen dieser Stadt und Burgos, die über zweihundert Jahre lang dauerten, und erst geschlichtet wurden, als Alfonso **XI.** im Jahre **1349**, ein Jahr vor seinem Tode, Burgos

die Auszeichnung verlieh, daß es durch seine Repräsentanten bei den Cortes zuerst gehört ward, während er sich verbindlich machte, für Toledo selbst zu sprechen. Der castilische Hof ward jedoch für immer von Burgos hinweg verlegt und es erlangte, obschon es der Sitz vieler vornehmer Familien blieb, doch niemals seinen alten Glanz wieder.

Burgos ward am **10.** November **1808** von den Franzosen besetzt, nachdem die spanische Armee unter dem elenden Belveder beim ersten Angriff der Eindringenden, die nicht eine Hand voll Menschen verloren, geflohen war. Die Stadt ward mit der größten Barbarei behandelt, und unter den Befehlen Bessieres und Napoleons rücksichtslos geplündert. Weil man die Absicht hatte, durch dieses frühzeitige und furchtbare Beispiel in einer der ersten Städte die spanische Nation einzuschüchtern und spätere Versuche zu Widerstand zu verhindern. Napoleon selbst gestand in einem seiner Bülletins, daß die verübten Greuelthaten ihn selbst mit Schauder erfüllten, aber da er selbst in der Nähe war, so strafte die Thatsache seines Nichteinschreitens diese verstellte Humanität Lügen.

Die Kathedrale von Burgos täuscht, wie viele berühmte Monumente, auf den ersten Anblick die Erwartung, die man davon gehegt. Sie ist nicht sehr hoch und die Spitzen der beiden großen Thürme sind stumpf und sehen etwas plump aus. In Folge des rauhen Klima's hat der Stein eine andere Färbung bekommen, was aber vielleicht das alterthümliche Ansehen erhöht. Die Thürme sind von durchbrochener Bildhauerarbeit, die mich an einige Thürme, die ich in Belgien gesehen, erinnert, vorzüglich an den zu Mecheln. Sie sind mit der größten Fülle von Blumen, Laubwerk und andern Verzierungen geschmückt. Früher war ein mit den übrigen Gebäuden harmonirendes gothisches Portal vorhanden, ist aber unglücklicherweise durch ein moderneres ersetzt worden. Bei dem Eintritt wird man sofort von einem schönen gemalten Fenster betroffen, welches in den prachtvollsten Farben eine Menge Gegenstände zeigt. Der Haupteingang befindet sich natürlich auf der Westseite, das nördliche Thor heißt die puerta alta und ist sonderbarer Weise dreißig Fuß hoch über dem Fußboden der Kathedrale erhaben.

Die Kathedrale zu Burgos, welche zu den schönsten Spaniens und der Welt gehört, ganz besonders was die sorgfältigste Ausführung aller einzelnen Theile betrifft, ward im Jahre **1221** auf Befehl des heiligen Ferdinand und unter der unmittelbaren Aufsicht seines Freundes, des Bischofs von Mauricio, begonnen. Die Kirche besteht aus dem Schiff und zwei Gängen, welche letztere

im Vergleich zum Ganzen etwas schmal sind. Der crucero oder Kreuzgang ward im Jahre **1539** durch einen furchtbaren Sturmwind zertrümmert, **1556** jedoch wieder aufgebaut und **1567** auf Kosten des Erzbischofs, eines Sohnes des Herzogs von Alba, vollendet. Der Cimborio oder Dom ist prachtvoll und steigt auf kreisrunden Strebepfeilern zu einer Höhe von mehr als **180** Fuß auf und bildet ein stattliches Achteck vom reinsten Weiß, und ist mit einer Menge erzbischöflicher und königlicher Wappen geschmückt. Um das Innere des Doms herum, läuft die angemessene Inschrift: „In medio templi Tui laudabo Te.“ Ich wiederholte meinen Besuch in diesem prachtvollen Gebäude wenigstens sechs Mal und konnte mich an der ausgesuchten Schönheit und Reinheit dieses Domes nicht satt sehen. Der Eindruck ist ein ganz anderer, als der, den die Kathedrale von Sevilla macht, wo ich vor drei Jahren mehre Tage mit Betrachtung dieses Bauwerks verbrachte; aber wenn ich die feierliche Düsterheit der Letzteren, den unwiderstehlichen Impuls zur Erhebung der Seele und zum Gebet, die überwältigende gothische Großartigkeit und Majestät jenes ungeheueren Hauses vermißte, so ward doch auch hier der Geist durch die liebliche Reinheit der Umgebung himmelwärts gehoben. Der Erbauer dieses Domes, Felipe de Borgoña, ist in der Nähe dieses Ortes begraben. Das Innere der Kirche ist aus dem feinsten weißen Stein erbaut, der dem Marmor nur wenig nachsteht. Das Chor jedoch mit seinem massiven Gitter (reja) nimmt verhältnißmäßig einen zu großen Raum ein. Die Säulen sind sehr massiv und auf der Chorseite mit heiligen Statuen, und auf der andern mit phantastischen kleinen Engelköpfen geschmückt. Die Kirche ist **300** spanische Fuß lang, ohne Hinzurechnung der Kapellen, und mehr als **280** Fuß breit. Der Chor ist sehr geräumig und hat seiner ganzen Länge nach zwei Reihen Sitze für die Canonici und Choristen. Diese Sitze sind von Wallnußholz und mit dem schönsten Schnitzwerk versehen. Der Stuhl des Erzbischofs mit der darüber angebrachten Bildhauerarbeit ist ganz besonders bewundrungswürdig, und hat allein hundert Dukaten gekostet. Die zwei schönen Orgeln auf beiden Seiten, rühren von dem berühmten Meister Juan de Argete her, die Kanzel ist von Bronze und ein schönes Kunstwerk, die reja ist ebenfalls sehr kunstreich gearbeitet. Der retablo des Hochaltares ward von dem Erzbischof Vela im Jahre **1575** errichtet und ist mit einigen sehr schön geschnitzten Figuren versehen, die unter Säulen von klassischer Ordnung vertheilt sind. Das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde ist sehr anmuthig. Die Gesichter sind nicht schön, aber es liegt in dem Ausdruck und in der

Haltung der Figuren viel Würde. Dieser Altar ist ein schönes Studium für die, die sich nicht schon früher mit den Gemälden und Bildhauerarbeiten Spaniens vertraut gemacht haben. Die Gesichter, das Haar und die Bärte sind alle nach dem Leben gemalt, und die Draperieen, welche Montanos und die andern großen spanischen Holzbildhauer mit so großer Geschicklichkeit ausführten, mit den reichsten Farben und Vergoldungen überkleidet.

Diese Kirche besaß vor der französischen Invasion einen ungeheuern Schatz an plateria oder Silbergefäßen, die ihr aber ohne Gnade geraubt wurden. Ich hatte ein merkwürdiges Gespräch mit dem Uavero (Schlüsselträger oder Portier), der mir die verschiedenen Kapellen zeigte, an dem Fuße des Hochaltars. Sechs prachtvolle silberne Candelaber standen hier, geschmückt mit Engelköpfen und Flügeln, Früchten und Blumen von der schönsten Arbeit — kurz es waren die prachtvollsten Muster der Kunst der Silberschmiede von Valladolid. Die schöne vor dem Hauptaltar hängende Lampe und ein Bild der Madonna mit dem Kinde auf dem retablo, waren ebenfalls von Silber und wunderschön gearbeitet. Alle diese Gegenstände wurden bei dem Besuche der Königin im vorigen Jahre gereinigt und restaurirt; ich fragte den Uavero, ob noch mehr plateria zu sehen wären und er antwortete, daß Mendizabal alles Uebrige im Jahre 1839, zur Zeit der Aufhebung der Mönchsklöster, habe wegnehmen lassen. Es lag etwas Wahres darin, aber sehr wenig, denn Mendizabal fand hier wenig zu stibitzen, da die Franzosen dieses schon besorgt hatten und die französische Regierung diese prachtvolle Kathedrale doch nicht ganz zu entblößen wünschte, oder auch es vielleicht nicht wagte. Demgemäß blieben die schönen Silbergeräthschaften, die ich so eben erwähnte, so wie das große Prozessionskreuz unberührt. Aergerlich über die Unwissenheit des Uavero, wandte ich mich an einen Priester, der in diesem Augenblick vorüberging, und erhielt von ihm die Bestätigung meiner Angabe, daß Burgos den Franzosen unter Bessieres und Napoleon im Jahre 1808, die Plünderung seiner Kirchengeräthschaften verdanke. Ich trug Sorge, dies dem Uavero mehr als ein Mal zu wiederholen und ihm die dazu gehörigen Namen und Thaten einzuprägen, um sie seinen phlegmatischen Landsleuten mittheilen zu können — denn ich war noch nicht vierundzwanzig Stunden in Burgos, als ich auch schon der Beobachtete aller Beobachter war, für einen englischen Spion gehalten und überall hin verfolgt ward — eine Ehrenbezeugung, die ich dadurch vergalt, daß ich mich überall, wo es nur ging, über die Heirath des Herzogs von Montpensier aussprach. Ich unterrichtete den Uavero gleichzeitig von einer

Thatsache, die er nicht wußte, nämlich, daß anstatt der sechs Leuchter, auf welche die plateria der Kathedrale jetzt beschränkt ist, in früheren Zeiten auf einem einzigen Altar nicht weniger als sechzig Candelaber von dem feinsten getriebenen Silber, jeder sechs Fuß hoch, standen, während bei der feierlichen Ausstellung des Santo Christo in der Charwoche, zahlreiche Gold- und Silberlampen von der Decke herabhingen, die alle von den Franzosen mitgenommen wurden. Der gute Mann belohnte mich für meine Mittheilung mit dem Ausrufe: „Carojo, ustedas mas saben que nosotros.“ (Meiner Treu, diese Leute wissen mehr als wir selbst.)

In diesem Augenblicke ging ein alter Canonicus vorüber, mit dem ich ein Gespräch hatte, welches ich mittheilen muß. Nachdem ich den dürftigen Ueberrest an Gefäßen bemerkt, der jetzt noch dieser früher so ungeheuer reichen Kathedrale gehörte, rief ich:

„Ach, das silberne Zeitalter ist entschwunden. Die plateria von Valladolid ist auf die Verfertigung von Spielzeug herabgesunken. Wären vor zwei Jahrhunderten Schienenwege eingeführt worden, so würde Spanien die seinen ohne Zweifel mit Silber belegt haben. Der Herzog von Albuquerque, schreibt Madame d'Aulnoy (im Jahre **1715**), besaß vierzehn Dutzend silberne Schüsseln und vierzig silberne Leitern, um auf die obern Simse seines Silberschrankes gelangen zu können, und brauchte sechs Wochen, um sein Geschirr wiegen zu lassen.“

„Sechs Wochen, mi Dios! Die würden für die Kathedrale von Burgos nicht ausgereicht haben.“

„Euere Freunde der Gegenwart, die Franzosen —“

„Meine Freunde! ich war ja während ihrer Invasion hier!“

„Nun dann, die Freunde Eurer Regierung sind dem Juden Mendizabal zuvorgekommen. Sie ließem ihm nur eine dürftige Nachlese. Altar und Palast wurden der eine wie der andere ihrer Gold- und Silbergefäße beraubt, und die Beute in ganzen Wagenladungen davon geführt.“

„Es verdad, es verdad!“

„Und die französischen Prinzen werden binnen einer Woche einige Silbermünzen im Vorüberfahren auswerfen, und die Spanier werden ihre wohlthätige Hand küssen und vergessen, seit wie kurzer Zeit erst diese Hand sie bestohlen hat, und einen Segen auf die Gavachos herabrufen.“

„Es verdad!“ murmelte der alte Mann mit einer Thräne im Auge.

Die Kreuzgänge dieser Kathedrale sind des Gebäudes würdig und enthalten einige schöne Grabmäler von Erzbischöfen und Prälaten. Die acht sehr schönen und graciösen Thürmchen, welche die hohe Kuppel überragen, mit der Statue des Santiago in der Mitte, nehmen sich von dieser Richtung sehr vortheilhaft aus. Die acht noch eleganteren Thürmchen auf der Kapelle des Condestable, sieht man von hier ebenfalls mit ihrer Balustrade und ihren gothischen Fenstern. Die Kapellen sind zahlreich und schön, aber die des Condestable ist die schönste, indem sie von den Velascos, den erblichen Constablern von Castilien erbaut worden. Sie ist sehr geräumig und enthält massive, schön gemeißelte Pfeiler. Vor dem Altar befinden sich die Grabmäler des Gründers Pedro Hernandez de Velasco, der im Jahre **1492** starb und seiner Gattin, zu deren Füßen ein Hund ausgestreckt liegt, das Sinnbild der Treue. Die Statuen liegen und sind in voller Lebensgröße, wie denn auch das Kostüm, Spitzen und Rüstung, mit großer Genauigkeit nachgeahmt sind. Wie müssen vor diesen schönen christlichen Monumenten die unseren in der St. Paulskirche und Westminsterabtei in den Hintergrund treten! Das Gitter dieser und der meisten andern Kapellen, ist vorzüglich gearbeitet. Hier liegt auch eine ungeheuere Platte von polirtem Jaspis, welche nach der darauf eingegrabenen Inschrift, als sie an diesem geheiligten Orte niedergelegt ward, **2956** Arrobas oder **73,000** Pfund oder **660** Centner wog, folglich drei Mal so viel, als Mr. Ford in seiner Reisebeschreibung angiebt. Diese Platte und die Grabmäler sind gewöhnlich mit langbefranzten Leichentüchern bedeckt. Die Wappenschilder an den Mauern sind im großartigsten Style ausgeführt. In der anstoßenden Kapelle befindet sich eine sehr schöne Statue des heiligen Bruno, von Cartuja. Die retablos in vielen dieser Kapellen sind schön, der Effect aber wird durch eine häßliche Kreuzigung verdorben, die unabänderlich oben darüber angebracht ist, und die mit Fleiß so abstoßend als möglich dargestellt zu sein scheint.

In der Kapelle der heiligen Santa Anna befindet sich ein gutes Bild des heiligen Petrus und ein Monument mit der liegenden Statue des Erzbischofs Leo de Acuña Oserio, der einen der Thürme vollendete. Dieses Monument ist schön in Marmor ausgeführt und die erzbischöflichen Züge haben einen bewunderungswürdigen Ausdruck von Frömmigkeit. Der gothische Altar dieser Kapelle nimmt sich ebenfalls gut aus. Der retablo hat eine gute Statue der heiligen Anna, der Mutter der heiligen Jungfrau. Die grelle Sonne und der Mond jedoch, sowie die abstoßende Kreuzigung, die darüber angebracht sind, heben

den Eindruck wieder auf. In der anstoßenden Sakristei befindet sich ein schönes berühmtes Bild der heiligen Magdalena mit dem braunen Haar, welches man Leonardo da Vinci zuschreibt; sicherlich ist es seines Meisterpinsels nicht unwürdig. Die Augen, der Mund und die Schattirungen des Gesichts sind außerordentlich zart und schön, eben so wie die Hand. Die Figur ist in einen Wald von goldbraunem Haar eingehüllt und fast gänzlich davon bedeckt.

Die Kapelle von Santiago hat schöne Monumente des Erzbischofs Juan de Villacreses und zweier Mitglieder der Familie Escalona. In der Sakristei befinden sich ebenfalls zwei schöne Monumente des Erzbischofs Juan de Vaca und und seines Bruders Don Pedro, die sich aus dem Beginn des sechszehnten Jahrhunderts herschreiben, die berittene Gestalt des Schutzheiligen auf dem retablo kam mir gerade nicht werthvoll vor, desto schöner ist jedoch die auf der reja. In der Kapelle der Heimsuchung sieht man ein Grabmal mit der schönen liegenden Statue des San Juan de Sahagun, als Mönch gekleidet. In der Kapelle von San Enrique befindet sich ein sehr prachtvolles Marmorgrabmal, mit einer knieenden Statue des Prälaten Enrique de Peralda, von welchem sie im Jahre **1679** gegründet ward. In der Kapelle der „Presentacion“ sieht man das prachtvolle Gemälde Michael Angelo's, welches die heilige Jungfrau in Lebensgröße darstellt, als sie eben im Begriff ist, das Heilandskind, welches auf einem Tische steht, anzukleiden. Zwei Engel halten eine Krone über den Kopf des Kindes. Die Gestalt der Jungfrau ist sehr anmuthig; die Gesichter sind nicht schön, aber es liegt viel Würde in der Haltung und die Draperieen sind vorzüglich. Die Windel, welche die Jungfrau in der Hand hat, und in welche sie den Heiland zu wickeln im Begriff steht, scheint in Folge einer wunderbaren Wirkung des Pinsels, fast durchsichtig zu sein. Das Gemälde ist in der That ein Meisterstück, und einer der größten Schätze der Kathedrale. Die zwei noch übrigen Kapellen (es sind im Ganzen genommen acht), sind die der heiligen Tekla mit einem vergoldeten Altar, in dem unerträglich schlechten Geschmack „Churigueresque“ genannt, von dem sicherlich halbverrückten Architekten, der ihn einführte.

Die **Sala Capitular** besitzt einige sehr unbedeutende Gemälde, das beste ist ein Bild des heiligen Johann. Die **Sacristia Vieja** hat einige elende Bildnisse von Prälaten an dieser Kathedrale, in welchen die Kunst auf der tiefsten Stufe steht. Die **Sacristia Nueva** besitzt einige bessere Gemälde, von welchen das beste eine Flucht nach Egypten ist, auf der ein reizender kleiner Engel einen wunder-

schön gezeichneten Esel führt. Von allen hier anzutreffenden Gegenständen ist jedoch der interessanteste El Cofre del Cid, eine alte wurmstichige Kiste von vier und ein halb Fuß Länge, mit zwei verrosteten eisernen Ringen und einer Kette, in denen sie früher aufgehangen war, und welches derselbe Kasten sein soll, den der Cid, wie in seiner Chronik zu lesen ist, mit Sand angefüllt und dafür von den Juden Rachel und Bidas, welchen er versichert, es seien Gold und Juwelen darin enthalten, ein Darlehen erhielt, welches er natürlich nach dem ächt ritterlichen Geiste des alten Castiliens zurückbezahlte. Während eines meiner zahlreichen Besuche hörte ich einmal die Hochmesse mit vollbesetztem Chore an, was einen ergreifenden Eindruck auf mich hervorbrachte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Zwei bewaffnete Schuhmacher ertappen mich bei dem Aufschreiben von Notizen und beschuldigen mich eines Dinges, was mir nicht in den Sinn gekommen. Man stellt mich unter Aufsicht. — Ich werde genöthigt politische Propaganda zu machen. — Die noch übrigen Sehenswürdigkeiten von Burgos. — Die Plaza Mayor; die Asche des Cid. — Verschiedene Trachten hier und auf dem Espolon, oder ersten öffentlichen Spazierganges. — Die Señoras und Señoritas. — Auffallende Körpergröße der Männer. — Das Café Suizo. — Militärisches Leben. — Geckenhaftigkeit der jungen Offiziere. — Das Thor der heiligen Maria. — Ich besteige eine Rosinante und reite in sehr excentrischem Kostüm durch die Vorstädte, überzeuge aber die Einwohner nun desto mehr, daß ich ein heimlicher politischer Agent bin. — Die Cartuja oder das Kloster von Miraflores. — Die Alabastergrabmäler. Verstümmelungen und von den Franzosen hier während der Invasion verübte Gräuelthaten. — Ich bitte um Zutritt in die Citadelle von Burgos und werde zurückgewiesen. — Ich „umzingele" zur Rache die Citadelle auf meiner Rosinante. — Schreckliche Bewegung im Innern; man glaubt, daß ich sie einnehmen wolle — eine Aufgabe, welche selbst dem Herzog von Wellington mißlang. — Prachtvolle Aussicht von den Anhöhen des Schlosses. — Das Haus des Cid. — Ich befreie die Garnison von ihrer Angst und nehme die Citadelle nicht ein. —

Burgos, 22. September.

Die anderen Kirchen von Burgos verlohnen sich ebenfalls der Mühe eines Besuches, besonders die von Jan Pablo, die ein schönes Meisterwerk gothischer Baukunst ist. Es befinden sich auch viele ehrwürdige Klöster hier, die aber jetzt in sehr verfallenem Zustande sind; in dem Portale eines derselben in der Vorstadt, La Vega, welches jetzt das Hospital de la Concepcion ist, machte ich

eine kurze Notiz mit dem Bleistifte, ich glaube zum ersten Male öffentlich. Im nächsten Augenblicke standen zwei Schuster mit Schurzfellen und Messern neben mir, (die Messer gehörten natürlich zu ihrem Handwerkszeug, konnten aber auch zu einem anderen Zwecke dienen.) „Que! usted debuja?“ (Was, Ihr zeichnet da!) sagte der Sprecher, ein schmieriger kleiner Kerl, der seit wenigstens einer Woche nicht rasirt war.

Ich bemühete mich sie zu überzeugen, daß ich dies nicht thäte, und wies ihnen die Notiz, die ich eben hinkritzelte, da sie aber natürlich von einem Unterschied zwischen Schreiben und Zeichnen nichts verstanden, so machte ich mein Buch zu und entfernte mich lächelnd, als der redselige Schuster ausrief: „wenn Ihr unsere Kaserne zeichnen wollt, so thätet Ihr besser, Euch um Euch selbst zu bekümmern.“

Nun war das Geheimniß heraus. Obwohl ich mich während der vergangenen zwei Tage ängstlich gehütet hatte, öffentlich eine Notiz zu machen, weil ich die lächerlichen Vorurtheile kannte, die in dieser Hinsicht in Spanien herrschen, so hatte die politische Eifersucht des Volkes und dessen unbezähmbarer Hang zu Intriguen aus dem seltenen Umstand, daß ein Engländer einige Zeit in der Stadt verweilte und aus der Offenheit, mit welcher ich mich an der table d'hôte über politische Gegenstände aussprach, geschlossen, daß ich ein politischer Agent sein müsse, der hierher geschickt worden, um den Geist der Unzufriedenheit wegen der Montpensierschen Heirath zu erwecken. Der Umstand, daß ein englischer Kabinetskourier, Oberst Towneley, den ich in dem Hotel getroffen, mir höflich einen Platz in seinem Wagen nach Madrid anbot, den ich einfach aus dem Grunde ablehnte, weil ich ihm bei seiner wichtigen Reise nicht beschwerlich fallen wollte, gab jedem anwesenden Spanier die Ueberzeugung, daß ich ein politischer Agent sein müsse. Sehr bald fand ich, daß alle meine Bewegungen überwacht wurden, und daß ein in dem Hotel ebenfalls verweilender Saragossaner ausdrücklich die Aufgabe hatte, mich im Auge zu behalten. *)

Die Anspielung des Schuhflickers auf die Kasernen, von welchen ich nach seiner Meinung eine Zeichnung aufnahm, bezog sich, wie ich bald fand, auf die

---

*) Señor Fajardo, Commissar im brittischen Dienste, sagte mir, als ich ihm später an Mr. Bulwers Tafel in Madrid vorgestellt ward, daß während meines ganzen Aufenthaltes in Burgos, drei Polizeispione mit meiner Beobachtung beauftragt gewesen seien.

Thatsache, daß jenes Hospital mit der Kaserne der Guardias Civiles zusammenhängt. Als ich wieder durch die Vorstadt zurückkehrte, fuhren mehrere grinsende Köpfe durch die Thüren und Fenster und ich setzte ein Fischweib in einiges Erstaunen, indem ich sie ganz kaltblütig fragte: Por vida del demonio, no tengo una cabeza como un otro?“ (Beim Leben des Teufels, habe ich denn nicht einen Kopf wie andere Menschen.) Da ich jetzt merkte, worin das Geheimniß lag und die Unverletzlichkeit eines britischen Unterthan kannte, so ging ich auf das Possenspiel ein, indem ich den Gästen in dem Parador de las Diligencias Peninsulares, wo ich verweilte, unaufhörlich Politik vorschwatzte. Zuweilen hörten sie mich schweigend an und zuweilen stimmten sie, wenn die Luft rein war, in meine Ansichten über die französische Einmischung von ganzem Herzen ein. Auf diese Weise wirkten die Maßregeln der Lokalbehörde auf sie selbst zurück und ich wurde in Folge ihres schmutzigen Spionirsystemes, der politische Propagandist, der ich außerdem sicherlich nicht geworden wäre. Jedoch ich darf über die Politik nicht die andern Sehenswürdigkeiten von Burgos aus den Augen setzen. Die Plaza Mayor ist unregelmäßig, aber merkwürdig und mit einer Kolonnade umgeben, die in diesem regnerischen Klima sehr bequem ist. In dem Ayuntamiénto befindet sich eine Urne mit der ruhmreichen Asche des Cid. Auf diesem Platze wird alltäglich ein Frucht- und Gemüßemarkt abgehalten, wo man die beste Gelegenheit hat das Kostüm der Bäuerinnen aus der Umgegend zu studiren.

Beinahe Alle tragen eine kurze Jacke und Unterröcke von verschiedenen Farben, unter welchen jedoch die rothen und dunkelblauen die vorherrschenden sind. Um den Kopf tragen sie bunte Tücher. Die Vorderseite der Jacke ist häufig mit langen Reihen von Knöpfen geschmückt. Die Bauern aus der Umgegend tragen größtentheils blaue Strümpfe und kurze Hosen oder Galligaskins. Im Winter sind die Strümpfe noch mit der ledernen Kamasche bedeckt. Die Bauern die ich sah, trugen meistentheils die mit einem Riemen um die Knöchel befestigten hänfenen Sandalen. Der weite Rock von pano pardo (dunkler ungefärbter Wolle) war gewöhnlich locker über die Schulter geworfen und wurde beinahe wie die capa getragen, deren sich die Einwohner der Stadt allgemein bedienen. Bauern haben eben so wie ihre Weiber oft ein Tuch um den Kopf gebunden. Der größte Spatziergang ist der Espolon, zwischen diesem Platze und dem Flusse, und hier pflegte ich bei der Dämmerung (der gewohnten Stunde für den paseo in Spanien) jeden Abend herum zu wandeln, um die Señoras und

Señoritas in ihren schwarzen Mantillen zu sehen, deren Zahl, so wie es dunkel ward, immermehr zunahm. Viel Schönheiten sah ich gerade nicht, aber die Augen sind größtentheils schwarz, hell und schön und die Gesichter angenehm und verständig. Die Männer sind größtentheils stattlich, stolz und manche sehr lang, aber hager und grandiös, ächte altgothische Herren, „Castellanos vieyos y rancios.“ Sie tragen die capa hier besser als in irgend einem Theile Spaniens, und wissen sich mit eben so viel Würde in ihre Mäntel zu hüllen, wie Cäsar, als er den Todesstoß empfing. Das Café Suizo, das einzige leidliche in Burgos, befindet sich auf dieser Promenade und bietet eine vortreffliche Gelegenheit, die Charaktere zu studiren. Man kann sagen, daß die Offiziere, von welchen es in dieser Stadt wimmelt, förmlich in diesem Kafé wohnen; zu allen Stunden sind sie in Menge da und unter ihnen sogar Obersten und Brigadegenerale. Die Offiziere aller Grade scheinen im besten Einvernehmen mit einander zu stehen und die Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, die in ganz Spanien ungeachtet des Hanges zum Spioniren gegen Fremde herrscht, sieht man hier unter allen Klassen. Die einzigen Gecken, die ich in Burgos gesehen, gehörten zur Zahl der jüngeren Offiziere, die sich die Taille auf das Furchtbarste zusammenschnüren und von ihrem elenden Solde sich ein Paar weiße Glacéehandschuhe ersparen, um nur auf der Alameda darin vortheilhaft erscheinen zu können.

Die eherne Statue Carls III. auf der Plaza Mayor hat durchaus keinen Kunstwerth. Auf der Huerta del Rey befindet sich jedoch eine vergoldete Statue der Flora auf einem Delphin in der Mitte eines Springbrunnens, die wirklich schön ist. Viele hohe Häuser und Paläste des alten burgalesischen Adels und der hidalguia haben schöne, obwohl sonderbare Façaden, und die stolzen Wappenschilder sind besonders bemerkenswerth. Die Statuen der Notabilitäten von Burgos auf dem Espolon oder der großen Promenade sind plump und verdienen weiter keine Beachtung. Das Thor von Santa Maria ist sehr massiv, stark befestigt und macht einen guten Eindruck. Die Statuen der großen in Burgos geborenen Männer, die Carl V. in einer Nische dieses Thores aufstellen ließ, sind nicht besser als die auf dem Espolon. Der Cid ist ein ordinärer, schwerfälliger, alter Mann, mit einem großen Bart und einem Schwerte, das beinahe so groß ist als er selbst. Die Statuen Carls V. und des Engels Gabriel oben darüber sind die einzigen, die einige Würde besitzen.

Gestern miethete ich mir eine hagere Rosinante — die beste, die in Burgos für Geld zu haben war, und machte mich auf den Weg, um das prachtvolle Car-

thäuserkloster zu Miraflores zu besuchen, welches gewöhnlich unter dem Namen „La Cartuja“ bekannt ist. Die Entfernung beträgt ungefähr eine Stunde und der Weg ist sehr angenehm. Ein stämmiger zagal oder Drecktreter von sechzehn Jahren, der mit dem langen Stocke bewaffnet war, den die spanischen Jünglinge lieben, kitzelte mein Streitroß unter dem Schwanze. Wenn es auch nicht selbst sehr kriegerisch gesinnt war, so hatte es einen kriegerischen Sattel mit einem Dragonermäßigen Zügel und Steigbügel, die von Messing und so schmal und eng waren, daß kaum die Zehen des Fußes darin Platz hatten. Das übrige Geschirr paßte nicht ganz zu diesen beiden Stücken, denn es war aus dem eines Maulthieres und Esels zusammengesetzt und hier und da mit kleinen Stricken zusammengebunden. Um diesen prachtvollen Ausritt zu vervollständigen und mich en caballero perfecto aufzutakeln, hielt mich mein treuer zagal in der Mitte des Platzes mit Gewalt zurück und begann an meinem linken Fuße den einzigen Sporn anzuschnallen, den er mit zur Stelle gebracht hatte. Nachdem mein Sancho eine Weile nach dem Loche herumgesucht hatte, durch welches er den Riemen anziehen mußte, fand er es endlich, zog scharf an und riß ihn entzwei. Ich schüttelte lachend den Sporn von der Ferse, bearbeitete das Thier mit meinem Stocke und kam so bald auf leidliche Weise vorwärts. Ich trug eine montera, die ich Tags zuvor gekauft, eine Art Helm oder dreieckigen Hut, der in dem Innern von Castilien häufig getragen, aber in Burgos selten gesehen wird, und so angethan ritt ich auf der großartigsten aller Rosinanten durch alle Haupttheile der Stadt, in der Absicht, um gesehen zu werden. Mein Zweck war, die Einwohner zu überzeugen, daß ich kein politischer Agent oder Propagandist sei — aber ich erfuhr später, daß ich sie gerade vom Gegentheil überzeugt hatte, denn der Geist der Intrigue verlockte sie, zu glauben, daß ich wie Hamlet mich blos närrisch stellte, um für unschädlich gehalten zu werden. Ich stand nun als „hombre politico“, in ihrer Achtung um einige Stufen höher und erhielt, wie man gleich sehen wird, in ihrer Einbildung einen hohen Platz bei dem diplomatischen Corps angewiesen.

Die Cartuja ist eins der prachtvollsten Klöster in Spanien. Es ward im Jahre **1493** nach dem Plane des berühmten Juan de Colonio von der Königin Isabella vollendet. Der Styl ist der schönste, und die Ausführung so vollkommen, daß Philipp II., als er es zum ersten Male sah, ausrief: „Wir haben im Escurial nichts gethan.“ Die merkwürdigsten Gegenstände hier sind die prachtvollen Grabmäler Johanns II, seiner Gemahlin Isabella von Portugal und ihres

Sohnes, des Infanten Alfonso. Diese Grabmäler sind von Alabaster und es ist fast unmöglich, Jemandem, der sie nicht gesehen, einen Begriff von ihrer Eleganz und Pracht zu geben. Das erste Mausoleum ist ein großes Achteck, auf welchem die Statue des Königs Johann mit der Krone auf dem Kopfe und dem Zepter in der Hand liegt. Daneben befindet sich die der Königin ebenfalls gekrönt und mit einem Buche in der Hand, zu ihren Füßen liegt ein Hund, das Sinnbild der Treue. Die Gesichter sind schön und von königlichem Ausdruck. Die Kronen sind sehr geschmackvoll gearbeitet, besonders die Isabellens. Das Bett, auf welchem das königliche Paar ruht, ist von dreizehn kleinen Statuen umgeben, von welchen vier die Evangelisten und die übrigen verschiedene Heilige darstellen. Ebenso sieht man auch noch sechzehn allegorische Figuren der Tugenden, die größtentheils durch verschiedene Thiere dargestellt werden.

Die Statue des Infanten ist gleichfalls von Alabaster. Es giebt keinen Theil an diesen Monumenten, der nicht von den Franzosen auf die barbarischste Weise verstümmelt worden wäre, und überall sieht man abgeschlagene Köpfe oder Nasen. Ich konnte nicht umhin die Umstehenden auf diese abscheulichen Spuren von Bosheit aufmerksam zu machen, welche die Franzosen hinter sich gelassen haben. „Guter Gott, und mit diesem Frankreich wollen jetzt also die Spanier ihr innigstes Bündniß knüpfen!“ Als ich fortging, ließ mir der Padre Prior, der die Aufsicht über dieses königliche Kloster führt, sagen, daß er „el caballer Ingles“ zu sprechen wünsche. Ich machte ihm demgemäß in seinem kleinen Heiligthume meine Aufwartung und fand einen alten fast kindischen Mann, der mir so warm die Hand drückte, als ob wir alte Bekannte wären, und weshalb glaubt der Leser, daß er mich zu sich rufen ließ? Blos um mich einige Worte Englisch lesen zu hören! Er hatte in seiner sehr beschränkten Bibliothek ein englisches Buch, und da ihm die Sprache unbekannt war, so empfand er die lebhafteste Neugier etwas darüber zu erfahren. Er machte die lächerlichsten Versuche, meine Aussprache einiger Worte nachzuahmen und bat mich, einen kleinen Satz von diesem palabra ins Spanische zu übersetzen. Ich fand übrigens an ihm einen sehr gebildeten und anspruchlosen alten Geistlichen, aber bei seinem schwach gewordenen Gedächtniß wußte er nur noch wenig oder nichts von den Verwüstungen, welche die Franzosen in dem Klostergarten angerichtet hatten, von welchem jetzt ein Theil seiner Benutzung überwiesen war.

Nach einem Besuche in Cerdeña, wo sich ebenfalls ein Monument des Cid befindet, spornte ich meine Rosinante zurück nach Burgos und ritt den Schloß-

berg hinauf an dem Triumphbogen vorbei, den Philipp II. dem großen Helden von Burgos und ersten Grafen von Castilien Fernan Gonzalez errichtete, und bat um Einlaß in das Schloß, indem ich dem Hauptmann der Wache gebührend meinen Paß hineinschickte. Nachdem ich eine Viertelstunde gewartet, empfing ich eine bestimmte Abweisung und gewahrte zugleich Zeichen einer beträchtlichen Bewegung unter der Garnison, und eine Menge Offizierköpfe guckten aus den Schießscharten und anderen Oeffnungen heraus. In der That glaubte man, ich sei der Spion oder große politische Agent, der ausdrücklich abgeschickt worden sei, um bei dem bevorstehenden Kriege zwischen England, Frankreich und Spanien, die Einnahme dieser Festung möglich zu machen, gegen welche selbst der Herzog von Wellington nichts auszurichten vermocht hatte.

Ich stieß meiner Rosinante die Fersen in die Flanken, hob meinen kleinen eichenen Stock und ritt nun im scharfen Trab um die Esplanade herum. Als ich in der Mitte angelangt war, zog ich bedächtig mein Notizbuch heraus und that als ob ich die schwachen Punkte der Festung aufzeichnete, zum unendlichen Verdruß mehrere Gruppen von Offizieren und Sergeanten, die zu zögern schienen, ob sie mich auf der Stelle arretiren oder mit gefälltem Bajonnet angreifen sollten. Ich fühlte aber den vollen Werth des Talismans, welchen der Name eines brittischen Unterthanen gewährt, und ließ mich in meinem Scherze nicht stören.

Als ich des vorgeblichen Zeichnens überdrüssig war, ritt ich die Anhöhe hinauf und ergötzte mich an einem unterdrückten Lachen über die offenbare Aufregung im Innern der Citadelle und an einer der schönsten Landschaften, die man in Spanien sehen kann.

Man erblickt hier die prachtvolle Vega, an deren Rand Burgos liegt, den Fluß Alazon mit seinen zahlreichen Brücken, die grüne Isla mit ihren stattlichen Bäumen, rechts, ein reizender öffentlicher Spatziergang an dem Ufer des Flusses; das königliche Kloster Las Huelgas nach der einen Seite und das von Miraflores und Cerdeña auf der anderen. Die malerische alte Stadt mit ihren zahlreichen heiligen Gebäuden lag dicht unter mir und die unzähligen Spitzen und Thürmchen der Cathedrale zu meinen Füßen. Als meine Augen sich an dieser reizenden Aussicht satt gesehen hatten, warf ich mein Streitroß mit einem militärischen Takt, der die Leute in dem Schlosse in Erstaunen gesetzt haben muß, rechts herum, galoppirte mit einer Geberde, die man als Hohn und Verachtung auslegen konnte, an der Wache vorüber, machte wieder Halt, um eine

zweite Blöße aufzunehmen, brachte die Garnison abermals in die größte Aufregung, ritt dann um den Fuß des Hügels herum, notirte mir — was mich wirklich interessirte — die drei noch übrigen steinernen Bruchstücke des Hauses, welches der Cid hier bewohnte, passirte dann unter den maurischen Bogen, der Citadelle einen letzten grimmigen Blick zuwerfend, hindurch und ritt zurück nach meinem Hôtel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Man hält mich für den Sekretair der britischen Gesandtschaft in Madrid. — Unbequemlichkeiten meiner neuen Würde. — Ich gerathe in einen politischen Disput mit einem spanischen Oberst und halte endlich eine propagandistische Rede.

Burgos, 22. September.

Bei Tische wurde ich heute mit noch größerem Respekt behandelt, als meine vermeintliche politische Wichtigkeit vorher erweckt hatte, und ich war überzeugt, daß die Burgalesen irgend ein neues Geheimniß in Bezug auf mich entdeckt haben müßten. Es dauerte nicht lange, so ward das Problem gelöst. Ich erzählte den Gästen an der Table d'hote, unter denen sich auch ein Brigadegeneral der spanischen Armee befand, den Anblick, den ich in der Cartuja gehabt, und erwähnte die zerbrochenen Köpfe und Nasen, die geplünderten Haine und Gärten, das gestohlene Kirchengeräthe und die Gemälde und die verstümmelte Alabasterkrone der liebenswürdigen Königin Isabelle, wodurch die Franzosen ihre Herrschaft auf der Halbinsel in der Umgegend von Burgos eben so lebhaft verewigt hatten, als in Burgos selbst. Der jüngste, harmloseste Gast bemerkte: —

„El Señor nimmt ein lebhaftes Interesse an der Heirath Montpensiers."

„Nicht mehr," entgegnete ich, „als jede andere Privatperson."

Ihr müßt doch nothwendig das Interesse eines Diplomaten daran nehmen."

„Wie meint Ihr das?"

„Señores," sagte der unvorsichtige junge Mann zu der Gesellschaft gewendet, „in diesem Caballero seht Ihr den Sekretair der Legacion Britanica zu Madrid."

Ich brach in ein lautes Gelächter aus; es war unmöglich sie zu überzeugen, daß sie sich irrten; jemehr ich es versuchte, desto gewisser glaubten sie, ich sei ein diplomatico fino. Je bereitwilliger meine Versicherungen waren, daß ich blos zu meinem Vergnügen und zu meiner Belehrung reis'te, desto vollendeter hielten sie meine Entwickelung in der Wissenschaft der gewandtesten Heuchelei, in welcher nach dem Glauben der Spanier alle Politik beruht. Ich enthielt mich daher klüglich jedes ferneren Widerstandes und trug die mir mit Gewalt zugeschriebene Ehre mit gebührender Würde. Sehr bald jedoch mußte ich die Unbequemlichkeit derselben erfahren. Bei dem Dessert kam ein halbes Dutzend Offiziere der Garnison von Burgos herein unter dem Vorwande, dem Brigadegeneral ihre Achtung zu bezeugen, in der That aber, wie ich gleich darauf fand, mich wegen meines anti-Montpensierschen Propagandismus zur Rede zu setzen, und einer davon, ein Oberst, knüpfte sofort mit mir eine politische Diskussion an, die zwei lange Stunden dauerte. Jede schmutzige Geschichte und jedes erbärmliche Vorurtheil, welches jemals gegen die Ehre und den Ruhm der Engländer in Umlauf gesetzt worden, von ihrer eigennützigen Emancipation der Neger bis zu dem eben so eigennützigen Durchsetzen des Durchsuchungsrechtes, von dem Vergiften der Chinesen bis zu der Sprengung der Porzellanfabrik in Madrid, ward mir mit entsetzlicher Schnelligkeit und mit einer Gewandtheit nebst Beimischung von Sophismen an den Kopf geworfen, daß ich sogleich merkte, dieser Oberst sei von der ganzen Garnison zu Burgos auserwählt worden, um dem vermeinten Sekretair der britischen Gesandtschaft den Kopf zurecht zu setzen. Ich brauche nicht die Thatsachen und Beweisgründe herzuzählen, wodurch ich diese verschiedenen Behauptungen widerlegte — Beweisgründe, die meine Landsleute längst kennen — eben so wenig werde ich versuchen den allgemeinen Verlauf des Gesprächs mitzutheilen, der an und für sich Bände füllen würde.

Ich werde blos bemerken, daß, obschon ich nie eine fremde Sprache re-

dete, doch die Aufregung mir viel Geläufigkeit gab, und da ich im Disputiren nicht unerfahren bin, so ließ ich mich durch den Vortheil, den der Oberst aus dem Gebrauch seiner Muttersprache schöpfte, nicht ganz überwältigen, sondern parirte mit dem kleinen Rapier der Logik seine lange Toledoklinge der Geschwätzigkeit. Nach einem grimmigen Hin- und Herstreiten fand ich endlich Gelegenheit die Diskussion mit einer propagandistischen Rede zu schließen, die zu meinem Vergnügen von einer Menge Personen gehört ward — denn der Coato dieses Streites hatte jetzt die ganze Nachbarschaft in Aufregung versetzt — und deren Hauptinhalt, so viel ich mich noch entsinnen kann, folgender war:

„Ich bin jetzt abermals nach Spanien gekommen, um es von Osten nach Westen zu durchreisen, weil es mir ein so lebhaftes Interesse einflößt.

„Ich habe mich der spanischen Gastfreundschaft anvertraut und bin als Spion betrachtet und behandelt worden; man hat in jeder Stadt Polizeiagenten hinter mir hergeschickt, alle meine Bewegungen wie die eines Uebelthäters überwacht, meinen Privatverkehr in Hotels und Kaffeehäusern durch die Aufdringung einer bezahlten Polizei vergiftet, denn die Spanier sind so von politischen Intriguen durchdrungen, daß sie in einem, zu seinem Vergnügen reisenden Kranken einen politischen Agenten sehen, aber Ihr wollt durchaus eine politische Diskussion herbeiführen und Ihr sollt sie haben, Ihr wollt eine Meinung über die Angemessenheit dieser Verheirathung einer spanischen Infantin mit einem französischen Prinzen vernehmen. Gut. Ihr möchtet die Schranken der Pyrenäen entfernen, Ihr möchtet ein enges Bündniß mit dem Nachbarlande schließen.

„Braucht wohl ein Spanier heute daran erinnert zu werden, was er Frankreich und dem französischen Ehrgeiz verdankt? Dem französischen Ehrgeiz verdankt er den Successionskrieg, diesen brudermörderischen Kampf, in welchem das Blut von Vätern und Kindern, von Freunden und Brüdern im unnatürlichen Widerstreit floß, weil ein französischer König keine Pyrenäen haben wollte. Dem französischen Ehrgeiz verdankt Ihr den Unabhängigkeitskrieg, der sechs Jahr lang Eueren Boden mit einem Strom von Elend und Gräueln überschwemmte, weil ein französischer Kaiser wollte, daß sein Bruder über Euch herrsche, weil er ebenfalls keine Pyrenäen dulden wollte, und den schwärzesten Verrath und die schändlichsten Verbrechen zur Verwirklichung

seines Planes anwendete. Dem französischen Ehrgeiz verdankt Ihr die Besetzung vom Jahre **1823**, welche drei Jahr lang dauerte, die Ermordung Riegos, die Vernichtung des Trocadero und den Verlust Euer amerikanischen Kolonieen, weil der neue französische König, den Ihr wieder auf den Thron setzen halft, auch keine Pyrenäen haben wollte und einen französischen Prinzen mit hunderttausend Bajonnetten abschickte, um Euren heroischen Beistand durch Unterdrückung zu bezahlen. Auch heute kommt wieder ein französischer Prinz, damit ebenfalls keine Pyrenäen sein mögen; er trägt das Gewand eines Bräutigams, aber seine Farbe ist Blut und niemals wird dieses Bündniß von Anderen gebilligt werden als Solchen, die den edlen Namen Spanier mit dem eines „Afrancesado" vertauscht haben.

„Es ist lange Zeit die Politik der Tuilerien gewohnt, Spanien im Zustande der Unmündigkeit zu erhalten, und Ludwig Philipp ist nur ein Nachahmer des großen Monarchen. Choiseul, der fähigste Minister Frankreichs während des achtzehnten Jahrhunderts, sagt, er sei seines Uebergewichtes in dem Kabinet von Madrid sicherer, als in dem von Versailles! Er sagte dies zur Zeit Carl III., des fähigsten der spanischen Bourbonen, als keine Mädchenhand das Zepter hielt, und Guizot kann daher heute dasselbe mit noch mehr Gewißheit von sich sagen. Bis zum Schluß des letzten Jahrhunderts war Frankreich der Planet und Spanien der Trabant. Liebt Ihr dieses wechselseitige Verhältniß immer noch?

„Die Politik Englands in Spanien ist immer die der Nichteinmischung gewesen. Sie hat ihren Grund in unserer wohlbekannten Liebe zur Freiheit. Sie ward **1823** von Mr. Canning, **1843** von Lord Aberdeen, **1846** von Lord Palmerston verkündet. Die Politik Frankreichs ist im Gegentheil stets die unaufhörlicher und aufreizender Einmischung gewesen. Von den Intriguen der bourbonischen Thronfolge bis zur Zeit des Familienvertrags, von dem verwegenen Einfall Napoleons bis zu den kühnen Uebergriffen Angoulêmes, hat dieselbe Anmaßung Vorschriften zu machen, dieselbe gewaltsame Einmischung, Frankreichs Politik gegen Euch charakterisirt. Nur wenn diese Einmischung hätte nützlich sein können, ward sie Euch vorenthalten. Als der Herzog von Frias, der spanische Gesandte, im Jahre **1835** um Beistand bat, antwortete Thiers: „Es ist nicht Frankreichs Aufgabe in Spanien Frieden zu stiften" und Rigny instruirte den französischen Gesandten zu Madrid,

Rayneval, allen Schutz zu verweigern und das spanische Kabinet von Hoffnungen abzumahnen, die nicht verwirklicht werden könnten. Eben so verrieth unmittelbar vor der Convention von Bergara, die Antwort Frankreichs auf die geheimen Friedensvorschläge die kaltblütigste Gleichgiltigkeit, während die des Lord Palmerston den angelegentlichsten Wunsch für die dauernde Begründung der spanischen constitutionellen Freiheit an den Tag legte. Eben so ward bei der wirklich wohlthätigen Intervention unter dem Tractat der Quadrupelallianz, die ganze Arbeit von England verrichtet, wie es denn gleichfalls die Aufgabe übernahm, im Halbinselkrieg den fremden Eindringling durch Waffengewalt zu entfernen. Frankreich sah mit gleichgiltigem Auge zu, bis es eine Prinzessin und ein Heirathsgut wegzuschnappen gab. Das ganze neuerliche Benehmen Englands gegen Spanien ist nur ein freundliches und wohlthätiges gewesen. Brauche ich zu wiederholen, welchen Nutzen Spanien von Frankreich gehabt hat? Bei seinen drei Alliancen mit Frankreich verlor Spanien zuerst seine Kolonieen und seine Flotte und zuletzt beinahe die ganze Armee, und in den Kriegen mit diesem verderblichen Nachbar, in dessen Arme es sich jetzt blindlings stürzt, ward es seiner herrlichen Besitzungen in Burgund, Roussillon, Franche-Comté, den Niederlanden und Portugal beraubt.

„Als Napoleon beschloß Herr der Halbinsel zu werden, begann er mit der Invasion Portugals aus verschiedenen Gründen, von welchen der vornehmste wahrscheinlich der war, daß, weil hier keine Familienbündnisse, wie zwischen Frankreich und Spanien bestanden, im ersteren Lande jene Ungerechtigkeit weniger empörend und auffällig sein würde. Daß der Kaiser eine Invasion in Spanien aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erhellt aus einem bemerkenswerthen Ausdruck, dessen er sich im Gespräch mit seinem Adjutanten Savary bediente und den Thiers in seiner Histoire du Consulat et de l'Empire mittheilt: „Ich fürchte stets eine Veränderung, deren Ziel ich nicht sehe; der beste Plan wäre, einen Krieg mit Spanien zu vermeiden, es wäre eine Art sacrilége, aber ich werde doch nicht davor zurückbeben.“ Brauche ich zu schildern, durch welche empörende Treulosigkeit, durch welche schändliche und verrätherische Thaten er in den Besitz Eurer schönen Festungen von San Sebastian, Montjüich und Pamplona gelangte. Ich bin mit der Wißbegierde eines Kunstliebhabers von der pyrenäischen Grenze bis in das Herz Castiliens gereis't, habe in Masse Eure vornehmsten Monumente betrachtet, und was habe

ich auf meiner Reise gesehen? Städte mit den Spuren von Plünderung, in Trümmern liegende Dörfer, die jetzt noch zu schwach sind, um den Schaden wieder gut zu machen. Ich fragte: Wer hat das gethan? und ich erhielt die Antwort: Die Franzosen! Ich habe die Paläste Eures alten Adels und Euerer ehrwürdigen Prälaten verlassen, ihres Inhaltes beraubt und dann aus bloßem Muthwillen zusammen geschossen gesehen.

„Ich fragte: Wer hat das gethan? und erhielt die Antwort: Die Franzosen. Ich habe feste Schlösser und Festungen gesehen, die durch Natur und Kunst uneinnehmbar gemacht worden und von denen gleichwohl kein Stein mehr auf dem andern steht. Ich habe Cathedralen gesehen, denen man dasselbe Schicksal zugedacht hatte und die nur durch Zufall oder die Hand des Himmels gerettet worden. Ich fragte: Wer hat das gethan? und erhielt die Antwort: Die Franzosen! Ich bin durch Dorfschaften gekommen, wo Bäuerinnen geraubt und ihre natürlichen Beschützer erschlagen wurden, weil sie es hindern wollten; wo man Weinberge und Gärten in Wüsten verwandelte und Getraideernten in den Boden gestampft hatte. Ich fragte: Wer hat das gethan? und erhielt die Antwort: Die Franzosen! Die Franzosen sind nie anders als Eure Vernichter, die Engländer während dieses Krieges nie anders als Eure Wohlthäter aufgetreten, mit Ausnahme einiger weniger Fälle, wo Ihr durch die Ausschweifungen der Hefe unserer Soldateska beleidigt wurdet.

„Und doch liebt Ihr die Engländer nicht, Señores, sondern würdet uns noch eher leiden können, wenn wir Spanien nie einen Dienst erwiesen hätten. „Ich bin überzeugt," sagt der Herzog von Wellington in seinen Depeschen, „daß die Mehrzahl der Offiziere der spanischen Armee, sich lieber den Franzosen unterwerfen, als uns gestatten würde, ihren Truppen etwas zu befehlen zu haben." Eine ausgezeichnete spanische Autorität, Arguelles, hat ebenfalls gesagt, daß zu jener Zeit seine Landsleute sich lieber unter den Schutz Frankreichs trotz aller erfahrenen Beleidigungen gestellt hätten, als unter den Englands. Von dieser Art ist für die Mehrzahl der Gemüther die Last von Diensten und Wohlthaten, die unmöglich erwidert werden können — von dieser Art ist die Schuld der ewigen Dankbarkeit.

„Die Engländer können sich ihres Uebergewichtes nun einmal nicht entäußern, und es ist ihr unvermeidliches Schicksal, beneidet zu werden. Man bemerke wohl, daß ich für meine Landsleute kein angeborenes Uebergewicht in

Anspruch nehme. Ihre Ueberlegenheit ist eine rein zufällige, die Spanier besitzen eben so große Fähigkeiten, aber sie verlieren sich im Strudel politischer Intriguen.

„Ich passirte vor Kurzen Vitoria, wo man vollauf mit Anstalten zu Prozessionen, Gelagen und Tänzen zur Bewillkommnung der französischen Prinzen beschäftigt war; welch eine Pointe erhalten diese Gaukelpossen durch einen kleinen historischen Rückblick! So begrüßten die Basken im Jahre 1808 Buonaparte und errichteten ihm Ehrenpforten gerade wie jetzt dem Herzog von Montpensier. Die Inschrift auf einem dieser Triumphbogen war eine niedliche Posse.

„A L'HEROS INVAINCU LES CANTABRES INVAINCUS."

„Binnen wenigen Monaten waren sie von diesem selben Napoleon besiegt, ihre stärkste Festung San Sebastian verrätherisch genommen und fünf und ein halb Jahr besetzt, bis sie durch britische Tapferkeit den Franzosen entrissen ward! Diese selben Basken vergalten diese Treulosigkeit aber gegen ihre britischen Verbündeten, welche sie mehr als einmal von hinten überfielen und in einzelnen Abtheilungen abschnitten, so oft es ging. Der Herzog von Wellington betete, von solchen Verbündeten befreit zu werden, und rieth unserer Regierung, sich auf einen Krieg mit diesem selben Lande bereit zu halten, welches ohne ihn jetzt eine französische Provinz sein würde.

„In späteren Jahren erhielt unsere tapfere Legion unter Evans, gleiche Beweise der Freundlichkeit und Dankbarkeit von den Basken. Gott sei Dank — sie haben uns eine Lehre gegeben.

„Ich besuchte das Schlachtfeld von Vitoria. Mit welchen Empfindungen werden die französischen Prinzen diese verhängnißvolle Stelle sehen! Werden nicht blutige Gespenster in langer Schlachtordnung aufzustehen scheinen, um ihre Schritte aufzuhalten und sie durch das Andenken an die Vergangenheit vor der Zukunft warnen! Diese weite Reise nach Madrid, diese verhängnißvolle Vermählung wird sie an den letzten französischen Prinzen erinnern, der daselbst als aufgedrungener König entthront ward, und dem auf dieser selben Ebene die Insignien des Königthums durch die verbündete Macht Englands und Spaniens aus der schwachen Faust gewunden wurden. Die

kriegerische Eskorte und die Generalsuniformen, die ihnen verbieten an etwas Anderes zu denken, als an den Stolz und an den Pomp des Krieges, kann sie erinnern, daß selbst Jourdan, ein Marschall von Frankreich, hier seinen Adler, ja sogar seinen Kommandostab verlor. Und doch beharrt man auf der Schließung dieses unheilvollen Ehebündnisses, gegen welches Himmel und Erde Einspruch erheben."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ich kann keine Postpferde bekommen, und daher auch nicht nach Valladolid weiter reisen. — Ich sehe mich genöthigt zu einer Intrigue Zuflucht zu nehmen. — Die Muchacha Franzisca steht mir freundlich bei. — Wir verabreden unsere Pläne, die durch die Faulheit eines Holgazan's fast vereitelt werden. — Sie gelingen durch den Witz eines Weibes. — Noch Einiges über die Beaufsichtigung, der ich in Burgos unterworfen. — Ein Saragossaner. — Ein Afrancesado. — Werth der französischen Reisehandbücher. — Ein unzufriedener Engländer. — Der Hausknecht im Parador. — Räth für Reisende. — Abreise nach Madrid.

Burgos, 23. September.

Weder für Geld noch für gute Worte ist ein einziges Postpferd zu bekommen. So eben komme ich von einer Unterredung mit dem Administrator de las Postas zurück; er sagt, daß seine Instruktionen von der bestimmtesten Art seien, und daß er keinem Menschen ein Pferd oder Maulthier geben dürfe, so lange nicht die Prinzen vorbei wären. Es müssen auf der Straße von Irun nach Madrid nicht weniger als **1865** Pferde und Maulthiere für die Prinzen und ihr Gefolge bereit gehalten werden. Auf diese Weise ist eine Blokade entstanden, deren Opfer ich bin. Ich will nicht sagen, daß dies ein Eingriff in meine Rechte, als britischer Unterthan ist, weil ich hier kein Recht beanspruchen kann, nicht einmal das Recht, gegen die Zudringlichkeit der Polizeispione geschützt zu werden, aber es ist eine Verletzung der Artigkeit, die man Reisenden in einem civilisirten Lande, und ganz besonders Engländern, hier schuldig ist, eine Verletzung, die

keine Regierung als der elendeste Despotismus, der jetzt in Madrid herrscht, versuchen würde. Es verweilen mehr als sechs andere Reisende in dem hiesigen und dem andern Parador, die ebenfalls durch diese abgeschmackte Blokade aufgehalten werden, die noch dazu unnöthiger Weise früher beginnt, da die französischen Prinzen noch gar nicht aus Paris abgereis't sind. Wir müssen daher auf unbestimmte Zeit hier liegen bleiben, da die Plätze sowohl in der Diligence, als in der Silla-Correo auf Tage hinaus belegt sind, und jede zufällig eintretende Vakanz, sofort durch die Gunst der Postbeamten einer Notabilität von Burgos eingeräumt wird, die die Festlichkeit in Madrid mit anzusehen wünscht. Ich habe versucht, den Umweg über Valladolid zu machen, durch den die Reise nach der Hauptstadt um zwanzig Stunden verlängert wird, finde aber, daß diese Straße noch frequenter, als selbst die direkte ist, weil jetzt eine ungeheuere Menge Badegäste aus den verschiedenen Badeorten an der Küste nach Hause zurückkehrt.

Zur gewöhnlichen Zeit, und wenn die Straße nicht allzufrequent ist, wird der Reisende, der nicht gerade pressirt ist, wohl thun, seinen Weg über Valladolid zu nehmen, da dieser weit interessanter, als der direkte nach Madrid ist. In dem Museum zu Valladolid wird er eine beträchtliche Sammlung gemalter Holzbilder sehen, in denen sich einige der schönsten Exemplare dieser in Spanien eigenthümlichen Kunst befinden. Eben so kann er, wenn er auf der Weiterreise nach Madrid, die Guadarrama ersteigt, das Escurial besuchen, diesen ungeheueren Palast, dessen bizarre Gestalt und Größe jetzt noch allein die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da die Gemälde, die sich sonst hier befanden, jetzt alle dem Museum zu Madrid einverleibt worden sind.

Da mir so alle meine Versuche, weiter zu kommen, mißlangen, so begann ich zu bereuen, daß ich Oberst Towneley's gefälliges Anerbieten nicht angenommen hatte, und erkundigte mich nun nach den näheren Eigenschaften der galeras, tartanas und mensagerias (bedeckte Wagen ohne Federn, von verschiedener Größe), die mich aber sicherlich bei meinem schwächlichen Gesundheitszustande an den Rand des Grabes geführt haben würden. Ich sah mich daher genöthigt, für den Augenblick ein Spanier zu werden, und es ein Mal mit der Intrigue zu versuchen.

Unter den muchachas oder Kellnerinnen des Hotels befand sich auch eine Namens Francisca, welche, ohne gerade hübsch zu sein, ein großes und ausdrucksvolles Auge hatte, das billigerweise für ein Ersatzmittel der Schönheit gelten konnte. Sie hatte wiederholt ihre Macht auf mich auszuüben versucht,

ebenso wie, wie ich der Wahrheit gemäß hinzusetzen muß, dies verschiedene andere Damen, von höheren Ansprüchen, in Burgos gethan, denen ich zwei oder drei Abende hinter einander auf dem Espolon an dem Flusse begegnet. Gegen alle diese Reize jedoch war ich unverwundbar, und sie vermochten nicht, einen Eindruck auf mein Herz zu machen, dem Krankheit einen großen Theil seiner früheren Empfänglichkeit geraubt hatte. Endlich brach wahrhaft in Verzweiflung versetzt, Franziska, am Abend meines Streites mit dem Obersten, in Gegenwart ihrer Herrin und ihrer übrigen Kolleginnen, mit der unaussprechlichen Wärme eines echten südlichen Herzens, in die schmeichelhaften Worte aus:

„Yo gasto usted muchisimo!“ (Ihr gefallt mir ungemein). Ich war en caballero verbunden zu antworten:

„Ah! que lastima que no tengo ni fuerza de sentimentos ni de salud para responder à la preferencia lisonjera de tan hermosa señora!“ (Ach wie Schade, daß ich weder gefühlvoll noch gesund genug bin, auf die schmeichelhafte Bevorzugung einer so hübschen, jungen Dame gebührend zu antworten).

Francisca ließ eine Thräne fallen, und bekannte, daß sie selbst meine Krankheit für unheilbar halte. Die Offenheit dieser Leute ist einer ihrer unwiderstehlichen Reize. Da ich seit den letzten zwei Jahren von der innigen Ueberzeugung durchdrungen bin, daß meine Tage gezählt sind, und ich einem baldigen Ende entgegen sehe, so kann mich nichts mehr ärgern, als die ungeschickten Versuche einer falsch angewendeten Humanität, mir diese Ueberzeugung auszureden. Ich freute mich sogar über die freimüthige Geradheit einer zweiten muchachs, Joaquina, welche mich mit den Worten anredete:

„Si, si, bien veo que el caballero está para coer con la caida de la haja!“ (Ja, ja, ich sehe, daß der Herr mit dem Fallen der Blätter auch liegen bleiben wird.)

Ich benutzte den Eindruck, den ich auf die zärtliche Francisca gemacht, mir einen Platz nach Madrid zu verschaffen. Sehr bald entwarf sie dazu, mit all der Gewandtheit einer liebenden Spanierin, einen bewunderungswürdigen Plan, denn da ich ihr versicherte, daß das Klima von Burgos für meine Gesundheit höchst nachtheilig und selbst lebensgefährlich sei, so konnte durch meinen ferneren Aufenthalt nichts gewonnen, wohl aber Alles verloren werden, und ich versprach daher, als ächter Reisender, wieder zu kommen, wenn es mit mir

besser ginge. Ihr Plan bestand darin, daß sie die Patrona oder Wirthin des Hotels, Donna Trinidad, eine schöne Madonnaähnliche Frau, bewog, einen Brief an den Mayoral der Diligencen zu schreiben, der noch heute in Monasterio, ungefähr zwölf englische Meilen auf der nach Frankreich zu gelegenen Seite abgegeben werden sollte, und worin dieser aufgefordert ward, von diesem Orte an, einen Platz für mich zu belegen, wodurch allen Burgalesen vorgegriffen ward. Der Brief wurde demgemäß geschrieben, und ich suchte nun den Zagal auf, der mich auf meinem Auszug nach der Cartuja begleitet hatte, und bot ihm einen Dollar, wenn er ihn richtig bestellen wollte. Der Tölpel versprach mir binnen einer Stunde in meinem Hotel zu sagen, ob er die Reise unternehmen könne. Es verging eine Stunde, und er kam nicht. Das Gehen ist für mich eine unerträgliche Sclaverei, und doch war ich genöthigt, noch ein Mal nach den Ställen in dem Huerto del Rey zurückzukehren, wo mir der Kerl denn ganz kaltblütig sagte, er könne nicht gehen, obschon es ein herrlicher Tag war. Auch nicht gegen eine höhere Belohnung (Casas de España!) konnte ich einen der übrigen Holgazanes bewegen, diesen kleinen Marsch anzutreten, bei dem sie obendrein den Rückweg in der Diligence machen konnten. Ich kehrte in größerer Verzweiflung als je zu Francisca zurück, aber siehe da! mit ächt weiblicher Schlauheit ging sie straks fort zu dem jungen Manne, der zu der Zahl ihrer Bewunderer gehörte, und forderte ihn auf, sofort den Brief zu bestellen — eine Aufgabe, der er sich mit aller möglichen Schnelligkeit unterzog, und deren er sich mit solchem Eifer entledigte, daß mein Brief, obschon viel Zeit verloren gegangen war, bis um vier Uhr Nachmittags in Quintanapalla, ungefähr zwei Wegstunden jenseits Burgos abgegeben ward. Gegen sieben Uhr kam die Diligence, und mein Platz war in Folge dieser Kriegslist für mich belegt. Mein Herz floß vor Dankbarkeit gegen Francisca über, und als ich ihrem Liebhaber Geld zu einem schönen neuen Sombrero gab, flüsterte ich heimlich Beiden zu, daß ich hoffte, er werde sie bald glücklich machen.

Freudig rüstete ich mich nun zur Weiterreise, und nehme nur noch Gelegenheit, einige Worte über die Spionage hinzuzufügen, der ich in Burgos unterworfen war, und von welcher mich Francisca gehörig in Kenntniß setzte. Die drei besonders mir beigegebenen Spione waren die schon erwähnten Saragossaner, ein Madrider Afrancesado, der in Paris erzogen worden (beide Reisende weilten in demselben Hotel), und die Muchacha Francisca selbst! Dem Ersteren fehlte es nicht an Verschmitztheit, aber er hatte schon meinen Verdacht

durch die Hartnäckigkeit erweckt, mit der er sich mir anschloß, so wie durch seine allzuhandgreifliche Affektation von Ayacuchismo und durch die übermäßigen Lobsprüche über Espartero, die er von Zeit zu Zeit anstimmte. Auch seine Ungläubigkeit in Bezug auf meine Krankheit, die er offenbar für blose Verstellung hielt, war mir sehr eigenthümlich vorgekommen, und wenn er auf den Spaziergängen, auf denen er sich stets an mich drängte, von Politik sprach, so bemerkte ich die schweigende und gespannte Erwartung, mit der er meine Antwort anhörte, obschon ich ihm mit Fleiß à tort et à travers antwortete, und öfters gar nicht auf die Sache einging. Bei den Fragen, die er an mich stellte, war er zuweilen ganz theilnehmend und gefühlvoll, wie z. B. „si usted ne tiene padre y madre," aber mein Widerwille gegen ihn erreichte den höchsten Grad, als ich ihn auf dem Espolon bei der Statue des Ferdinand Gonzales fragte, wer das sei, und er mir mit einer unwissenden Gleichgültigkeit, die leider ein Vorzug der Spanier ist, antwortete: „Es alguna notabilidad del tiempo de los Romanos." Von diesen Augenblicken an ging ich ihm, so viel ich konnte, aus dem Wege. Der Afrancesado war kecker und gefährlicher, aber die Antipathie unserer politischen Ansichten war so entschieden, daß ich nicht viel Gefahr lief, zu vertraulichen Unterredungen verlockt zu werden. Was die arme harmlose Francisca betraf, so war ihre Beaufsichtigung blos zu meinen Gunsten.

Der Werth der französischen Geschichts- und Reisehandbücher geht aus dem hervor, was eines der Letzteren über diese schon alte Stadt sagt. „Burgos", sagt Breton in seiner Description de l'Espagne, „war, abwechselnd mit Tolosa, die Hauptstütze der Monarchie, so lange das französische Haus Burgund in diesem Lande herrschte — d. h. bis zu dem Tode der Königin Johanna im Jahre **1555**. Es war Carl V.," fährt er weiter fort, „welcher den Sitz der Regieruug nach Madrid verlegte." Er fügt ferner hinzu, daß die Kathedrale von Burgos und die Alhambra zu Granada eine auffallende Aehnlichkeit mit der Moschee Omars in Jerusalem hätten. Er könnte eben so gut sagen, daß dieses Ei und dieser Leuchter eine frappante Aehnlichkeit mit diesem Dintenfaß hätten. Ein Monsieur Masson de Morvilliers berichtet ganz kaltblütig in seiner Geschichte von Altcastilien, daß es in der Sierra Morena ein Mal vier Jahre lang nicht geregnet habe, und dem zu Folge eine so große Dürre eintrat, daß alle Quellen austrockneten, die Wälder verbrannten u. s. w. Eine Abgeschmacktheit, die wahrscheinlich ihren Grund in einer mißverstandenen Stelle des Historikers Mariana hat, welcher erzählt, daß im Jahre **1210** im König-

reich Toledo eine förmliche Hungersnoth geherrscht, und es neun Monate hintereinander nicht geregnet habe. Madame d'Aulnoy, eine sehr angenehme, aber nicht sehr zuverlässige Schriftstellerin, theilt folgenden Unsinn mit: „In Burgos ist Alles sehr nahrhaft, so daß ein Ei hier mehr Nahrungsstoff giebt, als anderwärts eine Taube. Ich glaube, es ist dies eine Wirkung des Klima's," und der letzte französische Geck, welcher Spanien bereis'te, der Marquis de Custine, sagt: „Wir konnten weder Vitoria noch Burgos sehen, ein so schlechtes Transportmittel ist die Diligence für Die, welche reisen, um sich in der Welt umzusehen."

Einige Eigenthümlichkeiten der Bedienung in diesem Parador sind erwähnenswerth. Der Hausknecht, ein kleiner Zagal, mit einer ledernen Schürze, erschien jeden Morgen an meiner Thür, und verlangte Bezahlung für das Paar Stiefel, die er geputzt hatte. Jedes Mal sagte ich ihm, daß ich ihn bei meiner Abreise bezahlen wolle, umsonst, er ließ sich durchaus nicht durch etwas Anderes zufrieden stellen, als durch sofortige Zahlung. Ich fand, daß dieses sonderbare Benehmen seinen Grund in dem Umstande hatte, daß er, weil die Diligencen während der Nacht abfahren, fürchtete, er werde um sein Einkommen betrogen werden.

Mitten in der Nacht ging ein Portier im ganzen Hause herum, und donnerte fürchterlich an alle Thüren, es geschah dies, um die Passagiere aufzuwecken, die mit der Diligence abreisen wollten. Er weckte mich gleich in der ersten Nacht mit den Uebrigen auf, und es fand sodann zwischen uns folgendes Gespräch statt:

„Usted está pará Madrid?" (Reis't Ihr nach Madrid?)

„Yo paro aqui!" (Ich bleibe hier.)

„Usted está pará Madrid?"

„Por amor de Dios, hombre, vaya!" (Um Gottes willen, Mensch, geht fort, ich bleibe hier.)

„Usted está pará Madrid?"

„Hyo del Demonio, no!" (Sohn des Teufels, nein doch.)

„Bueno. Porque no decireste la primera vez?" (Sehr schön, warum habt Ihr das nicht gleich gesagt?)

Jede Nacht fand dieselbe Störung statt, denn der Mann ließ sich in Durchführung seines Systems durchaus nicht beirren. Ich rathe darum denen, welche

einige Zeit in Burgos verweilen wollen, in dem Parador de Nuevo des Lucas Rebillo in der Barrio de Vega, an der entgegengesetzten Seite des Flusses, dem Espolon gerade gegenüber einzukehren, wo man ein ruhiges Haus und sehr gute Bedienung finden wird.

Drei Uhr Morgens nahm ich meinen Sitz in der Diligence ein, und schlug der Polizei von Burgos ein Schnippchen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Lerma. — Anblick von Castilien. — Prachtvoller unangebauter Boden. — Dehesas und despololados. — Gumiel de Izan. — Wir fahren die Somosierra hinauf. — Die Stadt. — Das Abendessen. — Thee und Eier. — Erinnerungen an die Schlacht. — Buitiago. — San Sebastian de los Reyes. — Fuencarral. — Das Thor von Bilbao. — Wir erreichen Madrid.

Madrid, 25. September.

Die Entfernung von Burgos bis Madrid beträgt zweiundvierzig und eine halbe Stunde, und wir fuhren mit unserer Diligence kurz nach drei Uhr gestern früh ab. Ich mußte mich unglücklicherweise mit einem Mittelsitz in dem vollbesetzten Wagen begnügen. Einer meiner Reisegefährten war ein junger spanischer Militair, und der zweite ein alter — der erstere ein heftiger Afrancesado, der andere ein Bewunderer der Engländer, mit denen er in dem Halbinselkrieg gedient hatte. Wir kamen zuerst durch die unbedeutende Stadt Sarrachin (nach drei Stunden), Cogollos (nach ein und einer halben Stunde) und nach vier Stunden gelangten wir über eine schöne steinerne Brücke nach

Lerma, früher eine bedeutende, aber jetzt sehr heruntergekommene Stadt, mit **1360** Einwohnern, die sich größtentheils mit Gerberei und Anfertigung von Töpferwaaren beschäftigen. Es befindet sich hier ein ungeheuerer, aber jetzt unbewohnter Palast, der im Jahre **1604** von dem Premierminister Philipps III. erbaut ward, der von dieser Stadt seinen Herzogstitel führte, und eine Rolle im Gil-Blas spielt. Die Colonnaden und die Treppen sind sehr großartig, aber die Franzosen, welche ihre Gunst unparteiisch auf die Halbinsel vertheilten,

plünderten den Palast, und verwandelten ihn dann in eine Kaserne. Eine Meile von hier liegt Villa Vieja, wo der berühmte Priester Merino geboren ward.

Ueber Lerma hinaus, wird das Land bald eine öde trockene Wüste — eine vollkommene dehesa, ohne Wald oder Wasser, — die schlimmsten Befürchtungen des Reisenden vor den unfruchtbaren Strichen Castiliens verwirklichend. Die Kirchen, die man hier und da sieht, sind die einzigen beträchtlichen Gebäude. Die Wohnhäuser sind größtentheils sehr erbärmlich, und fast durchgängig von Lehm oder adobes, einem schlechten in der Sonne getrockneten Backstein erbaut. Die Fenster sind nur selten mit Glas oder einem anderen Ersatzmittel dafür versehen, und um Ocaña herum, graben sich die Einwohner Höhlen in die Berge hinein, worin sie mehr wie Thiere denn wie menschliche Wesen wohnen, gerade so, wie ich es in einigen Gegenden der Insel Madeira gesehen habe. Der castilianische Bauer ist fleißig, und führt ein mäßiges, an Entbehrungen reiches Leben; er ist roh und ohne die mindeste Civilisation, aber er hat auch wenig Laster und besitzt einen sehr großmüthigen Charakter. Seine Bedürfnisse sind gering und leicht befriedigt, und seine Kleider fertigt er sich aus paño pardo oder der warmen dunkelen ungefärbten Wolle seiner Heerden. Der Stolz ist ebenso das Erbtheil des Castilianers als des Basken, und der Glaube an einen allgemeinen Adel ihrer Geschlechter, herrscht auf beiden Seiten des Ebro, nur ist der Stolz der Castilier noch unbeugsamer. Die beiden Castilien und Leon besitzen den schönsten Maisboden der ganzen Welt, und die Varietäten, die man hier erbauet, sind nicht weniger als zwanzig an der Zahl. Diese ungeheueren Ebenen könnten die Kornkammer Europa's werden, aber in Folge des erbärmlichen Zustandes des Ackerbaues, erzeugen die labradores nur so viel, als sie zu ihrem eigenen Unterhalt brauchen, während die zahlreichen dehesas und despoblados (öde menschenleere Wüsten zu beiden Seiten der Straße) deutlich zeigten, wie sehr es hier an menschlicher Thatkraft fehlt, um die Wünsche der Vorsehung zu erfüllen.

Die Straße führt durch die kleinen Städte Guintanilla Bahabon, dann über den kleinen Fluß Esquieva, der nach Valladolid strömt, dann durch Oquillas und bald darauf nach

Gumiel de Izan, einer mit einer Mauer umgebenen Stadt, die 2000 Einwohner zählt. Die Façade der Hauptkirche ist imposant, und das korinthische Portal gut. Sie ward im Jahre 1627 erbaut, und enthält

einige gute Statuen der Heiligen und Cardinaltugenden. Hier stießen wir auf ein so eben von Madrid angelangtes Detachement, um den freiwilligen Enthusiasmus des Volkes, wegen der Montpensierschen Heirath an den Tag legen zu helfen. Zwei Stunden weiter liegt

Arrande de Duerro, mit ziemlich **5000** Einwohnern, am rechten Ufer des Douro. Ich sah mit Vergnügen diesen schönen Fluß wieder, dessen entgegengesetztes Ende ich in Portugal bereits kennen gelernt, ebenso wie den Tajo, den wir auf derselben Reise bei Talavera passiren werden. Arranda ist eine bedeutende Stadt und liegt sehr schön unter Weinbergen, über den Fluß führt eine schöne Brücke von drei Bogen. Diese Stadt war in früherer Zeit oft der Wohnsitz castilianischer Könige, und der alte königliche Palast steht noch, wo im Jahre **1474** von Carrillo, Erzbischof von Toledo, eine Provinzialversammlung gehalten ward. Der bischöfliche Palast ward durch die höfliche Aufmerksamkeit der Franzosen vernichtet und zeigt noch die Spuren ihrer nachbarlichen Kanonenkugeln. Arrande ist der Geburtsort von Bernardo Sandovel y Rojas, der vorzüglich als Gönner des Dichters Cervantes bekannt ist. Hier kauften wir einige Trauben, um uns in der furchtbaren Mittagshitze, die wir in der dicht besetzten Diligence doppelt fühlten, einigermaßen innerlich abzukühlen. Ich bemerke diesen Umstand ausdrücklich, weil dies der einzige Ort auf der ganzen Streße war, wo das alberne Volk eine Erfrischung an die Reisenden verkaufte. Für weniger als einen halben Penny bekam ich die größte und prachtvollste Traube, die ich je gesehen. Die Umgegend bietet übrigens nicht das mindeste Interesse dar, doch erzeugt sie vorzügliches Getraide und leidlichen Wein.

Die Straße führt nun durch die kleinen Städte Milagros Pardilla, Honrubia, Fresnillo, Boceguillas, Castiliejo und Gerezo de Abajo, am Abhange der Gebirge von Somosierra. Nun fuhren wir langsam die steile Somosierra hinauf (es war neun Uhr Abends und fing an sehr kalt zu werden), rechts kamen wir an der Venta de Jouanilla vorüber, die in der letzten Zeit in den Parador der Diligencias Generales verwandelt worden, und wo die Passagiere der anderen Diligencen bei dem Abendessen saßen, als wir vorbeifuhren. Wir kamen sodann über eine kleine Brücke, die über den arrayo oder das Gebirgswasser führt, welches durch diesen Paß fließt, und dann an einem Pfeiler mit einer Inschrift vorbei, welcher die Grenze zwischen den beiden Castilien bezeichnet. Hier öffnete sich der Paß wild und romantisch, wunder-

liche Felsenmassen schauten auf uns herab, und ein scharfer Wind wehete uns gerade entgegen, der mein Lungenleiden auf das Schmerzlichste steigerte. Um zehn Uhr erreichten wir die kleine Stadt

Somosierra, die **350** Einwohner zählt, und stiegen aus, um zu Abend zu essen. Mein Uebelbefinden hatte sich in Folge des kalten Nachtwindes so vermehrt, daß ich es unmöglich fand, mich den übrigen Passagieren bei ihrem munteren Abendessen anzuschließen, da ich jeden Reiz so viel als möglich vermeiden mußte. Ich bestellte demgemäß Thee und Eier, „te con dos o tres **huevos cocidos** — (man hüte sich cósidos zu sagen, ein Fehler, den die Engländer gewöhnlich begehen, denn selbst der höflichste Spanier wird sich dann des Lachens nicht enthalten können, weil die Worte dann ein paar „zusammengenähte" Eier bedeuten würden.) Hier zeigten sich die unabänderlichen Folgen, wenn man spanische Dienstleute nur im mindesten aus dem gewohnten Gleise bringt. Weder der Thee noch die Eier erschienen, als bis das Abendessen mehr als zur Hälfte vorüber war. Dann brachte man mir die Eier ohne Löffel, und der Thee bestand in einer einzigen ganz kleinen Tasse. Das war eine Mahlzeit für die Höhe eines der kältesten Gebirge in Europa, für den Mittelpunkt eines Passes, der oft durch Schneewehen versperrt wird! Ich rief nach einem Löffel, um die Eier essen zu können, und man brachte mir einen gewöhnlichen Speiselöffel, denn die Spanier essen ihre Eier à la coq unabänderlich, indem sie ein schmales Stückchen Brot in die Schale tauchen. Ich rief nach einem zweiten Löffel, ward aber als ein lächerlicher lästiger Gast betrachtet, und ich suchte mir nun dadurch zu helfen, daß ich den Löffel von meiner Theetasse nahm. Der Thee war ohne Milch, und als ich nach der letzteren fragte, machte man große Augen und sagte, daß die Ziegen jetzt fünf Stunden weit auf der anderen Seite des Gebirges wären. Eine Kuh hatte man hier seit langen Menschenaltern nicht gesehen! Welche Quintessenz von einladender Bequemlichkeit für einen Kranken! Ich bereuete fast, die Reise unternommen zu haben, aber mein unwiderstehlicher Drang zu Beobachtung gab mir auch jetzt Kraft, über diese Möglichkeit zu lachen. Ich rief so energisch noch mehr Thee, daß man mir endlich die ganze Kanne brachte. Die anderen Passagiere hatten mittlerweile einige Dutzend Hühner und anderes Geflügel vertilgt, so wie Rindfleisch und Kalbs- und Hammelbraten. Denn die Mahlzeiten in diesen Diligence-Gasthöfen sind stets sehr reichlich und billig.

Als wir wieder in den Paß herauskamen, sahen wir die Stelle, wo

12,000 Spanier mit sechzehn Stück Geschütz am 30. November 1808 vor einem Angriff polnischer Lanziers die Flucht ergriffen, und so das natürliche Thor verließen, durch welches Madrid vertheidigt und mit einer Hand voll Leuten Tage lang gegen eine ganze Armee behauptet werden kann. Es ist jedoch besser, diesen Vorfall zu beweinen als darüber in Schmähungen auszubrechen, denn man muß der Heldenthaten der Guerrilleros während des späteren Krieges, und der großen und guten Dienste gedenken, welche die spanische Armee bei San Marcial leistete. Was man auf der Somosierra verlor, suchte man später durch Prahlereien wieder einzubringen, denn ein spanischer Historiker Paez sagt, daß ein Corps Spanier hier die von Napoleon in eigener Person kommandirte französische Armee geschlagen habe. Sie zogen sich vielmehr so schnell als möglich zurück, bis sie sich endlich bei Talavera wieder sammelten, und ihren unglücklichen General San Juan an einem Baum aufhingen, „pour encourager les autres.“ Nach einer halben Stunde kommen wir nach

Robregordo, immer noch auf der Höhe des Gebirges. Die scharfe und für Lungenleidende fast tödtliche Luft dieser häufig mit Schnee bedeckten Gebirgshöhe fuhr fort, mehrere Stunden lang auf meine Lunge die schrecklichste Wirkung zu äußern. Das Uebel ward noch dadurch vermehrt, daß die Passage um Mitternacht stattfand, aber da beide Diligencen zu einer und derselben Stunde abfuhren, so ließ sich dies nicht vermeiden. Ich will bei dem, was ich ausstand, nicht weiter verweilen, sondern blos sagen, daß längere Zeit sowohl meine Mitpassagiere als ich selbst jeden Augenblick erwarteten, daß ich in der Diligence sterben würde. Ich versuchte von meinem Respirator Gebrauch zu machen, fand aber, daß ich ohne reichliche Atmosphäre nicht existiren konnte, und sah mich daher genöthigt, eines der Fenster offen zu halten, was, während es mir das Leben erhielt, meine Schmerzen vermehrte. Ich muß meinen Reisegefährten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie unter diesen mißlichen Umständen die größte Höflichkeit und Rücksicht für mich an den Tag legten. Der alte militar war ganz Besorgtheit, und der junge Afrancesado vergaß unsere früheren Streitigkeiten. Bei dem Herabfahren des südlichen Abhanges der Somosierra minderten sich allmählig meine großen Schmerzen, und nach zwei und einer halben Stunde erreichten wir

Biutrago, an dem rechten Ufer des Lozoya, eines Flusses, dessen Forellen berühmt sind. Die Stadt ist sehr alt und mit einer Mauer umgeben, und steht mit ihrer arrabal (Vorstadt) durch ein altes Thor in Verbindung.

Sie hat zwei öffentliche Plätze und **430** Einwohner, die sich hauptsächlich mit dem Waschen der Wolle in den rebaños trashumantes oder wandernden Heerden des Herzogs von Infantado beschäftigen, der in der Nähe der Stadt einen kleinen Park und große Weideplätze besitzt. Die Straße von hier bis Madrid, gegen zwanzig Stunden, ist sehr öde, und die kahle Wüste beginnt sich schon zu zeigen. Die Straße führt durch Lozoyuela, am Fuße eines Berges Pico de la Miel (Honigspitze) genannt, Cabrera am Fuße der Serra von Biutraga, auf welcher das berühmte, jetzt natürlich unbewohnte Kloster liegt, Cabronillas San Augustin, und sodann nach

San Sebastian de los Reyes, einer Stadt von **1025** Einwohnern, in einem Distrikt, der sich innerhalb eines beschränkten Umfanges durch die Vortrefflichkeit und Fülle seines Wassers auszeichnet, und wo man Getraide, Wein und Gemüße baut. Diese Stadt trägt wie die meisten an der Straße von Burgos nach Madrid, noch die Spuren von der liebenswürdigen Aufführung der Franzosen nach ihrer schmachvollen Niederlage bei Bailen. Die ganze Strecke bis nach Burgos ward von ihnen mit Feuer und Schwert verheert, die Schaf- und Rindviehheerden fortgetrieben, Weinstöcke und Feigenbäume muthwillig zerstört, ganze Ernten von Weizen vernichtet, Städte und Dörfer in Schutt und Asche gelegt, und die schönsten Gebäude demolirt. Vergebens wendete sich das wehrlose Landvolk an den Marschall Moncey um Schutz. Es ward nicht einmal gestattet, die Flammen zu löschen, die seine Soldaten angesteckt hatten, und rauchende Asche war Alles, was den armen Leuten übrig blieb. Auf derselben Straße floh bei derselben Gelegenheit der erbärmliche aufgedrungene König Pepé, nachdem er erst Sorge getragen, sich durch Beraubung der Kirchen zu Madrid und des königlichen Palastes für die Reisekosten zu entschädigen. Sehr nahe bei dieser Stadt liegt

Alcobendas, mit **1650** Einwohnern, und nach beinahe zwei Stunden erreichten wir

Fuencarral, mit einer Bevölkerung von **1900** Seelen. Diese Stadt (eine Ausnahme von der allgemeinen Wüste, welche während der letzten zehn Stunden vorherrschte, und die fast gänzlichen Mangel an Vegetation und Wasser leidet), ist die erste Station, von Madrid nur ein und eine halbe Stunde entfernt, und versorgt die Hauptstadt mit Gemüße, Getraide und Obst, mit Einschluß des vortrefflichen pardillo (einer kleinen weißen Traube.) Die hier gebauten Rüben sind in la Córte, wie die aufgeblasenen Spanier ihre Stadt

zu nennen lieben, wegen ihres zarten Wohlgeschmackes berühmt. Der größte Theil der in Madrid consumirten Trauben wird von hier bezogen. Es befindet sich auch hier ein altes Haus der Familie Mendoza, wo Napoleon während des Decembers 1808 aus Furcht vor dem Rachemesser der Spanier wohnte. Nicht weit davon passirten wir Chamartin, wo der Herzog von Osuña ein Landhaus besitzt, in welchem ein Frühstück für die französischen Prinzen bereitet wird, um ihnen bei ihrem Einzug Muth zu machen, und binnen nicht ganz einer Stunde fuhren wir durch das Thor von Bilbao in Madrid ein.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Madrid. Die Puerta del Sol. — Die Plaza del Oriente. — Der königliche Palast. — Graf Bresson hält um die Hand der Infantin Luisa an. — Er steigt dieselbe Treppe hinauf, welche Diego Leon stürmte. — Sein brillanter Empfang. — Reden des Grafen Bresson, der Königin Christine, der Königin Isabelle. — Widerspruch gegen den Premineminister Isturiz durch den englischen Gesandten in Madrid. — Brief des Generals Serrano; Mr. Bulwer's Antwort.

Madrid, 25. September.

Zum Glück bin ich an einem sehr denkwürdigen Tage in der spanischen Hauptstadt angekommen. Nachdem ich in der Fonda de las Postas Peninsulares gefrühstückt, ein paar Stunden geschlafen, um mich von den Strapatzen der anstrengenden Fahrt von Burgos zu erholen und den Staub der Reise abgewaschen, begab ich mich nach der Puerta del Sol, die nur drei Minuten von meinem Hotel entfernt ist und fand schon Alles rührig und auf den Beinen. Der ganze Raum von der Kirche von Buen Suceso bis zum Posthause und von der Salle de Alcala bis zum Casa de Cordero war gedrängt voll Menschen, und Mantilla und Sombreros waren in allgemeiner Aufregung in Bezug auf die förmliche Bewerbung um die Hand der Infantin Luisa für den Herzog von Montpensier, die heute durch den französischen Gesandten Grafen Bresson geschehen sollte. Ich folgte dem lebendigen Strome nach dem königlichen Palast und nahm meinen Standpunkt auf der stattlichen Plaza del Oriente vor dem prachtvollen königlichen Gebäude, welches vielleicht der großartigste Palast in Eu-

ropa ist, unter einer glühenden Sonne und unter Tausenden von Sammthüten und Mantillas, die offenbar mehr durch Neugier, als durch die Freude herbeigezogen wurden, um die Staatsprozession mit anzusehen.

Wir brauchten nicht lange zu warten. Auf dem Platze vor dem Palast waren Trophäen von Waffen errichtet und einzelne Abtheilungen Dragoner und Uhlanen in Zwischenräumen aufgestellt, um dem Schauspiel militärischen Glanz zu geben. Gleich darauf hörte man Hufgetrappel und das Rollen von Wagenrädern und bald darauf wurden drei Hofequipagen sichtbar, größtentheils von andalusischen Pferden gezogen und von Kutschern mit ungeheueren Perruquen nach der besten europäischen Façon geführt. Auf jedem Wagen standen hinten eine Gruppe Diener — alle in Galalivrée, — welche die Königin Isabelle abgeschickt hatte und die Prozession ward von zahlreichen Kavallerieabtheilungen eskortirt. Sie zogen schweigend vorüber und nicht eine einzige bewillkommnende Stimme ließ sich vernehmen. Als Graf Bresson das große Eingangsthor erreichte, stieg er aus und trat in den Palast, von dem Personal der Gesandtschaft gefolgt. Als der französische Gesandte an die Treppe gelangte — dieselbe, auf welcher Diego Leon und seine Leute vor länger als vier Jahren hinaufstiegen, als sie auf Christinens Geheiß und mit Zustimmung Frankreichs, die Königin und Infantin mit Gewalt zu entfernen suchten, und ein Stundenlanges Gewehrfeuer im Innern des königlichen Palastes unterhielten — ward er von sämmtlichen Diensthabenden Major-Domos in vollem Kostüm empfangen. Das war Alles was ich zu sehen bekam.

Da dies jedoch ein sehr wichtiger und denkwürdiger Vorfall war, so werde ich nach den amtlichen Mittheilungen erzählen, was im Innern des Palastes vorging und die dabei gehaltenen Reden wiedergeben: — Die Prozession begab sich in den ersten Audienzsaal, wo Ihre Majestäten die Königinnen Isabelle und Christine, in ihre vollen königlichen Gewänder gekleidet, und mit prachtvollen Diademen geschmückt, auf der Platform vor dem Throne standen, umringt von Granden, Ministern, Kammerherren und Ehrendamen. Als der französische Gesandte eingeführt ward, setzte sich die Königin Isabelle auf den Thron und die Königin Christine auf den Staatssessel neben sie, und Graf Bresson hielt dann die folgende Rede an die Königin Mutter: —

„Madame, — Eine doppelte Freude erwartet Euer Herz als Mutter, eine angenehme Genugthuung Euer Herz als Königin. Euere Majestät steht im Begriff an einem und demselben Tage das Glück Euerer erhabenen Töchter zu

sichern und durch ihre Vermählungen Ordnung, Freiheit und Eintracht in diesem schönen Lande zu befestigen, dessen Geschicke Ihr während vieler Jahre so weise und muthig geleitet habt. Diese Belohnung gebührt Euerer Majestät nach so viel schweren Prüfungen, und der König, mein erhabener Souverain, schickt, indem er Euch seine herzlichen Glückwünsche darbringt, Gebete zum Himmel empor, daß Euere Majestät in der Zukunft den vollständigen Lohn empfangen möge. Der König bittet Euch an dem heutigen Tage feierlich die Einwilligung zu bestätigen, die Ihr Ihrer königlichen Hoheit der Infantin bereits gegeben habt."

Die Königin Christine antwortete:

„Die bevorstehende Vermählung meiner geliebten Tochter macht mir die Freude, an einem und demselben Tage alle meine Hoffnungen und alle meine Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen. Durch diese Verbindung ist das Glück dieser Pfänder meiner mütterlichen Liebe sowohl, als eine Zukunft des Friedens und der Eintracht für die hochherzige Nation gesichert, deren Land ich mit Stolz mein Vaterland nenne. Gleichzeitig gebe ich Euerem Souverain den auffallendsten Beweis meiner Zuneigung, indem ich aus der Fülle meies Herzens in die Vermählung meiner geliebten Tochter, der Infantin, mit dem Herzog von Montpensier willige. Sie wird auf diese Weise in eine erhabene Familie eintreten, die durch ihren Wandel jeder persönlichen und öffentlichen Tugend zum leuchtenden Vorbild dient."

Graf Bresson redete darauf die Königin Isabelle mit folgenden Worten an:

„Madame! Euere Majestät hat sich nicht begnügt Euer eigenes und Spaniens Glück dadurch zu sichern, daß Ihr Euere Hand einem Prinzen schenkt, der seiner hohen Bestimmung in hohem Grade würdig ist, sondern Ihr habt auch an das Glück Euerer geliebten Schwester gedacht und in Ihre Verbindung mit dem jüngsten Sohne eines Königs zu willigen geruht, der durch so viel Bande an Euere Majestät und an Spanien durch Sympathie und seine Bewunderung für ein Volk gefesselt ist, welches einen so hohen Standpunkt in der Geschichte einnimmt. Heute haben die aufgeklärten und patriotischen Cortes des Königreiches durch ihre Berathungen an den Wünschen und Absichten Euerer Majestät Theil genommen und ich komme im Namen des Königs, meines erhabenen Souverains, um Euch zu bitten, daß Ihr zuerst seine Glückwünsche annehmt; und zweitens daß Ihr feierlich die durch Euch bereits gewährte Einwilligung zur Vermählung Ihrer königlichen Hoheit der Infantin Donna Luisa Fernanda

von Bourbon mit seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Antoine Marie Philippe Louis von Orleans, Herzog von Montpensier, bestätigt."

Ihre Majestät die Königin Isabelle antwortete:

„Durch die göttliche Vorsehung auf den Thron Spaniens berufen, ist das Glück dieser großen Nation stets der Gegenstand aller meiner Bemühungen gewesen. Mein Herz schmeichelt mir mit der Hoffnung, daß ich es durch die Verbindung gesichert, die ich zu vollziehen im Begriff stehe. Der Prinz, der sich nun bald mein Gemahl nennen wird, ist in Folge seiner hohen Eigenschaften dieses Titels würdig. Auch verdanke ich der göttlichen Vorsehung eine Gefährtin, die von meiner Kindheit an unzertrennlich von mir gewesen, eine Schwester, die ich zärtlich liebe und deren Glück ich eben so zu sichern wünsche, wie das meine. Möge Gott mir den Trost gewähren, zu wissen, daß ich meinen Zweck erreicht, wenn ich ihre Hand dem jüngsten Sohne Eueres Königs gebe, einem Prinzen, dessen glänzende Verdienste bereits an die seltenen Tugenden seines erhabenen Vaters erinnern. Ermuthigt durch den Beschluß der Cortes des Königreiches, deren loyale und aufrichtige Glückwünsche ich so eben empfangen, erkläre ich Euch, daß ich meine königliche Einwilligung zu der Feier der Vermählung meiner vielgeliebten Schwester, der Infantin von Spanien Donna Luisa Fernanda von Bourbon mit dem Prinzen Antoine Marie Philippe Louis von Orleans, Herzog von Montpensier, wiederhole und bestätige. Ich bitte Euch, daß Ihr dies Euerem Souverain, meinem vielgeliebten Onkel bekannt machen wollet, dessen Glückwünsche ich mit der lebhaftesten Dankbarkeit aufnehme, und möge der Allmächtige, der ihn so sichtbar leitet und beschützt, geben, daß diese beiden Ehebündnisse Unterpfänder des Glücks unserer beiden Familien und des Friedens und Gedeihens der beiden Nationen sein mögen."

Die Königin Christine schickte nun die Marquise von Santa Cruz, erste Kammerdame, ab, um die Infantin in ihren Gemächern aufzusuchen.

Graf Bresson richtete dann folgende Worte an die Infantin:

„Madame! Der Himmel hat Euch bei Euerer Geburt begünstigt, und Euere königliche Hoheit besitzt jede Eigenschaft der Schönheit und Anmuth. Glücklich ist der Prinz, auf den die Wahl Euerer königlichen Hoheit gefallen und der berufen ist sein Schicksal mit dem Eueren zu vereinen. Wenn ich erkläre, daß das Herz Eueres künftigen Gemahles nur von dem Gedanken an Euer Glück erfüllt ist, so bin ich blos der Dolmetscher der Gesinnungen, die er Euch bald

selbst zu erkennen geben wird, wenn Euere königliche Hoheit geruhen sollten, die bereits erklärte Einwilligung heute feierlich zu bestätigen."

Ihre königliche Hoheit antwortete, nachdem sie die Einwilligung ihrer Mutter und Schwester erhalten, folgendergestalt:

„In der festen Ueberzeugung, daß der Rath meiner zärtlichen Mutter, und der meiner geliebten Schwester und Königin nur mein Glück und die Interessen meines Vaterlandes zum Zweck hat, bestätige ich gern die bereits gegebene Einwilligung, und nehme feierlich die mir von dem Prinzen gebotene Hand an, der sich durch so vorzügliche Eigenschaften auszeichnet; ich trete bei diesem glücklichen Ereigniß dem Wunsch meiner Familie mit Vergnügen bei."

Ehe Graf Bresson sich entfernte, überreichte er der Infantin das Portrait des Herzogs von Montpensier.

Somit war die Sache abgemacht und der innigste Wunsch Ludwig Philipps erfüllt, und so ward eine der gewissenlosesten und verwegensten Intriguen der neueren Zeit durchgesetzt — eine Intrigue, die weniger gewaltsam war, als die, durch welche Olozaga vor drei Jahren aus dem Palast und aus Spanien vertrieben ward, aber keineswegs weniger schmachvoll.

Der heutige Tag ward auch noch durch ein anderes Ereigniß denkwürdig — die Veröffentlichung eines förmlichen Einspruches unseres Ministers Mr. Bulwer, gegen die Erklärung des spanischen Premierministers Isturiz in den Cortes, daß England sich der Vermählung der Königin Isabelle mit ihrem Vetter Don Francisco de Assis eben so widersetzt habe wie der der Infantin mit dem Herzog von Montpensier. Diese Widerlegung ward in der folgenden Gestalt gegeben. General Serrano, die Person, welcher Isturiz im Laufe der Debatte die obige Angabe gemacht, richtete an Mr. Bulwer den folgenden Brief:

„Werther Herr und geschätzter Freund! Der Präsident des Ministerrathes drückte sich in der letzten Sitzung des Senates zur Antwort auf meine Bemerkung über die Verheirathung Ihrer Majestät und Ihrer königlichen Hoheit mit folgenden Worten aus: — „Aber was würdet Ihr denken, wenn ich Euch mittheilte, daß die Vermählung Ihrer Majestät der Königin das ist, welchem sich der Minister Ihrer brittischen Masestät an diesem Hofe am meisten widersetzt? Was würdet Ihr sagen, wenn ich hinzufügte, daß der Wunsch und die Absicht dieses Kabinettes ist, als einzigen Bewerber um die Hand der Königin einen andern Prinzen vorzuschlagen, der mit dem, was jetzt hier geschieht, nicht

einverstanden ist?" Die Meinung, die ich hegte, war bis jetzt, daß der von Euch und der Regierung Ihrer britischen Majestät erhobene Einspruch, sich nur auf die Vermählung Ihrer königlichen Hoheit der Infantin mit dem Herzog von Montpensier bezogen, und die Wichtigkeit, die man der Meinung des Landes zufolge der Ermittelung der wirklichen Absichten einer Spanien befreundeten Nation in einer Sache zuschreibt, die unsere Interessen und unsere Nationalität so nahe berührt, versetzt mich (weil ich mir selbst ein Urtheil bilden, und das meiner Mitbürger berichtigen möchte), in die Nothwendigkeit, mich an Euch zu wenden, in der Hoffnung, daß Ihr, im Fall Ihr kein Bedenken tragt, die Güte haben werdet, mir entsprechende Belehrung angedeihen zu lassen, damit ich mich in den Stand gesetzt sehe, das Räthsel zu lösen, welches sich aus den oben mitgetheilten Ausdrücken des Präsidenten des Ministerrathes für das spanische Volk ergiebt."

Was ich ganz besonders wünsche, ist, daß man mir so umständlich als möglich mittheilt, welches die allgemeinen Grundsätze sind, die Euere Regierung in der Frage über die Vermählung Ihrer Majestät bestimmt haben, und welche Ansicht dieselbe nach Euerer Meinung gegenwärtig in Bezug auf die von Ihrer Majestät definitiv getroffene Wahl ihres künftigen Gatten hegt."

„Da mein Zweck, indem ich diese Mittheilung an Euch richte, blos das öffentliche Interesse angeht, so hoffe ich, daß Ihr mir gestatten werdet, die Antwort, mit der ich von Euch beehrt zu werden hoffe, ebenfalls zu veröffentlichen.

Hochachtungsvoll

Madrid, 20. September. Francisco Serrano."

Mr. Bulwer gab die folgende Antwort: —

„Mein lieber General, — Ich kenne nichts im Geiste einer ehrenwerthen und ehrlichen Diplomatie, was einen Minister, den Repräsentanten Englands, bewegen könnte, die Meinung seiner Regierung in das Geheimniß von Formen zu hüllen. Die britische Regierung ist loyal und offen, und ich rede jetzt mit einem ebenso offenen und loyalen Manne; deshalb nehme ich keinen Anstand, Euch zu antworten, daß die britische Regierung, während sie die Wahl Ihrer Majestät der Königin von Spanien ohne Unterschied auf wen diese Wahl fallen möge, respektirt, stets gewünscht hat, daß sie auf einen spanischen Prinzen falle, weil sie der Ansicht ist, daß eine solche Wahl am Besten die bestehenden Verhältnisse Europa's und die Unabhängigkeit dieses Landes bewahren,

demnach für die Interessen Spaniens am vortheilhaftesten sein, und die Billigung des spanischen Volkes erfahren würde. Die Manifestation, die vor einiger Zeit von allen Parteien zu Gunsten der Ansprüche Sr. königlichen Hoheit Don Enrique gemacht ward, und der männliche, unabhängige Charakter dieses Prinzen, vermehrten allerdings die von einigen kompetenten Personen erhobenen Einwendungen in Bezug auf Se. königliche Hoheit Don Francisco de Assis, und bewogen die britische Regierung zu dem Glauben, daß Don Enrique im höheren Grade als irgend ein anderer Bewerber die Eigenschaften besäße, die man dem Gemahl der Königin Isabella wünschen würde; und diese Meinung hätte auf dieselbe Weise ausgedrückt werden können, auf die ein Freund berechtigt ist, einem anderen Freunde seinen Rath über irgend einen wichtigen Gegenstand mitzutheilen."

„Ich kann jetzt nicht Alles wieder erzählen, was bei dieser Conferenz gesprochen worden, aber der förmliche Protest, den ich Seiten meiner Regierung eingereicht, die Noten, die ich an Se. Excellenz den Minister Ihrer katholischen Majestät geschrieben, in welchen durchaus keine Rede von Sr. königlichen Hoheit dem Infanten Don Francisco de Assis ist, und diese einfache Erzählung rechtfertigt nach meiner Meinung vollkommen Eueren Glauben, daß der von mir und der Regierung Ihrer britischen Majestät erhobene Einspruch nur auf die Vermählung Ihrer königlichen Hoheit der Infantin Bezug hatte. Und was auch zum Gegentheil gesagt werden mag, so habe ich das Vergnügen, Euch mit der ganzen Zuversicht eines Mannes, welcher weiß, daß seine Sprache die der Wahrheit ist, zu versichern, daß die Regierung Ihrer britischen Majestät die Wahl eines spanischen Prinzen mit Vergnügen aufnehmen wird, und wenn dieser Prinz, auf den die Wahl Ihrer Majestät gefallen, die zu seinen Gunsten ausgesprochenen Meinungen rechtfertigt, und in dem Geiste handelt, der dem in seinen Adern fließenden Blute geziemt, d. h. als ein ächter königlicher und spanischer Prinz, der seine Liebe zur Freiheit, seine Achtung gegen die Gesetze, und festes Halten an der Unabhängigkeit dieses Landes beweis't, — so wird er nicht blos von der britischen Regierung mit günstigem Auge betrachtet werden, sondern auch die Neigung und Liebe des ganzen englischen Volkes gewinnen, welches die Spanier als seine Brüder betrachtet, mit denen es den Ruhm und die Gefahren des Krieges getheilt, als Verbündete, mit denen es stets freundliche Beziehungen zu unterhalten gewünscht, als Männer, welche es wohl verdienen, die Wohlthaten der Freiheit und Unabhängigkeit zu genießen,

und mit Einem Worte als Freunde, zu welchen, wie Ihr aus der gegenwärtigen Mittheilung ersieht, sein Vertreter offen und unverhohlen sprechen kann."

Hochachtungsvoll H. L. Bulwer."

„P. S. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß es Euch vollkommen frei steht, jeden beliebigen Gebrauch von gegenwärtiger Mittheilung zu machen."

Die scheinbar unnöthige in dem vorstehenden Briefe dem Charakter und den persönlichen Eigenschaften des Prinzen gebotene Beleidigung, den die Königin unwiderruflich zu ihrem Gatten gewählt, ward bitter empfunden, und als ein gröblicher Affront, mit Einem Worte als ein Widerhall des gemeinen und unanständigen Geschwätzes der Müssiggänger, der Puerta del Sol betrachtet, und darauf und auf eine Reihe diplomatischer Noten, welche nach Isturiz' Behauptung eine Menge unerträglicher Beleidigungen enthielten, gründete dieser Minister sein Gesuch um die Abberufung Mr. Bulwers.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Straßensperre in Madrid. — Entstellung der öffentlichen Gebäude. — Umwandlung des Prado und der Plaza Mayor. — Militairische Paraden zum Zweck der Einschüchterung. — General Bretons Verfahren in Catalonien. — Bedrückung der Presse zu Madrid. — Schattenriß der spanischen Minister: Isturiz, Mon, Pidal, Caneja, Sanz, Armero. — Das auswärtige diplomatische Corps: Graf Bresson, Fürst Carini, der Herzog von Glücksberg, Baron Rendusse. — Die weiblichen Mitglieder der Camarilla: Die Marquise von Santa Cruz, die Marquise von Valverde. — Jagd in Lerida. — Petition der Progressisten gegen die Heirath Montpensier. — Der Jahrmarkt zu Madrid. — Gespräch an der Puerta del Sol. — Pasquinade.

Madrid, 26. September.

Man thut alles Mögliche um Madrid zu ruiniren, unter dem Vorwand, es für die bevorstehende Vermählungsfeierlichkeit zu schmücken. Seitdem ich die Hauptstadt betreten habe, hallt die Puerta de Sol, dieser klassische Boden politischer Kannegießer von dem Gekreisch der Sägen und den Schlägen des Hammers wieder. An der Kirche von Buen Suceſi wird eine momentane Vorhalle von ungeheueren Dimensionen errichtet, das schöne Posthaus wird eben so durch Gerüste entstellt, und eine ganze Armee von Aufsehern und Zimmerleuten belästigt das Gebiet, welches seit undenklichen Zeiten das ausschließliche Eigenthum herumschlendernder und faulenzender Manolos gewesen ist. Leichte phantastische Bauwerke von Papier, Holz und Leinwand, bedecken die Fronten einiger der besten Gebäude in Madrid, um eine Freude aus-

zudrücken, welche das Volk nicht fühlt, und durch lange Reihen brennender Talgnäpfchen sucht man das bedeutungsvolle Stillschweigen einer Nation zu übertünchen, welches nach den Worten Mirabeau's „die Lehre der Könige“ ist.

Den schönen Prado verwandelt man durch eine Masse aufgehangener bunter Lampen in einen abgeschmackten chinesischen Pagodengarten und die Plaza Mayor wird zu einem Amphitheater umgewandelt, mit Sitzreihen bis an die erste Etage, während, da die Häuser fünf Stockwerk hoch sind, alle fünf Balkonreihen von den Behörden mit Beschlag belegt worden sind, um ihren Freunden und Schützlingen einen guten Platz bei dem Schauspiel zu verschaffen, ohne daß den Besitzern irgend welche Entschädigung dafür gewährt würde, denn es herrscht hier unter den constitutionellen Formen überall der anmaßendste Despotismus. Während aber die Behörden so thätig sind, rührt das Volk keinen Finger und zeigte seinen Charakter niemals deutlicher, als bei diesen anbefohlenen Festivitäten.

Ueberall wohin ich gehe, sehe ich die Straßen von Infanterie- und Cavallerieabtheilungen durchzogen; das militärische Regierungssystem, welches sich jetzt geltend macht, wird auf diese Weise unverhohlen ausgeübt. Der Zweck ist offenbar alle Manifestation der Gesinnung gegen die Heirath Montpensier niederzuhalten. Eine von der Politik getrennte Existenz giebt es hier nicht. Während des vergangenen Monats ist die spanische Presse moralisch geschlachtet worden. Breton, der Generalcapitain von Catalonien, rief die Herausgeber von Zeitschriften in Barcelona zusammen, zog den Säbel und befahl ihnen, ihre leitenden Artikel vor seinen Augen zu zerreißen, und erklärte, daß er den ersten, der gegen die Heirath schreibe, erschießen lassen würde. In Madrid sind zwei Journale der Gemäßigten, El Tiempo und El Español, dem Vermählungsprojekte eben so entgegen, als die progressistischen. An einem einzigen Tage wurden fünf Journale confiscirt, und eins, das Echo del Comercio, im Laufe einer einzigen Woche fünf Mal mit Beschlag belegt. Einzelne Artikel werden in dem Augenblicke, wo sie durch die Presse gehen, von den Polizeiagenten unterdrückt, und die Bürger mit dem Erschießen bedroht, wenn sie das Verbrechen wagen, eine Petition zu unterzeichnen, und doch behauptet man, daß Spanien diese Heirath willkommen heiße.

27. September.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die spanischen Minister und ersten Diplomaten zu sehen, und die folgende Skizze ihrer persönlichen Erscheinung und ihres Charakters dürfte bei der gegenwärtigen Krisis nicht ohne Interesse sein.

Don Francisco Javier de Isturiz ist ein Mann von bedeutenden Talenten, die aber unglücklicher Weise übel angewendet werden. Im Jahre **1823**, zur Zeit der Invasion unter dem Herzog von Angoulême, war er ein wüthender Liberaler, und begab sich nach London, wo er durch seine Vorstellung bei der Regierung die Dienste Sir Robert Wilsons gewann und die Bedingungen unterzeichnete, welche ihn bewogen, seine Expedition gegen die Franzosen zu unternehmen. Isturiz war ursprünglich Weinhändler in Cadix, was man aus seiner äußeren Erscheinung nicht schließen sollte, denn diese ist imposant. Isturiz ist ein gewandter Politiker und guter Sprecher, aber sehr schwankend, so daß man kein Vertrauen auf ihn setzen kann. Er war Präsident der Insurrections-Junta von Bayonne im Jahre **1830** und stand mit Mina im Begriff, das Land zu revolutioniren, wozu ihn Ludwig Philipp ermächtigte, bis der Letztere von Ferdinand **VII.** als Souverain von Frankreich anerkannt ward, wo dann Ludwig Philipp seine Taktik ganz ruhig änderte, und Isturiz eben so ruhig die seinige. Beide ließen ihr revolutionaires Feuer erkalten, und verriethen so Frankreich und Spanien mit musterhafter Gleichgültigkeit. Isturiz hat ein nobles Wesen, spricht ruhig und ungezwungen, und seine Ausdrucksweise ist sehr korrekt und treffend. Er war Minister im Jahre **1836** mit Galiano an jenem denkwürdigen Tage, wo der Pöbel von Madrid Quesada in La Granja niedermetzelte, und dann mit den blutenden Fingern desselben, in dem Café Nuevo, Calle de Alcalá, gerade meinem Hotel gegenüber, den Kaffee umrührte. Dieses Kaffeehaus war früher ein sehr besuchtes, ist aber seit etwa zehn Monaten geschlossen, und in einen Laden zum Verkauf weniger entsetzlicher Waare umgewandelt worden, als mit menschlichen Gliedmaßen umgerührte Kaffeeportionen sind. Isturiz, der bei jener Gelegenheit glücklich entkam, ist jetzt etwas über sechzig Jahre alt, er ist Präsident des Staatsraths und Minister der auswärtigen Andelegenheiten.

Don Alejandro Mon, der Finanzminister, ist ein hochschultriger, gemein aussehender Mann, ungefähr fünf Fuß acht Zoll groß, und achtunddreißig Jahre alt. Sein Gesicht ist etwas breit, uud sein Teint ein dunkler, olivengelber. Als Redner zeichnet er sich gar nicht aus, jedoch läßt er sich gern mit

seinen Gegnern in Streitigkeiten ein, wo dann seine Aussprache außerordentlich rasch und oft unverständlich wird. Bei dem gewöhnlichen Sprechen ist seine Sprache belegt und undeutlich, so daß es schwer ist, ihn zu verstehen. Seine Fähigkeiten als Finanzminister sind wohl etwas überschätzt worden. Als Intendant der Schatzkammer hat er allerdings einige Erfahrung gesammelt, aber es fehlt ihm an hohem und staatsmännischem Blick. Er steht jedoch fast allgemein im Rufe eines klugen, gewandten Kopfes. Sein neuer Finanzplan der Besteuerung durch Repartition, ist gut erdacht, und seinem allgemeinen Prinzip nach, richtig, hat sich aber in der Ausführung nicht zufriedenstellend bewährt. Er hat sich seit einiger Zeit mit einem Reformsystem des allgemeinen Tarifs beschäftigt, und sagte nur erst kürzlich zur Antwort auf eine Interpellation in der Kammer, daß er damit fertig sei, und daß ihm, wo es nur anginge, viel daran liege, die Last der Prohibitivzölle aufzuheben. Solche Erklärungen von einem spanischen Minister sind jedoch für das zu halten, was sie werth sind, und dies ist äußerst wenig. Señor Mon hat wahrscheinlich die besten Absichten, wird aber von den Cataloniern darin gehemmt, welche, so oft sie von einer Reform des Zolltarifs munkeln hören, sogleich eine mit Geld versehene Deputation nach Madrid schicken, welche die Ueberzeugung des Ministers bald in Dunst aufzulösen versteht.

Im Verlauf der neulichen Debatte über die Heirathsfrage, beging Mon einen lächerlichen Irrthum. Er wies mit Heftigkeit die Meinung eines Mitglieds der Opposition zurück, daß Spanien nun wahrscheinlich der bloße Trabant Frankreichs werde.

„Spanien ist gleich bereit," rief Mon, „der Freund beider Länder zu werden, denn England sowohl als Frankreich leisteten Spanien während des Halbinselkrieges große Dienste." (!)

Don Pedro José Pidal, Minister des Innern, ist Señor Mon's Schwager, und stammelt, wenn er in der Kammer seine Ansicht ausspricht, noch mehr als jener. Gewöhnlich geräth er sehr bald in den Zustand der größten Aufregung, und kann nicht zehn Worte hervorbringen, ohne in Hitze zu gerathen. Pidal ist eine stämmige lange Gestalt, und trägt eine Brille. Er ist länger als Mon, und übertrifft selbst diesen an Unbeholfenheit — mit Einem Worte, er ist ein Mensch von plumpem gemeinem Aeußern, den man, so lange man ihn nicht kennt, seinen Manieren und Bewegungen nach für einen Zettelträger hält. Dieser Mangel tritt durch die Heftigkeit, mit welcher er die Deputirten anredet,

noch mehr hervor, und wenn er heftig wird, so stammelt er so, daß man ihn gar nicht mehr versteht. Sowohl Mon als Pidal sind (wie man gleich hören wird) allgemein unter Beinamen bekannt, durch welche man ihre Unbeholfenheit bezeichnet. Der Letztere war ihm Jahre **1823** ein entschiedener Radikaler, „mais nous avons changé tout cela.“ Pidal ist ungefähr sechsundvierzig Jahre alt, und ein Eingeborener von Asturien, während Mon seine Heimath an der Grenze dieser Provinz und Catalonien hat.

Don José Caneja, der Justizminister, ist eine kleine hagere Gestalt, ungefähr achtundsechzig Jahre, und eine vollkommene Null; man sagt, er sei ein guter Jurist, und ein großer Bücherwurm, aber als Politiker und Staatsmann hat er sich nie ausgezeichnet.

Don Laureano Sanz, der Kriegsminister, ist ein schöner stattlicher Mann. Er zählt jetzt ungefähr sechsundfunfzig Jahre, sieht aber für sein Alter noch sehr rüstig und munter aus; er war es, der bei dem Bombardement von Barcelona im Jahre **1843** kommandirte. Er wird nicht als ein Mann von Talent betrachtet, und besitzt auch sicherlich keins als Redner, aber er ist geschickt im Organisiren, und ein guter Offizier im Ordonnanzzimmer. Als General hat er nichts Besonderes geleistet, mit Ausnahme einiger Dienste in Galicien während des Bürgerkrieges. Im Jahre **1835** befand er sich beim Stabe Mina's.

Don José Armero, der Marineminister, muß mit Caneja in die Klasse der Nullen geworfen werden. Er thut im Deputirtenhause selten den Mund auf, und wenn er es thut, so geschieht es gewöhnlich, um sich lächerlich zu machen. Er ist durchaus kein Redner, und selbst im Privatleben sind seine Gedanken nicht klar. Er ist ein großer Mann, mit aufgedunsenem Gesicht, dunklem Teint und hat durchaus nichts Einnehmendes. Armero war **1836** bei der Belagerung von Bilbao Schiffslieutenant, und ist jetzt Generallieutenant der Flotte. Seine Manieren sind roh, ungebildet und durchaus nicht höfisch. Er ist auch außerordentlich eifersüchtig, und erzeigt nicht gern Jemandem einen Gefallen, den er in einer untergeordneten Eigenschaft gekannt hat. Er ist deshalb in seinem eigenen Stande nicht recht beliebt. Armero ist auch Minister der Kolonieen und des Handels, versteht aber von Beidem nichts. Er ist ein gemeiner, absonderlich häßlicher und unangenehmer Mensch, jetzt ungefähr siebenundvierzig Jahre alt. Mit diesem ist die Liste der Minister geschlossen.

Man sieht daraus, daß Alle, Isturiz und Sanz ausgenommen, in ihrem

Aeußeren sehr ordinair, und in ihren Manieren abstoßend sind, was in einem Lande, wo es eine Anzahl von schönen geistreichen Männern giebt, um so bemerkenswerther ist. Es thut mir leid, daß ich keinen besseren Bericht geben kann, aber fiat justitia! Dies sind die constitutionellen Pfeiler des modernen Spaniens. Ihre politischen Charaktere sind nicht besser, als ihre äußeren Erscheinungen. Pidal ist ein Abtrünniger, Isturiz ein entehrter Abtrünniger. Die Andern sind unbedeutend, mit Ausnahme Mons, eines Schülers des Grafen Toreno, der ihn in der Finanzwissenschaft unterrichtete und zum Intendanten im südlichen Spanien ernannte. Eine lange Zeit stand Mon im Rufe großer Rechtschaffenheit, aber sein Benehmen bei der Intrigue Narvaez, in der Absicht, sich Miraflores zu entledigen, hat die öffentliche Meinung in Bezug auf ihn sehr geändert, und selbst die, die gut von ihm dachten, sind jetzt seine entschiedensten Gegner geworden. Ich werde nun die hervorstechendsten Mitglieder des auswärtigen diplomatischen Corps schildern.

Graf Bresson, der französische Gesandte, ist ein langer, hochschulteriger, untersetzter Mann, der gar nicht wie ein Franzose, sondern wie ein Mittelding zwischen einem Deutschen und einem Engländer aussieht. Sein Gesicht ist gewöhnlich und durchaus nicht von geistreichem Ausdruck, auch geht er ein wenig gebückt. Er ist jetzt ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, sein Benehmen ist übermüthig und arrogant im höchsten Grade, und er stolzirt durch den Palast zu Madrid, als ob er sowohl der Herr desselben, als der „ambassadeur de famille“ wäre. Er hat eine hohe Meinung von sich, die durch die letzten Ereignisse auf den Gipfel unbezähmter Insolenz getrieben worden ist. In Bezug auf sein Privatleben, steht er in dem Rufe eines guten Familienvaters und vorzüglichen Gatten. Madame Bresson ist eine Dame von vornehmem Aeußern, etwas schlank und zart, und ihr Gesicht ist interessant, ohne gerade schön zu sein. Ihr Wuchs ist nicht gerade symmetrisch und sie hat für ihre Statur einen auffallend großen Fuß. Die beiden Gatten sollen einander sehr zugethan sein. Der Einfluß der Frauen ist an diesem Hofe so hervorragend, und Gräfin Bresson hat eine so bedeutende Rolle gespielt, daß eine Skizze der Gesandtin eben so nothwendig ist, als ihres Gatten. Der Graf legte während des ganzen Verlaufs der Intrigue ungemeine Arroganz an den Tag, und sein übermüthiges Benehmen gab großen Anstoß; man sagt sogar, daß Marie Christine einmal so großen Widerwillen gegen ihn hatte, daß sie den Coburger Heirathscandidaten mit großer Wärme aufnahm, und ihr wirklich viel daran lag, die Vermählung mit dem Prinzen

Leopold zu Stande zu bringen. Graf Bresson gerieth durch diese veränderte Gesinnung in nicht geringe Verlegenheit, aber seiner Gemahlin gelang es, durch ihr einschmeichelndes Benehmen Christines Zorn zu entwaffnen. Sowohl der Gesandte als seine Gattin spielten bei dieser ganzen Angelegenheit nur die Rolle treuer Diener, und Ludwig Philipp und Guizot sind natürlich mehr zu tadeln, als jene.

Fürst Carini, der neapolitanische Minister, war, so lange noch der Graf Trapani auf dem Tapet war, im Verein mit dem Grafen Bresson sehr thätig beschäftigt. Er ist der häßlichste Mensch von der Welt und hat mehr das Ansehen eines Schimpansen, als eines menschlichen Wesens. Er ist ungefähr zweiundvierzig Jahre alt, hat einen dunklen Teint, und ein großes plattes Gesicht, denn, wie eine französische vornehme Dame es von einem andern häßlichen Staatsmann sagte: „Er mißbraucht das Privilegium, welches die Männer haben, häßlich zu sein.“ Er gleicht in seinem Aeußern einem Billardmarqueur und ward einmal in einem Hotel für einen Garçon gehalten, und aufgefordert, ein Glas zu holen. Seine Manieren sind jedoch sehr höfisch und fein. Seine Gemahlin ist eine Französin, und wie Madame Bresson, gebildet, artig und liebenswürdig.

Der Herzog von Glücksberg, erster Sekretair der französischen Gesandtschaft, und zuweilen Chargé d'Affaires, ist ein Sohn des Herzogs von Decazes, und ein kleiner Mann von gemeinem Aeußeren, etwa dreiunddreißig Jahre alt. Er hat eine dunkle Gesichtsfarbe, trägt einen starken Bart, und ist in seinem Benehmen höflich und gewandt. Er reitet und fährt gut. Er war sehr in der Intrigue gegen Espartero, im Jahre **1843**, zu welcher Zeit er Chargé d'Affaires war. Am berühmtesten machte er sich durch sein Auftreten bei einem Liebhaberstiergefecht, wo er als Banderillero figurirte, und wo unter andern Ausländern auch Beauvallon, der Dujarrier, den Redakteur der Presse, in einem Duell zu Paris erschoß, die angemessene Rolle des matador spielte. Beauvallon ist ein ungeheuer langer, sonderbar aussehender Mensch, und hat ungeheuer viel Aehnlichkeit mit dem, was man gewöhnlich einen wandelnden Galgen nennt, und hieb sich bei jener Gelegenheit mit seinem Schwert selbst in den Kopf, was zu mehreren Spottgedichten über ihn und Glücksberg Anlaß gab.

Baron Renduffe, der bevollmächtigte portugiesische Minister, steht in bedeutendem diplomatischem Rufe; er besitzt Festigkeit und Energie, die er bei dem neuerlichen Versuche, einen Vorwand zu einem Einfall in Portugal

aufzufinden, vortheilhaft entfaltete. Er ist ein Mann von mittleren Jahren, und thut sich auf sein hübsches Aussehen etwas zu Gute, welches ihn in den Ruf eines flotten Lothario gebracht hat.

Er ward vor achtzehn Monaten mit vielem Glanz nach Spanien abgeschickt, es ist ihm aber nicht gelungen, die Königin mit einem Coburg zu verheirathen, was der Hauptzweck seiner Mission war.

Ich muß hier noch eine Skizze über die weiblichen Mitglieder der Camarilla beifügen.

Die Marquise von Santa Cruz ist ungefähr sechzig Jahre alt, und hat dem zu Folge ziemlich alle die Reize verloren, welche der Ursprung ihrer Anziehungskraft und ihres Einflusses waren. Nichts destoweniger ist ihr Aeußeres jetzt noch interessant, und in ihren jüngeren Jahren sicherlich schön gewesen. Ihre Manieren sind vollendet, so daß sie jetzt noch für eine sehr nette Frau gelten kann. Die Marquise versteht ausnehmend gut zu sprechen, aber ihr Ruf ist nicht so makellos, als ihre Ausdrucksweise, und die Aufrichtigkeit nöthigt mich, sie unter die verwelkten Frauen von zweideutigem Rufe zu zählen. Sie ist stets eine eifrige Parteigängerin der Königin Christine gewesen, und ist eine unverwüstliche Intriguantin und Directrice der weiblichen Camarilla, da sie den wichtigen Posten einer Camarera Mayor bekleidet, doch hat sich ihr Einfluß in der letzten Zeit bedeutend vermindert. Es befinden sich jedoch eine große Menge ihrer Freunde und Verwandten ebenfalls im Palast, und der Herzog von Osuña ist ihr Neffe.

Die Marquise von Valverde ist eine häßliche alte Frau, ungefähr von demselben Alter wie die Marquise von Santa Cruz, sieht aber viel älter aus. Ihr Einfluß ist, wie ihr Ruf, dahin, und ich vermuthe, daß sie jetzt mit der schwierigen Aufgabe beschäftigt ist, ihr Seelenheil zu sichern.

Soeben trifft aus Catalonien eine schreckliche Nachricht hier ein. Es sind nicht weniger als achtzig carlistische Insurgenten an der Grenze festgenommen, nach Lerida gebracht und erschossen worden! Es ist dies auf Befehl Narvaez' geschehen, um jedes andere insurrektionelle Gelüst zu dämpfen. So lautet die Logik von cuatro trios und pasarlos por las armas! Auf diese Weise wird die Heirath Montpensier bequem von Statten gehen, und die vier königlichen Brautleute in aller Ruhe zusammengebacken werden, wie

„Lerchen in einer Pastete."

Unter den in Lerida Erschossenen befinden sich auch mehrere Priester, denn der padre der Halbinsel vermag es nur selten über sich, sich seiner legitimistischen Gesinnung zu entschlagen, und „Carlos Quinto y a la Inquisicion“ ist für alle Geistliche ein verlockender Sammelruf. In La Seo d'Urgel hat man ebenfalls zwanzig Insurgenten hingerichtet. Diese waren sämmtlich Geistliche. Da diese aber mit Musketen nichts zu thun haben, so hat man sie am Galgen sterben lassen. Der Eine war sogar Canonicus, und ein Anderer einer von Carlos Bischöfen gewesen.

Die Partei der Progressisten zu Madrid hat an die Königin eine Petition gegen die Vermählung ihrer Schwester mit dem Herzog von Montpensier gerichtet, die (obschon vergeblich) so interessant ist, daß ich dem Versuch nicht widerstehen kann, den folgenden Auszug mitzutheilen:

„Spanien, einst stark und mächtig, Señora, bei dessen Namen die muthigsten Nationen sich beugten — in dessen Gebiete die Sonne nie unterging, welches Europa besaß, Amerika entdeckte und eroberte und Asien beugte, welches Besitz von Afrika nahm — dieses selbe Spanien hat heute kaum noch einen Funken des Lebens. Seit anderthalb Jahrhunderten ist der Strom der Invasion von der Höhe der Pyrenäen auf uns herabgerauscht, und hat überall unsere Nationalität vernichtet. Unsere Sitten und Gebräuche sind französisch, unsere Sprache würde von den Leons, Herreras, Cervantes und Solis nicht verstanden werden, unsere Väter würden unsere Tracht nicht mehr erkennen, unsere Regierung ist französisch, unsere Verwaltung ist französisch, unsere Gesetze sind nach einem französischen Musterbild entworfen und ein französisches Gesetz war es, welches Euere Majestät beinahe der Krone Spaniens beraubt hätte. Um dieses Gesetz aufzuheben, ward es nöthig, die Thatkraft und Vaterlandsliebe des spanischen Volkes aufzurütteln, und einen siebenjährigen blutigen Krieg zu führen.

„Señora, die französische Invasion wächst mit jedem Tage, und vergebens empören sich dagegen alle Instinkte der Nationalität. Einige wenige Männer, die Alles verachten, was ihrem Vaterlande angehört, und in der Politik, in der Gesetzgebung, in der Sprache und den Sitten nur das schätzen, was von den Ufern der Seine kommt, und die erhabene Stellung, die sie ganz ohne Verdacht einnehmen, benutzen, bemühen sich jetzt mehr als je, Spanien zu einem Trabanten von Frankreich zu machen. Andererseits, Señora, macht sich der direkte Ein-

fluß nicht blos französischer Ideen, sondern auch der Regierung, der Nation auf allen Seiten fühlbar, bis zu dem Grade, daß das einflußreichste Mitglied dieses Kabinets im Stande ist, sich im Angesicht des Parlaments zu rühmen, daß Spanien von einer französischen Partei beherrscht werde. Wenn wir solche Dinge lesen und sehen, Señora, dann steigt das Blut uns in die Wangen, und unsere Herzen werden von Bitterkeit erfüllt, wenn wir sehen, wie die Nachkommen der Sieger von Pavia so weit gesunken sind, daß sie ihre Schmach und ihre Schande still und in ohnmächtigem Schweigen hinnehmen müssen. Seit den letzten hundertundfunfzig Jahren, Señora, wandeln wir auf dieser Straße des Unterganges immer weiter. Wenn Ihr das Blatt der Geschicht aufschlagt, welches jener Zeit entspricht, so werdet Ihr nichts als Unglück finden, was von der andern Seite der Pyrenäen zu uns gekommen, Kriege, zu denen wir durch Frankreich genöthigt worden, Kriege, die wir gegen seine habsüchtigen Projekte führen mußten, unermeßliche und unersetzliche Verluste, welche die Beziehungen zu Frankreich und dessen Interessen uns verursacht haben. Es ist Zeit, daß eine kräftige Hand dieser Invasion aller Arten von Uebeln Einhalt thue, und an den Pyrenäen einen Damm des Españolismo errichte, gegen welchen der ungestüme, vernichtende Strom vergeblich antobt.

„Nationen, Señora, haben ihre Antipathieen eben so, wie Individuen, und in dem gegenwärtigen Falle ist die Antipathie des spanischen Volks nicht gegen die französische Nation, sondern gegen Alles, was uns Frankreich aufdringt, wohl gegründet. Könnte Eure Majestät unter die große Masse des Volkes treten und seine Stimme hören — die Stimme der Vornehmen, der mittleren Klassen und des gemeinen Volkes — Ihr würdet nur Einen Ruf hören, und dieser lautet: „Setzt kein Vertrauen auf Frankreich.“ Ihr kennt nicht die Antipathie gegen Alles, was französisch ist. Ihr kennt diese allgemeine und tief gewurzelte Antipathie nicht, weil es Euch nicht möglich ist. Um Euerer Majestät einen Begriff von ihrer Größe zu geben, wollen wir Euch blos mittheilen, daß in der gewöhnlichen Sprache des Volks, die Worte: „Verräther und Meineidiger,“ die Herzen noch nicht so sehr empören, als der Name eines „Afrancesado“.

„Ach! Señora, wenn Ihr wüßtet, wie viel diese Nation durch die Angriffe gelitten, die von Frankreich ausgegangen, wenn Ihr wüßtet, wie viel sie nur während des gegenwärtigen Jahres gelitten, so würdet Ihr Euch über diese

feindselige Gesinnung gegen unsere Nachbarn nicht wundern. Die schändlichste ihrer Verräthereien war die, welche die französische Regierung im Jahre 1808 beging. Sie verwickelte uns in einen Krieg, der mit dem zweiten Mai begann, und während dessen die ärmsten Familien sowohl, als die reichsten und vornehmsten, unermeßliche Verluste erlitten. Unsere Väter verschwendeten ihr Vermögen, ihr Blut und ihr Leben, um eine Dynastie auf den französischen Thron zu setzen, die wieder davon vertrieben wurde, und diese Dynastie vergalt uns mit der schwärzesten Undankbarkeit, neun Jahre später unsere Dienste dadurch, daß sie uns die Freiheit entriß, die wir uns errungen hatten. Die Gerechtigkeit Gottes ereilte die Undankbaren, und Franzosen waren es, die uns rächten. Eine neue Dynastie bestieg den Thron, und kaum sah sie sich an der Stelle — nach der sie so lange geseufzt, als die unglücklichen spanischen Liberalen von derselben Regierung verfolgt wurden, die ihnen den Tag zuvor noch schmeichelte. Die Mina's, die Valdez, die Isturiz — ja, Señora, die Isturiz selbst können Euch sagen, von welcher Art die Handlungsweise des Königs der Franzosen war."

Die Petition schließt mit dem Ausdruck der vertrauungsvollen Hoffnung, daß die Majestät nicht zum Trotz der Gesetze des Königreichs und der Constitution, der unmittelbaren Thronfolgerin gestatten werde, einen französischen Prinzen zu heirathen.

Der berühmteste Portraitmaler Spaniens, Don Cecilio Corro, hat soeben ein Miniaturbildniß der Infantin Luisa vollendet, welches das anmuthige und zarte Antlitz dieser jungen Prinzessin sehr schön wiedergiebt. Dieses Bildniß ist an den Herzog von Montpensier abgeschickt worden.

Während des gegenwärtigen Jahrmarkts zu Madrid, der die Straßen mit allen Arten zum Verkauf ausgestellter Waaren versperrt, sieht man auch einige französische Marktschreier von den Champs Elysées, die besser gethan hätten, wenn sie zu Hause geblieben wären.

Die Gespräche an der Puerta del Sol sind sehr seltsam und für den Uneingeweihten beinahe ganz unverständlich. Ich habe einige Stunden hier zugebracht, und begann diesen guirigay einigermaßen zu begreifen. Die Redensarten, deren man sich hier gewöhnlich bedient, sind ein politisches Kauderwälsch, in welchem jeder tonangebende Politiker und Staatsmann bei einem Spitznamen genannt wird, der eher bezeichnend als zierlich ist, während man

vorübergehende Ereigniſſe mit den ſonderbarſten Worten beſpricht. So wird der Miniſter Mon ſtets der „Besago“ oder Plattfiſch, Pidal der „Megaterio“ genannt — mißgeſtaltete Geſchöpfe, mit welchen ſie Aehnlichkeit haben ſollen. Narvaez heißt „el tigre“, Cortinas, „el Sevilanito“ und die Königin Chriſtine „la Muñoz“. Die Franzoſen ſind unter dem Namen „Los Gavachos“ bekannt und die Klique im Palaſt heißt „el intringulis“.

Dreißigstes Kapitel.

Die königliche Kapelle in Madrid. — Die königliche Familie bei ihrer Andacht. — Königin Isabelle. — Die Infantin Luisa. — Die Königin Christine. — Don Francisco de Paula. — Don Francscio de Asis. — Seine Schwestern. — Sein Bruder, Don Enrique. — Der Herzog von Montpensier. — Der Herzog von Aumale. — Die unglücklichen Candidaten, Prinz Leopold von Sachsen-Coburg und Graf Trapani. — Ob es wahrscheinlich ist, daß die Königin Isabella Kinder bekommt. — Ihr Kostüm bei militärischen Musterungen. — Die Fräulein Muñoz. — Ludwig Philipps Kuppelei. — Anekdoten über den Herzog von Montpensier.

Madrid, 27. September.

Da heute Sonntag ist, so hatte ich eine vortreffliche Gelegenheit, die königliche Familie von Spanien bei ihrer Andacht zu sehen. Die königliche Kapelle im Palaste steht dem Publikum offen und ich trat kurz nach der Mittagsstunde hinein. Ich brauchte nicht lange zu warten. Der Gottesdienst begann um Ein Uhr, und kurz vor dem Glockenschlag traten die Königin Christine und ihre beiden Töchter in die königlichen Betstühle vor dem Altar und knieten sofort nieder, um an dem Gottesdienst Theil zu nehmen. Sie waren alle drei schwarz gekleidet, wie gewöhnlich alle Spanier in der Kirche, und trugen nichts auf dem Kopfe, als die Mantilla. Königin Isabelle ist ein

wenig länger und stärker geworden und neigt sich so sehr zum embonpoint, daß ich mich nicht wundern würde, wenn sie nach mehreren Jahren ein würdiges Seitenstück zur Königin Marie von Portugal wäre. Von Kindheit an ist Isabellens Gang ein etwas watschelnder gewesen (ein allen spanischen Bourbonen gemeinsames Gebrechen), und jetzt, da sie einen so starken Hang zur Korpulenz besitzt, ist ihr Tanz nicht das angenehmste Schauspiel, und auf dem Hofball vorgestern, wo ihr Bräutigam, Don Francisco de Asis mit ihr tanzte, setzte sie die Zuschauer durch einige elephantenartige Kapriolen in Erstaunen. Ihr Gesicht ist nicht hübscher geworden und die unteren Theile desselben haben eine noch auffallendere Aehnlichkeit mit dem Bildniß Ferdinands VII. Ihre Augen sind hell und unangenehm, die Umrisse ihres Gesichtes sind vollkommen rund und die etwas sehr spitzige Nase giebt ihr einige Aehnlichkeit mit den Gesichtern, die man auf den bunten chinesischen Theetassen sieht. Die Mantilla stand ihr jedoch gut, besser glaube ich als der Pariser Hut und Sonnenschirm, womit sie sich in ihrem Wagen auf dem Prado zeigt. Es fehlt der Königin Isabelle durchaus nicht an Fähigkeiten, denn sie besitzt ein ungeheueres Gedächtniß und wenigstens eine Art List, wenn auch nicht Scharfsinn. Sie scherzt gern und ist nicht ohne Witz, den sie gegen ihren Bräutigam Don Francisco de Asis ziemlich unverhohlen spielen läßt. Man versicherte mir, daß sie bei all ihren Mängeln, edel und königlich gesinnt und viele gute Eigenschaften besitzt, so daß man hoffen kann, sie werde dieselben, wenn sie älter wird, zum Wohle und Gedeihen Spaniens entwickeln. Die Königin Isabelle ist am **10.** October **1830** zu Madrid geboren und wird daher in einigen Tagen sechzehn Jahr alt.

Die Infantin Donna Maria Luisa Fernanda hat in ihrer äußeren Erscheinung nicht gewonnen und ihre kindliche Anmuth ist verschwunden, wiewohl sie beinahe immer noch fast für eine Schönheit gelten kann. Ihre Züge sind wie die ihrer Mutter und länger und italienischer als die ihrer Schwester und ihr Teint 'reiner. Ihre Anmuth in Haltung und Bewegung ist außerordentlich, eine Eigenschaft, die sie blos von Christinen geerbt hat. Sie ist ganz gewiß eine reizende junge Dame und sieht in ihrem schwarzen Florkleide und der Mantilla ganz hübsch aus. Sie ist am **30.** Januar **1832** geboren und daher erst vierzehn Jahr und sieben Monat alt. Montpensier mag nun die spanische Krone erben oder nicht, so wird er doch auf jeden Fall ein

reizendes Weib gefunden haben und Frankreich eine französische Prinzessin mehr, welche selbst an der Seite der brasilianischen Schönheit des Prinzen von Joinville vortheilhaft erscheint. Man sagt und glaubt allgemein, daß in den Adern der Infantin kein bourbonisches Blut fließe, in dem ihre Geburt sich aus der bedeutsamen Zeit herschreibt, wo Marie Christine auf der Fahrt nach San Ildefonso, mit dem Wagen zusammenbrach und zuerst in die Arme Muñoz fiel, dessen schwarzer Bart sie so bezauberte, daß sie während ihres Aufenthaltes in diesem Gebirgsschloß täglich mit ihm ausritt und mit dem glücklichen Leibgardisten in ihrem Wagen nach Madrid zurückkehrte. Es wurde mir dies von einem Manne erzählt, der damals Offizier bei demselben Corps war, welchem Muñoz angehörte. Sollte dies Alles gegründet sein, so wäre es nicht mehr als schicklich, daß der Herzog von Montpensier dem Herzog von Rianzares das Großkreuz der Ehrenlegion überreicht hat.

Marie Christine, welche es selbst ihren Töchtern zuvor zu thun schien und mit voller Inbrunst bete, fängt jetzt allmählig an ihr schönes Aussehen zu verlieren, sowie auch ihre Gestalt bei weitem nicht mehr die anmuthigen Umrisse zeigt. Die Unablässigkeit der Intriguen hat ihr die Nachtruhe gestohlen und die Atmosphäre politischer Kabalen, außerhalb deren sie nicht existiren kann, die Rosen gebleicht, die einst ihre Wangen schmückten. Es thut mir leid, hinzuzufügen, daß sie sich dann und wann schminkt und dadurch allmählig das Aussehen einer alten Schauspielerin erhält. Nichts desto weniger zeigt sie immer noch die Spuren einer sehr schönen Frau und wird selbst bis zuletzt die ihr angeborene Anmuth nicht ganz verlieren. Sie wird in der nächsten Zeit den königlichen Pallast verlassen und mit ihrem zum Herzog erhobenen Leibgardisten für sich allein wohnen, denn, „entrepido es Amor y de todo sale vencedor.“

Die Camarilla, welche diese hohen Personen in der königlichen Kapelle einnehmen, ist sehr schön mit Silbergestickten Tapeten ausgeschmückt und vorn mit schönen Draperien behangen, hinter welchen die königlichen Anbeterinnen sich sehr vortheilhaft ausnehmen.

In einer anderen Camarilla, gerade gegenüber, befand sich der Infant Don Francisco de Paula — Vater des glücklichen Bräutigams — ein Mann von ordinärem Aussehen und ungefähr zweiundfunfzig Jahr alt. Die spanischen Bourbonen sind alle von kleiner Statur, Don Francisco hat das voll-

kommene bourbonische Gesicht, die lange herabhängende Nase und die etwas plumpen Kinnladen. Er trägt einen rothen Bart, der den untern Theil seines Gesichtes bedeckt und sieht munter und roth aus. Durch geistige Fähigkeiten ist er nicht ausgezeichnet, denn er besitzt einen unglücklichen Leichtsinn, der ihn oft verleitet, unwillkührlich jedes ihm anvertraute Geheimniß zu verrathen. Man kann sich in der Politik darum durchaus nicht auf ihn verlassen und die Parteien setzen daher wenig Vertrauen auf ihn. Don Francisco ist ganz gewiß nicht absichtlich treulos, sondern ein schwaches Gefäß, welches wieder heraussickern läßt, was man hinein gießt. Er trachtet sehr nach Popularität, es ist ihm aber nicht gelungen, deren zu erhaschen. Man sagt, er sei ein Sohn Godoy's, und die Cortes, welche im Jahre **1812** in Cadix versammelt waren, verhandelten schon die Frage, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Der bourbonische Charakter war wahrscheinlich seinen Zügen damals nicht so aufgedrückt wie jetzt, denn nach meiner Meinung, kann Niemand, der ihn gegenwärtig recht ins Auge faßt, daran zweifeln, daß er ein Sohn von Don Carlos ist. Die königliche Kapelle ist sehr schön und des prachtvollen Palastes würdig, zu dem sie gehört. Ihre Größe ist nicht bedeutend, doch reicht sie für den Zweck vollkommen aus. Sie ist ein wahrhaft königliches Bethaus, und die Damen und Dienerinnen des Palastes hörten in großer Anzahl mit ihren Herrscherinnen die Messe an, wo sie nach spanischer Sitte auf dem Boden saßen und die Köpfe mit der Mantilla bedeckt hatten, während der entferntere Theil der Kapelle mit einer gemischten Zuhörerschaft gefüllt war. Ein schnüffelnder alter Priester begann eine etwas langweilige Predigt zu halten, wovon ich Gelegenheit nahm mich zu entfernen, nachdem Don Francisco de Paula es eben so gemacht hatte.

Don Francisco de Asis von Bourbon, Herzog von Cadix, der glückliche Jüngling, den die Königin Isabelle zu ihrem Gemahl erwählt hat, ist ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren (er ist am **13**. Mai **1822** geboren); sein Gesicht ist keineswegs männlich oder auffallend, sondern in seinem allgemeinen Audruck sehr unangenehm. Er hat dieselbe Gesichtsfarbe wie sein Vater, dessen getreues Bild er übrigens ist. Er ist von mittler Größe und seine Gestalt besitzt mehr weibische Umrisse als männliche. In Folge seiner niedrigen Taille hat er sehr breite Hüften, und Spuren von Bart sind an ihm noch gar nicht wahrzunehmen. Seine Stimme ist ein hoher Diskant und

gleicht der eines Mädchens von zehn oder zwölf Jahren. Beiläufig gesagt, habe ich diese Mängel unter königlichen Personen sehr häufig bemerkt und König Ferdinand von Portugal spricht, obschon er ein schöner junger Mann ist, sehr unangenehm durch die Nase. Don Francisko hat sich lange bemüht sich dieses Mangels in der Aussprache zu entledigen und einige Monate lang zu diesem Zwecke bei einem Obersten der Cavallerie, Namens Cortini, einem Franzosen in spanischen Diensten, in der edlen Kunst zu kommandiren Unterricht genommen. Obschon er jeden Tag draußen im Freien kreischte, bis er öfters heiser ward, so scheint sich doch seine Stimme nicht gebessert zu haben und er quäkt nach wie vor. Obschon aber Don Francisco sonach von der Natur weder zu einem Alexander noch zu einem Napoleon bestimmt zu sein scheint, so wäre es doch ungereimt daraus zu schließen, daß er nicht ein fähiger Fortpflanzer seines Geschlechtes sein werde, und ich lege auf Alles, was man von seinem wahrscheinlichen Gebrechen in dieser Hinsicht gesagt hat, wenig Werth. Gewiß ist es, daß die Königin Isabelle sich oft auf seine Kosten lustig gemacht und ihn ihre prima (Muhme) genannt hat. Man sagt sogar, daß sie nach ihrer feierlichen und öffentlichen Verlobung, sich allerhand Sarkasmen über die Stimme und Figur ihres Bräutigams erlaubt habe. Aber an Höfen geht es einmal so her. Ich sah Don Francisco mit seinem Vater und zwei Schwestern in ihrer Equipage auf dem Prado. Seine Aehnlichkeit mit seinem Vater ist höchst bemerkenswerth. Die Schwestern sehen von der ganzen Familie am besten aus und sind wirklich schöne Mädchen. Eine der Töchter des Don Francisco de Paula heirathete einen Polen ohne Einwilligung ihrer Familie, was nicht wenig Aufsehen erregte. Sie wohnt jetzt mit ihrem Gatten in Brüssel. Ihre königliche Hoheit bat um Erlaubniß nach Madrid kommen und bei den königlichen Heirathen gegenwärtig sein zu dürfen, aber die Erlaubniß ward verweigert.

Don Francisco de Asis besitzt keine bemerkenswerthen geistigen Eigenschaften; so schwach, wie man ihn gewöhnlich geschildert, ist er nicht, aber seine Fähigkeiten sind unbestreitbar von sehr alltäglicher Art. Sein Herz jedoch ist gesund und er ist ein sanfter gutmüthiger junger Mann, der, wenn er sich auch nicht durch eigenthümlichen Scharfsinn auszeichnet, doch die angeborenen Fähigkeiten besitzt, in den gewöhnlichen Umständen des Lebens richtig zu urtheilen. Er ist nicht schlecht unterrichtet, denn er hat eine leid-

lich Erziehung genossen. Weder in Madrid noch sonst wo in Spanien hat man je viel Aufhebens von ihm gemacht, da er sich weder durch persönliche Erscheinung, noch durch Muth oder Entschlossenheit oder irgend eine andere Eigenschaft auszeichnet, welche solchen Personen Popularität verleiht. Er ist mehr geeignet im Gesellschaftszimmer zu glänzen, als im Senat, im Felde, im Kabinet. Sein Benehmen ist sanft und angenehm, sein Gesicht glatt und nicht abstoßend, und sein Verhalten im Verkehr mit dem schönen Geschlecht, vorsichtig und einnehmend.

Daß es Don Francisco gelingen werde, sich einen beträchtlichen Einfluß über das Gemüth der Königin zu verschaffen, ist beinahe außer Frage. Seine Position muß unvermeidbar zu einem solchen Ergebniß führen und sein liebenswürdiger Charakter wird nicht wenig dazu beitragen. Seine Gemüthsart ist als eine gute und menschenfreundliche bekannt und er hat in den verschiedenen Phasen einer etwas bewegten Lebensbahn noch niemals Hartherzigkeit oder Gleichgültigkeit gegen die Forderungen der Humanität an den Tag gelegt. Man legt ihm Verstellung zur Last, das charakteristische Laster seiner Familie, aber unter den Beleidigungen und Schmähungen, womit man seine unmittelbaren Verwandten überhäuft hat — größtentheils die Folge der langen Feindseligkeit zwischen seiner Mutter Donna Charlotte und der Königin Christine — wäre es vielleicht schwierig für ihn, von diesem höfischen Laster ganz unberührt zu bleiben, und hätte er die Offenheit seines jüngeren Bruders verrathen, so würde er eben wie dieser, ohne Zweifel beseitigt worden sein. Er könnte sich jetzt für widerfahrene persönliche Beleidigungen rächen, aber es steht zu hoffen, daß er sich dem Enfluß eines edelmüthigen Geistes hingeben und dem Gemüth seiner jungen Königin bessere Gedanken und Liebe zur constitutionellen Freiheit einflößen werde.

Die Veränderung, welche in der letzten Zeit in der Stellung der Familie des Don Francisco de Paula stattgefunden hat, ist eine fast zauberhafte zu nennen. Bis noch vor Kurzem wurden sie fortwährerd umhergestoßen, aus einem königlichen Palast nach dem andern getrieben, bis sie endlich einen unbequemen Zufluchtsort in dem verräucherten Palast von San Juan fanden. Seitdem aber Don Francisco selbst der begünstigte Bewerber um die Hand der Königin Isabelle geworden, wird die Familie am Hofe mit einer Auszeichnung empfangen, die Allen fast den Kopf verdreht. Die Granden und dienst-

thuenden Herren des Hofes haben in dem alten Don Francisco und seinen Söhnen und Töchtern jede menschliche Tugend und Liebenswürdigkeit entdeckt, und wenn die gallsüchtige Donna Charlotta wieder aufstände, so zweifle ich nicht, daß man versichern würde, ihr Herz liefe von der Milch der Menschenliebe über.

Don Enrique von Bourbon, Herzog von Sevilla, sieht etwas männlicher aus als sein Bruder, obschon sein Gesicht nicht so angenehm ist; es fehlt ihm an der Glätte des älteren Infanten, aber dieser Mangel wird durch Entschiedenheit und Thatkraft gut ersetzt; in anderer Hinsicht hat Don Enrique eine starke Familienähnlichkeit mit dem Don Francisco, Vater und Sohn. Er ist jetzt ungefähr zwei und zwanzig Jahre alt und entschieden ein muthiger, flotter junger Mann. Die Geschichte seiner Verfolgung, Verbannung und Irrfahrten während der letzten zwei Jahre ist der Welt ausreichend bekannt. Vielleicht liefert er den bemerkenswerthesten Beleg zu der schrecklichen Wahrheit des Ausspruches, „Litera scripta manet," da er seinen Platz auf dem Thron von Spanien unbestreitbar in Folge des liberalen Manifestes verlor, welches er vor zwei Jahren veröffentlichte. Er ist aber kein verzagender oder verzweifelnder Geist, er besitzt Festigkeit genug, um Trost aus dem Bewußtsein zu schöpfen, daß er seinen Grundsätzen treu geblieben und Charakterstärke, um sich über die Opfer zu freuen, die er der Freiheit gebracht. Vielleicht sieht er einen bevorstehenden Kampf, einen gewaltthätigen Streit um das französische oder spanische Uebergewicht voraus und wartet, weil er fühlt, daß die Nation ihn zu dieser Zeit der Noth rufen werde, ruhig seine Zeit ab.

Antoine Marie Philippe Louis von Orleans, Herzog von Montpensier, ward in Neuilly am **31**. Juli **1824** geboren und ist daher nicht viel über zwei und zwanzig Jahr alt. Der Herzog ist, was man einen hübschen jungen Mann nennt, jedoch ohne allen vornehmen Anstrich. Es ist in der That das Unglück der Familie Orleans, daß ihre äußere Erscheinung eine unleugbar gemeine ist — der Typus der Bürgerprinzen. Unsere jugendlichen Ideen und die frühere Erziehung äußern eine unvermeidliche Rückwirkung auf unser späteres Leben, und wie rein auch das „blaue Blut" in unseren Adern sein möge, so wird doch, wenn wir von einem Vater erzeugt werden, der, um sich zu ernähren, Schule hält (wie ehrenwerth dies auch übrigens für ihn sein mag) der aristokratische Hauch abgestreift, die höfische Anmuth verschwindet und das

niedrige Gewerbe wird mit niedriger Abstammung gleich bedeutend. Ludwig Philipps Söhne haben blasse, nichtssagende Gesichter. Die Physiognomie des Herzogs von Montpensier hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem lieblichen Gebäcke des englischen Frühstückstisches — einer Semmel. Der Herzog von Aumale ist bei all dem ungeheueren Vermögen, für welches der unglückliche Condé sich zu seinen Gunsten erhing — zwei und eine halbe Million Pfund Sterling — ein ganz wunderbar einfältiger Mensch, von dem man sich die abgeschmacktesten Streiche erzählt.

Ueber die zwei noch übrigen und unglücklichen Bewerber um die Hand der spanischen Königin, ist vielleicht eine kleine Skizze nicht uninteressant. —

Prinz Leopold von Sachsen-Coburg kam vor zwölf Monaten nach Lissabon, wo ich wiederholt Gelegenheit hatte ihn zu sehen. Er ist ein junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, sehr lang und von straffem, wohlproportionirtem Wuchse. Er schien robust und gesund, und sein rundes Gesicht erinnert an einen muntern englischen Pächter und seine Wangen blühen wie zwei Päonien. Er trug keinen Schnurrbart und seine helle Gesichtsfarbe und das blonde Haar gaben ihm fast ein holländisches Ansehen; auch sein Bauch ist ein fast holländischer zu nennen und nur die allerstärksten Pferde in König Ferdinands Stall konnten ihn tragen. Etwas Geistreiches liegt in seinem Aeußeren nicht, aber es läßt sich nicht bezweifeln, daß er in physischer Beziehung einen guten, vielleicht einen zu guten Ehemann für die Königin Isabella abgegeben hätte. Sein Bruder, der König von Portugal, ist ein Mann von weit eleganterem Aeußeren, wird aber, was Körperstärke betrifft, durch Prinz Leopold weit in den Schatten gestellt.

Der Graf Trapani, der letzte Candidat, ist das leibhafte Gegentheil von allen diesen. Er ist ein neapolitanischer Jesuit von mönchischem Aussehen, eigentlich weniger für den Hof als für das Kloster, und ist mit Einem Worte eine sehr abstoßende Personnage — unwissend, bigott und unduldsam. Er ist der Onkel der Königin Isabelle, nämlich Bruder ihrer Mutter Christine und der Neffe der Königin Amelie von Frankreich, weshalb seine Bewerbungen Anfangs von Ludwig Philipp unterstützt wurden. Aber die ganze spanische Nation erklärte sich gegen Trapani und die Königin Isabelle scheint ihn sehr bald und glücklich los geworden zu sein.

Ich lege wenig Gewicht auf eine ziemlich allgemein bekannt gewordene

Meinung in Betreff der vermeinten Unwahrscheinlichkeit, daß die Königin Isabelle Kinder bekommen werde — eine Unwahrscheinlichkeit, die ihren Grund in physischer Mißbildung haben und mit einer gewissen Eigenthümlichkeit der Constitution Ihrer Majestät zusammenhängen soll. Diese Angabe ist in verschiedenen Formen mitgetheilt; ein Mal hieß es, ihre Ehe werde sicherlich ohne Kinder bleiben, ein ander Mal, daß die Folge einer Schwangerschaft für die Königin tödtlich sein würde. Ich glaube nicht, daß diese Angaben irgend welche Begründung haben, obschon an der Puerta del Sol so wie in ganz Madrid davon gesprochen wird. Es giebt fast keine Souverainin in Europa, über welche nicht vor ihrer Vermählung ähnliche Gerüchte zirkulirt hätten. Ich meinerseits glaube jedoch fast, daß die Königin niemals gesunde Kinder haben werde.

Wenn die Königin Isabelle bei einer militairischen Musterung erscheint, so trägt sie ein für diesen Fall besonders ersonnenes Kostüm, fast nach Art dessen ihrer Mutter als dieselbe Regentin war, die mit gutem Effekt die Uniform der Nationalgarde trug, natürlich blos auf dem Oberkörper, was sich jedenfalls feiner und anständiger machte, als das der Gemahlin Carls IV., deren Portrait man auf dem Museum zu Madrid sieht, und die gleichfalls in Uniform, aber in vollständige, bis auf die Beinkleider herab, gekleidet ist. Die Königin Isabelle kostümirt sich blos als Amazone, und trägt eine schöne Uniform von blauem Merino mit einem breitkrämpigen Hut und einer sehr schönen Feder darauf — ein Kostüm, welches, wie die Hofjournale unabänderlich sagen, der edlen und anmuthigen Souverainin sehr wohl ansteht. Isabelle ist bei dieser Gelegenheit von einem glänzenden Stabe von Generalen und Adjutanten begleitet und lenkt ihren schönen perlfarbenen Zelter mit ziemlicher Gewandtheit, während sie zugleich dem Madrider Pöbel freundlich und leutselig zulächelt.

Der junge Don Francisco schenkte der Königin vor einigen Tagen einen prachtvollen Perlenschmuck, der auf **50,000** Pfund Sterling geschätzt ward, und früher seiner Mutter gehörte. Seine Brüder und Schwestern verzichteten freigebig auf ihren gleichen Antheil an diesem Familienstück, um ihren glücklichern Bruder in den Stand zu setzen, es der Königin zum Präsent zu machen. Einige Tage nachdem dieser wichtige coup gemacht worden, und man beschlossen hatte, daß der Bräutigam auf dem Thron des heiligen Ferdinand

(ohne Zweifel mit dem Titel eines Königs) sitzen solle, ward der arme junge Francisco so unpäßlich, daß er das Zimmer hüten mußte, so überwältigt war er von dem Uebermaß seines Glückes. Man könnte das für sonderbar halten, wenn man erwägt, in wie großer Nähe des Thrones er geboren ist, aber wer da weiß, welche Verfolgungen seine Familie erduldet hat, und mit welcher Schmach und Verachtung sie wiederholt überhäuft worden ist, wird sich nicht wundern, daß er es schwierig fand, sich in sein glückliches Loos zu finden. Wie stolz würde die hochmüthige Donna Charlotte jetzt sein, wenn sie noch lebte! Vor drei Jahren stellte sie selbst ihren Sohn als Bewerber um die Hand der Königin auf und ließ ihn so oft als möglich mit seiner Cousine tanzen, aber alle diese Annäherungen wurden rauh und sogar grollend zurückgewiesen.

Es wird angemessen sein, wenn wir hier auch noch eine Skizze über die Fräulein Muñoz folgen lassen. Marie Christine, welche sich klüglich entschloß so wenig Zeit als möglich zu verlieren, begann sehr bald nach dem Tode Ferdinand VII. zur Vermehrung der Madrider Bevölkerung beizutragen. Dieses Ereigniß fand im Jahre **1833** statt, und im folgenden Jahre gebar die Königin Mutter, die älteste Fräulein Muñoz, jetzt eine junge Dame von zwölf Jahren, die den Titel einer Gräfin führt. Drei Jahre später genas sie von einer zweiten Tochter. Diese junge Señorita ist zur Marquise ernannt worden. Auf Bällen figuriren diese kleinen Fräulein auf Stühlen, die eben so hoch sind als die der Königin und Infantin und höher als die, auf welchen die Töchter des Don Francisco de Paula, Infantinnen von Spanien, sitzen. Unbeschreiblich war die Bestürzung, die durch diese Erhebung der Enkelinnen der Tia Eusebia (wie man Muñoz's Mutter gewöhnlich nennt) unter dem Personal des Palastes hervorgerufen ward.

In der Kunst des Heirathsstiftens behauptet Ludwig Philipp jetzt wohl den Vorrang vor allen Kupplern Europa's. Die Infantin Luisa ist, abgesehen von ihrem reizenden Aeußeren und ihrer Anwartschaft auf den spanischen Thron, eine der reichsten Erbinnen in Europa. Ihr Gesammtvermögen beläuft sich auf ungefähr dreißig Millionen Francs. Es hieß, Ludwig Philipp hätte für seinen Sohn darauf verzichtet, aber dies war ein höchst lächerlicher Irrthum; er hat sich dieses Vermögen nicht blos gesichert, sondern auch mit Hilfe der möglichst besten Mittel. Nach dem Testament Ferdinands **VII.** ist die Infantin schon im Besitz eines Vermögens von sechzehn Millionen Francs,

die so gut angelegt sind, daß sich nicht bezweifeln läßt, der französische Hof werde jeden Heller dieser Aussteuer erpressen, ungeachtet der Schwierigkeiten, welche die spanischen Staatspapierinhaber zu bekämpfen haben, wenn sie Bezahlung des Kapitals oder der Interessen zu erhalten wünschen. Ich muß bemerken, daß der Herzog von Montpensier der einzige von Ludwig Philipps Söhnen ist, der kein Vermögen besitzt.

Der Herzog von Nemours kann als Ausnahme angeführt werden, aber da dieser früher oder später zur Regentschaft gelangen muß, so erhält er dann von dem Lande eine erkleckliche Dotation. Der Herzog von Aumale hat das Gesammtvermögen der Condés zu seiner Verfügung, und der Prinz von Joinville erhielt, als er die schöne brasilianische Prinzessin heirathete, gleichzeitig ein ungeheueres Vermögen. Ludwig Philipp hat daher, da die Kammern jetzt keine Dotationen mehr bewilligen, seine Sache sehr gut gemacht. Der Herzog von Montpensier ist nicht blos das ärmste, sondern auch das verschwenderischeste Mitglied der Familie Orleans. Vor drei Jahren ward er von seinem Vater auf die Popularitätsjagd nach dem südlichen Frankreich geschickt und verschleuderte bei dieser Gelegenheit große Summen Goldes unter den Einwohnern von Pau und Toulouse. Alte Schlösser sollten wieder in baulichen Zustand gesetzt und verfallene Kreuze und Statuen, mit mehr als ihrer alten Pracht errichtet werden, während Hospitäler und andere milde Anstalten mit freigebigen Geschenken bedacht wurden. Montpensier vertheilte die ihm zur Verfügung gestellten Schätze mit der überfließenden Menschenfreundlichkeit, die für uns aus dem Bewußtsein entsteht, daß man das Geld nicht aus seiner eigenen Tasche giebt. Endlich aber kam der Tag der Rechenschaft und Ludwig Philipp sah sich genöthigt jenen Befehl zu widerrufen und dem furchtbaren Fortschreiten seines verschwenderischen Sohnes Einhalt zu thun, den die Zeitungen in Hunderten von dankbaren Artikeln priesen. Dies geschah aber erst, nachdem die Tasche seiner Majestät um eine gute Million leichter geworden, und Ludwig machte ungeachtet seines pied de nez bei dieser Gelegenheit keinen schlechten calembourg, indem er sagte: „Ich muß seinen Titel Montpensier ändern und ihn künftig hin „mon dépensier“ nennen!“

Als die Nachricht von seiner bevorstehenden Vermählung mit der reizenden Infantin dem Herzog von Montpensier zukam, befand er sich gerade in Straßburg bei Tische mit dem jungen Herzog von Baden, und man erzählt

sich eine hübsche Geschichte von dem Enthusiasmus, welchen er bei der Garnison erregte, indem er seinen Degen abschnallte und gegen den des jungen badischen Prinzen vertauschte. Natürlich waren die Köpfe Beider voll Champagner; die französischen und badischen Offiziere ahmten alle diesem Beispiele nach und führten zu Ehren der Brautfahrt des Herzogs eine Art fandango d'amitié auf.

Einunddreißigstes Kapitel.

Differenzen zwischen den ärztlichen Rathgebern der Königin Isabelle. — Wirkungen der exklusiven Erziehung in königlichen und anderen vornehmen Familien. — Der Herzog von Medina Celi, der Herzog von Abrantes, der Herzog von Osuña, der Herzog von Montemar, Granden von Spanien und Portugal. — Uneinigkeit zwischen Don Francisco de Asis und Don Enriue. — Muñoz, Herzog von Rianzares. — Narvaez, Herzog von Valencia. — Auftritt zwischen ihm und Salamanca. — Carrasco's Wette. — Das Stiergefecht. — Politische Kleinigkeiten. — Erklärungen der progressistischen Presse.

Madrid, 27. September.

Die persönliche Erscheinung der königlichen Familie und der ersten Mitglieder der spanischen Grandezza giebt Anlaß zu einigen sonderbaren Vermuthungen. Ihr verkümmerter Wuchs und ihre verhältnißmäßig nichtssagenden Physiognomieen geben einen guten Beleg zu den Wirkungen übertriebener Exklusivität und der Zwischenheirathen unter nahen Verwandten. Diese berühmten historischen Personen sind im Durchschnitt sämmtlich weniger als fünf Fuß groß, und ihre persönliche Schönheit steht sicherlich jeder anderen Klasse des Königreichs nach. Königin Isabelle wäre, wir sagen das ohne alle Unehrerbietigkeit, glücklicher an den ersten besten Bauerburschen verheirathet worden, als an das sangre azul des Durchlauchtigsten Don Francisco, denn „similia similibus“ ist unter solchen Umständen die allerschlechteste Philosophie. Es hat sich kürzlich zwischen den ärztlichen Rathgebern ihrer Majestät ein schrecklicher Zank erhoben, so daß ihr gewöhnlicher Arzt Dr. Gutierez seinen Posten niedergelegt hat. Die Geschichte ist folgende: — Um dem Hange zur Schwindsucht in der

Constitution Ihrer Majestät, der schon auf unverkennbare Weise zum Vorschein gekommen, entgegen zu wirken, hatte Gutierez Fontanelle an den Armen angebracht, um einen Gegenreiz zu erregen. Dr. Orfila jedoch, ein geborener Spanier, der aber schon seit langer Zeit in Frankreich wohnt, wo er einen hohen Ruf erlangt hat, ließ, als er kürzlich hier ankam, und sich mit der königlichen Patientin in unmittelbare Verbindung gesetzt hatte, diese Fontanelle schließen, und wendete auch übrigens eine ganz andere Behandlungsweise an, als Gutierez verfolgt hatte. Der Letztere rief natürlich, „à la traicion!“ Der Streit zwischen den beiden Aerzten ist an und für sich ein sehr spaßhafter, aber das Ergebniß kann für die Königin verderblich ausfallen, indem die Fortschritte der schlummernden Krankheit durch die Entfernung des Gegenreizes, der in allen solchen Fällen von der besten Wirkung ist, beschleunigt werden. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß bei ihrer bevorstehenden Vermählung der Wechsel des Systems ein räthlicher war, und daß das Gerücht von einer sträflichen Absicht Ludwig Philipps keine ernste Beachtung verdient. Wie die Sache jedoch auch stehen mag, so ist Eins gewiß, nämlich, daß die Verbindung der Königin mit ihrem eigenen siechen Vetter die allerschlimmste Medizin ist, die man ihr hätte verordnen können, da die Früchte einer solchen Ehe unmöglich gesund und kräftig sein können.

Die Vertreter der ältesten Familien Spaniens, in deren Adern gegenwärtig das von mütterlicher sowohl als von väterlicher Seite überlieferte blaue Blut fließt, die Häupter der großen historischen Familien, und die Elite des Adels, liefern eben so wie die königliche Familie einen Beleg von diesem Widerstreben gegen die Absichten der Vorsehung. Der Herzog von Medina Celi mißt ungefähr vier Fuß acht Zoll, und seine Physiognomie ist eben so nichtssagend, als seine Statur zwerghaft; der Besitzer des größten Hauses in Madrid, und rechtmäßiger Erbe der Krone, ist fast der kleinste aller Spanier. Die eisernen Krieger des Hauses La Cerda sind in seiner Person auf die Dimensionen einer sehr kleinen Putzmacherin reduzirt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Dimensionen erweitert werden, denn Seine Gnaden sind nun fünfundzwanzig Jahre alt. Der Herzog von Abrantes ist ungefähr eben so alt, und von derselben Diminutivgestalt, wenn man von ihm nicht wüßte, daß er ein Grand ist, so würde man ihn für einen kleinen winzigen Fischer oder — denn er ist außerordentlich bleich und hager — für einen an eine Atmosphäre von Assa fötida und Pillenkost gewöhnten Apothekerlehrling halten. Der Herzog

von Osuña ist ein wenig älter und steht jetzt im dreißigsten Jahre. Er ist ebenfalls klein, nähert sich aber doch eher der Mittelgröße, sein Gesicht ist schlichten Ausdruckes, sein Teint bleich und farblos, und sein ganzes Aussehen gleicht nicht im Mindesten dem eines Eingeborenen des Südens Europa's. Er diente unter Espartero's Stabe bei der Einnahme von Fuenterrabia und Irun, durch die britische Hilfslegion, und erbte vor etwa zwei Jahren die zahlreichen Titel und Güter seines älteren Bruders. Unter diesen befanden sich auch nicht weniger als neun Grandenhüte, oder das Vorrecht, seinen Hut neun Mal oder neun verschiedene Hüte in der Gegenwart seines Monarchen zu tragen. Die Liebe seines verstorbenen Bruders zur Jagd theilt er nicht, und seine Ställe, Pferde und Equipagen sind unbedeutend, während die des verstorbenen Herzogs in ganz Europa berühmt waren. Ebenso gleicht er auch nicht seinem Ahnherrn Pedro Giron, den Franz I. le bel Espagnol nannte, und noch weniger dem Gründer der Familie, welcher der Riese Geryon gewesen sein soll.

Der Herzog von Montemar (Graf von Alamira), der meine Liste der Repräsentanten der höchsten Grandezza von Spanien beschließen mag, ist älter als die vorher erwähnten, und zählt fünfundvierzig Jahre. Er ist aber eben so klein von Statur, und sieht sehr gemein aus. Es ist sonderbar, daß meine Erfahrung in Bezug auf die portugiesische Grandezza mit dem, was ich von der spanischen bemerkt habe, vollkommen übereinstimmt. Der Marquis von Pombal, der Repräsentant und direkte Nachkomme des großen Staatsmannes dieses Namens, ist so klein, daß man ihn fast kaum sieht. Die Herzöge von Palmella und Terceira sind beide kleine Männchen, und der eifrigste Minister Don Miguels war ein kleiner krummer Mann von vier Fuß sechs Zoll, mit einem kleinen krummen Verstand und ebenso krummer Politik.

Die Familie des Don Francisco de Paula ist, wie das Haupt derselben, etwas mit dem Laster des Wankelmuthes geplagt, und dieser Ausgang der königlichen Vermählung kann eine dauernde Feindschaft zwischen den beiden Söhnen erzeugen, wenn nicht der Jüngere sich zuletzt versteht, die Ansichten seines Bruders den französischen Parteien gegenüber zu unterstützen. Don Francisco hatte Don Enrique das feierliche Versprechen gegeben, in Bezug auf die königliche Vermählung, wenn der Augenblick des Handelns käme, in vollkommener Uebereinstimmung mit ihm zu handeln, und der ältere Bruder war verbunden, alle Eröffnungen, die ihm gemacht wurden, zurückzuweisen, wenn nicht zugleich dem jüngeren die Hand der Schwester der Königin angetragen ward.

In genauer Uebereinstimmung mit seinem Charakter, widerstand Don Francisco einige Zeit, aber sein Widerstand ward allmählig immer schwächer, denn die glänzenden Aussichten auf eine Krone waren eine zu große Verlockung, und obschon er sich weigerte, den Einladungen, die er wiederholt von Christinen erhielt, nach Madrid zurückzukommen, zu folgen, so ward doch der Ton seiner Weigerung allmählig schwächer. Dieses listige Weib gewahrte den wachsenden Vortheil, und beschloß, um uns einer gemeinen Redensart zu bedienen, den Ochsen bei den Hörnern zu fassen. Demgemäß begab sie sich in eigener Person in den Palast von San Juan, in welchem Don Francisco de Paula und seine Familie wohnte, und es gelang ihr durch ihre verschiedenen Ueberredungskünste, Donna Josefa Fernanda Luisa, die liebliche Schwester Don Franciscos, zu bewegen, an ihren Bruder zu schreiben und ihn zu bitten, daß er sich nach Madrid begeben möge. Dieser Brief soll in dem dringendsten und liebreichsten Tone, und mit der Wärme geschrieben worden sein, die sich zwischen Geschwistern, die einander innig zugethan sind, voraussetzen läßt. Man sagt ebenso, daß glänzende Versprechungen gegeben, und auch materielle Beweise von Christinens Freundschaft ausgetauscht wurden. Wie dem auch sein mag — und ich möchte der Stimme der Verläumdung, die an der Puerta del Sol sehr laut ist, nicht gern Gehör geben — kurz, Don Francisco brach das feierliche Versprechen, welches er seinem jüngeren Bruder gegeben, ging nach Madrid und willigte ein, die Königin zu heirathen. Vielleicht wäre es auch zu viel von der menschlichen Natur im Durchschnitt erwartet, daß sie allein gegen eine so glänzende Partie Stand halten würde, selbst wenn es möglich wäre, eine nicht viel weniger glänzende dem Bruder zu sichern. Auf alle Fälle ist, obschon die menschliche Natur dieser Selbstverläugnung gewachsen sein mag, dies doch mit der spanisch-bourbonischen Natur nicht der Fall. Don Francisco willigte ein, ohne in Bezug auf den Anspruch Don Enriques auf die Hand der Infantin nur eine Bedingung zu stellen oder ein Wort zu sagen — er willigte ein, und Don Enrique sendete, als er in seiner Verbannung diese kränkende Thatsache erfuhr, Briefe nach Madrid, in welchen er seinem Vater und Bruder, wegen des an ihm verübten Betruges, die bittersten Vorwürfe machte. Gleichzeitig schrieb Don Enrique an die Königin Christine, und erinnerte sie an ihre Streitigkeiten mit Donna Charlotte, sowie an andere Vorgänge ihres Lebens in so kräftigen Ausdrücken, daß sie selbst ihr zu Herzen gingen. Don

Enriques Schwestern wurden dadurch in die tiefste Betrübniß versetzt, und selbst dem Bräutigam entfielen heiße Thränen.

Don Enrique hatte um so mehr Recht, entrüstet zu sein, als es bekannte Thatsache ist, daß, als er in Paris war, Ludwig Philipp sich erbot, seine Ansprüche auf die Hand der Königin zu unterstützen, wenn er dagegen der Bewerbung Montpensiers um die Hand der Infantin Vorschub leisten wolle. Don Enrique aber lehnte als ächter Spanier einen Vorschlag ab, von dem er wußte, daß er der spanischen Freiheit verderblich sein würde, und weigerte sich auch als ächter Bruder, weil dies der ehrenwerthen Verabredung entgegen gewesen sein würde, die er mit Don Francisco getroffen. Don Enrique's Verfahren während dieser ganzen Intrigue, ist vom ersten bis zum letzten Augenblick untadelhaft gewesen, und während es ihm Anspruch auf die Theilnahme und Unterstützung jedes wahren Freundes der Freiheit giebt, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß er sich dadurch auch die Bewunderung der spanischen Liberalen erworben hat, und daß er noch einmal an die Spitze einer mächtigen Partei treten wird.

Hernando Muñoz, Herzog von Rianzares, ist, wie man gestehen muß, ein Mann von schönem Aeußeren, der auch sehr gut den Granden zu spielen versteht. Er ist, was die Spanier einen buen mozo nennen, gerade, hübsch und straff mit einem regelmäßigen Gesicht, munterer Gesichtsfarbe und allerliebsten Augen — ojos encantadores. Er ist in der That das Muster eines Leibgardisten. Ich sah ihn in seiner prachtvollen Equipage mit Christinen über den Prado hinrollen. Mit der Königin Isabelle tanzt er wie ein geborener Prinz. Er trägt eine gelockte schwarze Perrücke, welche hoffentlich das einzige Falsche an ihm ist. Ich kenne einen Militair, der Muñoz vor zwanzig Jahren sehr gut kannte, als der Letztere Laufjunge bei einem Tabakshändler war und zuweilen barfuß umherlief, um die Kunden zu bedienen. Durch Fürsprache und ein wenig Geld, verschaffte ihm sein Vater Zutritt zu dem Corps der königlichen Leibwache, und Muñoz verstand es, als er einmal festen Fuß gefaßt hatte, dem Glück die Hand zu bieten. Er ist ein Eingeborener von Tarancon, und führt den Herzogstitel von dem kleinen Flusse Rianzares in der Nähe dieser Stadt. Muñoz hat vor kurzer Zeit daselbst einen Palast gebaut, um seinen Geburtsort zu adeln, wie der Herzog von Lerma und der Friedensfürst, welcher Letztere diese große Gunst der Stadt Badajoz erwies. Am 25. des gegenwärtigen Monates reis'ten Muñoz und Christine mit einander nach

Tarancon, um dem Feste der heiligen Jungfrau von Rianzares beizuwohnen, welches am folgenden Tage gefeiert werden sollte. Muñoz beschenkte die Kirche bei dieser Gelegenheit auf wahrhaft fürstliche Weise. Seine Familie verursacht ihm einige Beschwerde. Eine von seinen Schwestern hat er gut verheirathet, aber dies war gerade nicht schwierig, denn sie ist ein sehr schönes Weib.

Die Stellung des Generals Narvaez in Madrid ist jetzt eine eigenthümliche, und man ist sehr neugierig, welche Partei er zuletzt ergreifen wird. Der Streit zwischen ihm und Christinen ist kaum beigelegt, und sollte eine Spaltung der Interessen zwischen der Königin Mutter und dem Gemahl der Königin eintreten, so ist es höchst wahrscheinlich, daß Narvaez die Partei des Letztern ergreifen wird. Der neuernannte Herzog von Valencia wird sich nicht so leicht zum bereitwilligen Werkzeug Frankreichs machen lassen, als man vielleicht glaubt. Bei allen seinen despotischen Neigungen, seiner Grausamkeit und anderen großen Fehlern, besitzt er doch auch einen Schatz von Españolismo, der ihm nicht gestatten wird, sein Land an den Triumphwagen eines Orleans angekettet zu sehen.

Der einzige Mann, der Narvaez Trotz bot, als er Spanien beherrschte, war Salamanca. Dieser berühmte Kapitalist besitzt, ungeachtet seines gelehrten Universitätsnamens, doch keinen Funken Gelehrsamkeit, wohl aber viel Mutterwitz, vermittelst dessen er es in der Welt weit gebracht hat, so daß er in einem prachtvollen Palast wohnt. Narvaez that Salamanca die hohe Ehre an, ihn zu seinem Bankier zu machen, und die Folge davon war, daß Salamanca, in Folge von Narvaez' unglücklichen Börsenspekulationen, mit ungefähr **60,000** Pfund Sterling in Verlegenheit gerieth. Es entstand einige Kälte zwischen ihnen, welche Narvaez durch seine gewohnte Rücksichtslosigkeit noch bedeutend vermehrte, indem er Salamanca von der Einladung zu seinem letzten großen Balle ausschloß. Der Kapitalist ging darauf ganz kaltblütig in sein Casino, und sagte daselbst öffentlich, daß es für Narvaez besser wäre, wenn er ihm das schuldige Geld bezahlte, anstatt auf seine Kosten Bälle zu geben. Ein Adjutant Narvaez's forderte ihn auf diese Beleidigung, aber Salamanca antwortete ihm, daß er mit ihm nichts zu thun habe, wohl aber mit seinem Herrn. Hierauf ließ Narvaez ihn rufen, und Salamanca trat furchtlos bei ihm ein. Pistolen lagen bereit auf dem Tische — ein gewohnter Gebrauch von Narvaez — und der Letztere sagte dem Kapitalisten, daß er sich auf der Stelle mit ihm schießen müsse. „Sehr gern," sagte Salamanca, „wenn Ihr mir erst mein

Geld bezahlt.“ Narvaez macht eine Bewegung, um eine der Pistolen zu ergreifen, als Salamanca ihn mit den Worten anredete:

„Don Ramon Narvaez, mein Leben steht in Euerer Macht. Ihr könnt es mir in diesem Zimmer nehmen, ohne daß es Jemand sieht, aber ewige Schande werdet Ihr auf Eueren Namen häufen, wenn Ihr zu diesem Mittel greift, um Euch einer Verbindlichkeit zu entledigen, von welcher ganz Madrid unterrichtet ist. Ich meine, daß Ihr mir die Summe von sechs Millionen Realen schuldet, über welche ich hier eine Quittung bei mir habe, die ich Euch geben werde, sobald Ihr mir diesen Betrag bezahlt, nnd dann stehe ich Euch, was das Duell betrifft, zu Diensten.“

Die unerschütterliche Kaltblütigkeit des Mannes überraschte Narvaez, und er ließ ihn unter vielen Bücklingen wieder ruhig seines Weges gehen, und hat ihm auch später einen Theil des Geldes bezahlt.

Ein junger progressistischer Offizier ward einmal auf gleiche Weise von Narvaez bedroht, aber als er sich ebenfalls sehr kaltblütig und muthig zeigte, entlassen, und erhielt einen höheren militairischen Posten in Catalonien, auf den er übrigens keine Ansprüche hatte.

Unter denen, welche bei der Vollziehung der Heirath Montpensier sehr betheiligt sind, befindet sich Carrasco, Finanzminister von Mon, der bei seinem Rücktritt den wohlklingenden Titel Conde de Santa Alcala erhalten hat. Carrasco ist noch nicht im Stande, seinen eingefleischten Hang zum Spielen und Wetten aufzugeben, und hat bei dieser Gelegenheit die große Summe von **15,000** Dollars mit einem anderen Spekulanten, einem Franzosen, Namens de la Thomasinière gewettet, daß die Heirath stattfinden werde. Die Wette ward am **7.** September abgeschlossen, ungefähr zehn Tage vor der Zusammenkunft der Cortes, und da Mr. Bulwer damals seine feindlichen Noten überreicht hatte, und die öffentliche Meinung der Vermählung so entgegen zu sein schien, so waren Carrasco's Aussichten sicherlich nicht die besten. Doch standen auch dem Exminister besondere Nachrichten zur Seite, da er in das Vertrauen der Königin Christine eingeweiht war.

Da ich das Hotel der Halbinsel, oder die fonda de las Postas Peninsulares, obschon nicht unbequem, doch für einen Kranken zu groß und geräuschvoll fand, so verlegte ich heute mein Quartier aus der Calle de Alcala in die Calle

de la Montera, ebenfalls eine Hauptstraße von Madrid, Beide auf die Puerta del Sol ausmündend, welche als der Mittelpunkt der Hauptstadt betrachtet werden kann. Die Stadt ist jetzt so überfüllt, daß es sehr schwer ist in einem Hotel Unterkommen zu finden. In den Casas de Pupilos und Huespedes (eine Art Kosthäuser, deren es in Madrid mehrere giebt) ist kein Platz mehr, und die besten Zimmer in den Hotels sind größtentheils besetzt. Ich hatte schon fast die Hoffnung aufgegeben, ein passendes Unterkommen zu finden, als mich das Glück nach einem ziemlich guten und schönen längst bestehenden Hause in der Calle de la Montera führte, das unter dem Namen der Fonda de San Louis bekannt ist, von dem ehrgeizigen Franzosen aber, der es jetzt bewirthschaftet, das **Hôtel Saint Louis** genannt wird.

Um vier Uhr ging ich zu dem Stiergefecht auf der Plaza de los Toros, und gestehe, daß die Toleranz, die ich vor drei Jahren für diese Schauspiele fühlte, bedeutend abgenommen hat. In Sevilla, wo ich sie damals sah, werden sie mit größerem Glanz gefeiert. Die Lokalität ist größer und majestätischer, und das Publikum glänzender. Hier war es fast nichts als Metzelei, und wenn man, wie ich heute, zehn unglückliche Pferde aufspießen, und sie ihre eigenen Eingeweide in den Sand treten sieht, so ist das ein Anblick, der durch keinen Glanz des Schauspiels, oder durch die Beweise von Muth, die man hier wahrnimmt, erträglich gemacht werden kann; aber wer soll diese Spiele unterdrücken! Es wäre unmöglich; die leidenschaftliche Gluth der aficionados oder Liebhaber des Stiergefechtes ist so übermäßig, daß ihre Vertilgung nicht in menschlicher Macht liegt. Man hat diese Schlächtereien sogar in eine Kunst oder vielmehr Wissenschaft zu verwandeln gewußt, so daß es eine Menge suertes oder verschiedene Methoden giebt, auf welche der matador dem Leben des Stiers ein Ende machen kann, und ein berühmter Künstler, Don Louis Ferrant, hat eine Reihe von nicht weniger als zwölf davon in schön gestochenen und kolorirten Blättern herausgegeben, die von den aficionados zu einem ungeheueren Preise gekauft werden.

Der boshafte Witz bei spanischen Stiergefechten ist sprüchwörtlich.

Vor einigen Tagen wendete bei einem Stiergefecht auf demselben Platze ein feiger Stier, als ihm der picador gegenüber trat, diesem den Rücken und floh. Das Publikum schrie sogleich: „Fuera al toro Mon-pen-seer! Fuera Mon-pen-seer!“ Das unglückliche Thier hatte nämlich nur Ein Auge, und

das Volk hat es sich in den Kopf gesetzt, der Herzog von Montpensier sei kurzsichtig — ein Vorurtheil, welches gänzlich ungegründet, aber wie die meisten anderen Vorurtheile, unvertilgbar ist. Man pflegte jeden lahmen Hund und Esel einen Trapani zu nennen, und nun wird jedes blinde Thier sicherlich ein Montpensier getauft. Ich glaube jedoch, der junge Herzog ist eben so scharfsichtig wie Bresson.

Es bildete sich vor einiger Zeit eine Partei gegen die französische Heirath, welche sich „Las Antimonpensieristes" nannte. Die Erklärung ihres Prinzips war etwas zu heftig, um erfolgreich zu sein. Sie lautete, daß ein „Afrancesado" dem Volke verhaßter sei als ein „facineroso!"

Die Begierde, mit welcher die englischen Journale aufgekauft, und deren leitende Artikel besprochen werden, kann man sich kaum denken.

Was man unter Preßfreiheit in Madrid versteht, läßt sich aus dem nachstehenden Dokument abnehmen: „Sämmtliche progressistische Journale wurden gestern in Madrid gleichzeitig mit Beschlag belegt. Ein solcher Akt wird von der Nation so gewürdigt werden, wie er es verdient. Bei den wiederholten Confiscationen, Geldstrafen und Verfolgungen, die die Organe der liberalen Partei täglich zu erdulden haben, ist es klar, daß selbst unter der ausnahmsweisen Herrschaft, welcher die Presse unterworfen ist, wir nicht im Stande sind, unsere Gedanken auszudrücken.

„Bei einem solchen Kampfe würden wir ohne Weiteres auf die Aufgabe, noch ferner zu schreiben, verzichten, wenn wir nicht überzeugt wären, daß der Sache unserer Gegner nichts mehr Schaden bereitet, als diese wüthende Feindseligkeit, welche ihre Furcht vor den Enthüllungen der Presse beweis't.

„Wir werden daher fortfahren zu schreiben, nicht wie die Umstände es verlangen, sondern wie die Laune unserer Herrscher es gestattet, nicht wie es in constitutionell-regierten Ländern Gebrauch ist, sondern wie es in Spanien unter dem Zwange einer willkürlichen Regierung geschehen kann, mit Einem Worte, nicht wie wir es im Genusse der Preßfreiheit thun würden, sondern wie wir es unter einer widerrechtlichen, gewaltthätigen Censur, und durch königliche Befehle eingesetzten exceptionellen Gerichten zu thun genöthigt sind.

„Unsere Abonnenten werden sich selbst ergänzen, was wir zu streichen genöthigt sind. Das Schweigen der Presse wird in Zukunft die beredtste Anklage werden, die gegen die Regierung geschleudert werden kann.

El Eco del Comercio.
El Clamor Publico.
El Nuevo Espectador.
El Espectador.

Madrid, am 23. September 1846."

Ende des ersten Bandes.

„Unsere Abonnenten werden sich selbst ergänzen, was wir zu streichen genöthigt sind. Das Schweigen der Presse wird in Zukunft die beredtste Anklage werden, die gegen die Regierung geschleudert werden kann.

El Eco del Comercio.
El Clamor Publico.
El Nuevo Espectador.
El Espectador.

Madrid, am 23. September 1846."

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hughes, Terence M.

Jenseits der Pyrenäen

Bd.: 1

Grimma [u.a.] 1850
H.misc. 33 uf-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737771-0